...gs vaterländ. Bibliothek.

# Der Goldschmied von Elbing.

15.12.38

In

## Velhagen & Klasings Vaterländischer Bibliothek

liegen bis jetzt folgende Bände vor:

**Der Bannerherr von Danzig.** Eine deutsche Städtegeschichte. Von **Ferd. Sonnenburg**. Mit 8 Holzschnitten. Eleg. in Leinwand geb. 4 Mk.

**Meister Schott und seine Familie.** Eine Geschichte aus der Belagerung von Straßburg im Jahre 1870. Von **Robert Koenig.** Mit 8 Holzschnitten und einem Plan der Belagerung. Zweite durchgesehene Auflage. Eleg. in Leinwand geb. 4 Mk.

**Der Goldschmied von Elbing.** Erzählung aus der Zeit des deutschen Ordens. Von **Ferd. Sonnenburg.** Mit 8 Holzschnitten. Eleg. in Leinwand geb. 4 Mk.

**Des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen abenteuerlicher Lebenslauf.** Nach des Ritters eigenen Aufzeichnungen wiedererzählt von **Ernst Leistner.** Mit 8 Holzschnitten. Eleg. in Leinwand geb. 4 Mk.

**Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.**

Velhagen & Klasing's vaterländische Bibliothek.

Der

# Goldschmied von Elbing.

Bielefeld und Leipzig,
Verlag von Velhagen & Klasing.
1878.

Der

# Goldschmied von Elbing.

Erzählung aus der Zeit des deutschen Ordens

von

Ferd. Sonnenburg.

Mit 8 Bildern von C. Röhling.

Bielefeld und Leipzig,
Verlag von Velhagen & Klasing.
1878.

1.

# Im Jahre 1369.

An dem umbuschten Ufer des tiefströmenden Flusses Elbing im preußischen Lande, hart unter den südlichen Wällen der gleichnamigen Stadt, lagen neben einander viele Gärten der reichen Bürger dieses altberühmten Handelsortes. Ueppig grünten in ihnen die mannichfach bestellten Beete und Felder, mit Blüthenschnee überladen standen die zahlreichen Obstbäume im warmen Strahl der Maisonne, und die zahlreichen Sommerhäuschen und Lauben umrankten sich mit schattigem Grün und mit duftigen Fliederblüthen, aus denen der weiße Schneeball hervorleuchtete.

In einem der größten und schönsten Gärten deckte dichtes Gesträuch das niedrige Ufer; verschlungene Gänge wanden sich durch die grüne Wildniß, und an dem verstecktesten Orte derselben lag eine trauliche Laube, so nahe dem Wasser, daß man die langsam fluthenden Wellen leise rauschen hörte, wenn man die schattigen Gänge hinunter bis zu dem Ruheplätzchen gewandelt war.

Auf der kleinen Bank in der einsamen Laube saß heute eine Jungfrau; ihr seidnes Mieder bezeichnete sie als Tochter eines angesehenen Handelsherrn, denn ihnen allein war nach der Kleiderordnung des Hochmeisters Winrich von Kniprode das seidene Gewand gestattet, und die von silbernen Spangen gehaltene Perlenschnur in ihrem reichen braunen Haar deutete an, daß ihr Vater einen Ehrensitz in dem Rathe seiner Vaterstadt einnahm, sonst hätte seine Tochter nicht den Perlenschmuck, sondern nur gebogene Flittern führen dürfen. Neben ihr am grünen Zweig hing der leichte Sommerhut von florentinischem Strohgeflecht, und zu ihren Füßen ruhte ein großer, glatthaariger Hund.

Das Haupt in die Hand gestützt, saß die Jungfrau da. Ernste Gedanken mußten ihren Sinn erfüllen, sie prägten sich auf den jugendlich schönen Zügen aus, und unruhig lauschend wandte das Ohr wiederholt sich dem Flusse zu.

Da tönte ein leises Geräusch, als würde ein leichter Kahn vorsichtig in das dichte Weidengebüsch gezwängt. Aufmerksam hob der Hund den mächtigen Kopf und horchte und witterte, dann schaute er, mit dem Schweif wedelnd, zu seiner Gebieterin zurück, als wisse er schon, was dieses Geräusch zu bedeuten habe. Die frischen Lippen der Jungfrau lächelten freudig, ihr Auge strahlte, sie streckte die weiße Hand dem jungen Manne grüßend entgegen, der aus dem Kahn ans Ufer trat und die Harrende in seine Arme zog.

„Meine Agnes!“ flüsterte er freudig, „gesegnet



seien die Heiligen, die deinen Fuß zu diesem trauten Versteck unserer Liebe führten.“

„Wie konnte ich zögern, hierher zu eilen,“ entgegnete Agnes, „da dein Zeichen, mein Berthold, mich rief? Wohl verstand ich dich, als du heute Morgen die Langgasse hinunterschrittest, und an meinem Fenster die Hand wie zufällig hobst, in der du ein Frühlingssträußchen trugst: blühender Flieder in der Mitte, vier weiße Apfelblüthen rings umher — was sollte das sagen?“

„Daß um die vierte Stunde an dem Orte, wo der Flieder blüht, dein Liebster dich sehen möchte,“ versetzte Berthold lächelnd, indem er sich neben der Jungfrau auf die Bank setzte, und ihre Hand in die seinige faßte; „neben dir am Fenster stand deine Mutter, sie sah nichts als einige Blumen in der Hand eines Vorübergehenden, du aber verstandest die heimliche Sprache und die Bitte deines Knaben. Hätte auch deine Mutter den verborgenen Sinn errathen, so würde der Weg zur Laube dir wohl versperrt worden sein, und vergeblich hätte dein Liebster hier deiner geharrt und ungeduldig in die grünen Gänge gespäht. Aber die Heiligen waren mit uns; sie schützen die treue Herzensliebe, und ich hoffe, daß ihre Gunst alle unsere Wege bahnen wird.“

„Ja, sie müssen uns helfen, die Heiligen,“ entgegnete Agnes, indem sie wie zum Gebet die Hände faltete, „sie können alles möglich machen, auch das, was so dunkel und verworren scheint, wie das Schicksal unserer Liebe. Ach mein Berthold, manche Stunde kommt,

in der mein Herz mir zum brechen schwer wird und alle meine Hoffnungen sich in Thränen verwandeln. Und alle Tage wird das Auge meiner Mutter trüber, ihr Antlitz finstrer und ihr Mund an Worten ärmer. Es ist nicht allein die Sorge um meinen Vater, von dem seit achtzehn Monden keine Kunde, keine Nachricht mehr zu uns kam; es ist noch etwas anderes, was meiner Mutter am Herzen nagt, aber was es ist, das kann ich nicht ergründen, und dieses Geheimniß quält mich unendlich. Mir ist es, als drohe über unsern Häuptern ein schweres Unglück, uns alle zu verderben; meine Augen können es nicht erspähen, aber meine Seele fühlt es, und sie zittert vor dem unsichtbaren Schrecken."

Aufmerksam hatte Berthold den Worten der Geliebten zugehört; als sie schwieg und mit thränenschwerem Auge zu ihm aufschaute, erwiderte er: „Ich kann es mir denken, wie deiner Mutter die ungewohnten Lasten schwer auf den Schultern ruhen mögen. Deines Vaters Hand führte ein kraftvolles Regiment, und sein stolzer, kühner Sinn ließ ihn viele Schwierigkeiten besiegen, vor denen mancher andere scheu zurückgewichen wäre; und bei alledem habe ich deinen Vater doch oft sinnen und sorgen und nach einem Auswege aus schwieriger Lage mit Anstrengung ringen sehen. Bedenke nun, Geliebte, seit zwei Jahren ist dein Vater fortgezogen, er führte reiches Gut mit sich in das ferne, lietauische Heidenland, und seit dieser Zeit ruhen alle Lasten des größten Handelshauses unserer Stadt in der Hand deiner Mutter. Frau Elisabeth Rundorf ist eine kluge und thätige



Herrin, aber sie ist doch immer ein Weib, dem manche Schranke, die der Mann nicht kennt, sich unübersteiglich entgegenstellt, auch steht ihr nicht eine lange und reiche Erfahrung einer in allen Wechselfällen erprobten Thätigkeit zur Seite. Nun ist dein Vater, das Haupt und die Seele des großen, weit ausgebreiteten Hauses, von dannen gezogen; niemand weiß, wo er sich jetzt befindet, keine Kunde und kein Rath kann von ihm hierhergelangen, wenn deiner Mutter ein zweifelhafter Fall Bedenken erregt. Findest du es ungewöhnlich, Geliebte, daß unter diesen Umständen im Herzen deiner Mutter die Lebensfreude gemindert, die Sorge um den fernen Gatten mit jedem Tage höher gespannt wird? Könntest du in gleichem Falle deinen frohen Sinn bewahren? Ich glaube, meiner Agnes Augen wären da schon längst von Thränen übergeflossen, wo Frau Elisabeth's Blick noch fest und stolz bleibt."

Agnes schüttelte traurig das Haupt. „Was die äußern Verhältnisse unseres Hauses dem Blick des erfahrenen, prüfenden Mannes darbieten," sagte sie, „das magst du, mein Berthold, sicher beurtheilt haben. Aber meine Mutter kennst du nicht. In ihrem unverändert ruhigen Wesen erblickt der flüchtige Beobachter leicht eine von allen Sorgen unberührte Ruhe, oder eine kalte Gleichgültigkeit. Ich aber weiß, wie stürmisch bewegt ihr Herz bei aller äußern Ruhe schlagen kann, und ich verstehe die leisen Zeichen, welche die Aufregung ihres Innern verkünden. Wenige Tage sind es, da fand ich sie in ihrem Schlafgemach vor dem Bilde meines Vaters

sitzen; sie schaute es mit düstern Mienen an, und so sehr waren ihre sonst so scharfen Sinne von der Gewalt der stürmenden Gedanken gefesselt, daß sie meinen Schritt nicht hörte. Ich stand neben ihr, und sie sah mich nicht; mir wurde es bang und fast unheimlich in ihrer Nähe, ich legte meine Hand auf ihre Schulter, da schrak sie zusammen und fuhr auf und sah mich mit einem so drohenden Blick an, daß ich zurückwich. Doch sogleich ergriff sie meine Hand und zog mich zu sich, und ich fühlte, daß ihre Finger eiskalt waren. Voller Angst umschlang ich sie mit meinen Armen, und fragte ängstlich, was ihr sei? Da machte sie sich von mir los, und lächelte mich an und sagte: „Was sollte mir sein? Siehst du nicht, Kind, daß ich vollkommen wohl bin?“ Und ruhig entfernte sie sich, und gleich darauf sah ich sie dem Lagerhause zugehen und mit dem Faktor die gefüllten Räume durchwandern, nach Auskunft fragen und Anordnungen ertheilen. So deckt sie mit entschlossener und geschickter Hand jede Spalte zu, durch welche ein fremder Blick ihre Geheimnisse erforschen könnte. Doch das Auge der Tochter dringt durch den Schleier und sieht, was ihr verborgen gehalten wird.“

„Ich muß dir glauben,“ versetzte der junge Mann, „denn deine Beobachtungen sind klar und sicher, und ich weiß, daß Frau Elisabeth Rundorf alles aufs schärfste bedenkt und überlegt, was sie sagt und thut. Aber was sollte das sein, was diese feste und sichere Seele aus ihrem Gleichgewicht zu bringen im Stande wäre? Weißt du keine Auskunft zu geben, meine Agnes?“



„Mit derselben Frage habe ich tagelang, ja auch in den schlaflosen Stunden der Nacht, mich zermartert, aber ohne allen Erfolg,“ erwiderte Agnes; „nur das eine ist mir klar: uns droht ein schweres Verhängniß! Ich weiß, daß die Gefahr nahe gerückt ist, und ich weiß nicht, wohin ich mich um Hülfe wenden soll.“

Groß und fragend hob Berthold die klaren Augen zu ihr auf, und schaute sie fast vorwurfsvoll an.

Agnes verstand den Blick. „Verzeih mir, mein Geliebter,“ sagte sie, und umarmte den Jüngling, „du weißt ja selber, daß mein Herz nur dir allein gehört, und daß ich auf deine Liebe und Treue mein Leben gebaut habe. Nicht um mich sorge ich, denn mein Haupt kann ich an einen Ort betten“ — sie ließ den schönen Kopf an Berthold's Brust ruhen — „wo mir eine Freistatt in allen Stürmen gesichert ist. Aber mein Vater ist in der Fremde unter den Heiden, wo schon mancher deutsche Mann ein verschollenes, blutiges Grab fand, und auf dem Antlitze meiner Mutter lese ich Tag für Tag die heimliche Angst und Sorge. Mich kannst du in dein Haus in der Spirdingstraße holen, aber wer ist im Stande, meinen Vater und meine Mutter vor Unheil zu behüten?“

„Du mußt dein Herz nicht den zagenden Gedanken öffnen,“ erwiderte Berthold, „treue Liebe und ein fester Wille, und der Beistand der Heiligen vermögen viel auszurichten. Ich bin ein Mann, und weiß Schwert und Rede zu führen, und an meiner Seite steht mein Bruder Wolfram, der ist mir treu wie meine rechte Hand.

Wir beide sind bereit, für dich und die Deinigen alles aufzuopfern, und wenn es das letzte Herzblut wäre, und hier" — er streckte die Hand in die Höhe und rief: „Hört mich, ihr Heiligen alle und du, hehre Mutter Gottes — hier gelobe ich —"

„Schwöre nicht, du Thor!" tönte es von einer ernsten Stimme in unmittelbarer Nähe, und erschreckt fuhren die Liebenden auseinander und schauten verwirrt in das finstre Antlitz der Frau Elisabeth Rundorf, die neben ihnen stand, als habe eine geheime Macht sie plötzlich auf die Stelle geführt, auf welcher jetzt ihr Fuß stand.

„Willst du das Verderben auf dein Haupt herabreißen?" fuhr Frau Elisabeth mit zornigem, und doch kaltem Tone fort, indem sie ihre Tochter gar nicht zu bemerken schien. „Wenn ich dir rathen soll, hefte dein Leben nicht an den Namen des Hauses, dessen Glanz dir so hell scheint, du weißt nicht, ob es nicht zusammenbrechen, und dich unter seinen Trümmern begraben kann." Und als sie sah, daß die Liebenden immer noch Hand in Hand dastanden, streckte sie mit strenger Geberde die Rechte aus, daß ihre Finger den Arm der Tochter berührten, und gebot mit harter Stimme: „Scheidet!"

Aber entschlossen zog Berthold die Geliebte an seine Brust und stellte sich, als wolle er Agnes schützen, der Mutter gegenüber.

„Die Heiligen haben den Schwur der Treue gehört, der unsere Herzen für Zeit und Ewigkeit zusammen-



band," sagte er, „und kein menschliches Gebot kann unsern Schwur lösen. Uns scheidet nichts mehr, auch nicht das Wort der Mutter!"

Seine Stimme klang so fest, sein Auge leuchtete so entschieden, und Agnes schlang ihre Arme so innig und so angstvoll um des Geliebten Brust, daß auch ein wenig erfahrener Blick erkennen mußte, hier sei ein Widerstand zu besiegen, den nur die äußerste Gewalt werde brechen können.

Ein Ausdruck der Rührung zuckte über das Antlitz der Mutter, doch nur einen flüchtigen Moment hindurch; dann wurden ihre Züge noch finstrer als zuvor, und die Arme übereinander verschränkend sagte sie: „Du willst sie dir nicht rauben lassen, von der du meinst, sie trüge dein Glück in ihrer Hand und brächte Ströme von Gold in dein Haus. Ich aber sage dir: dein Blick ist geblendet, und Schein, hohler Schein ist, was du zu sehen glaubst. Höre mich an, ich will dir Worte in dein Ohr rufen, die sollen deine Arme aufthun und deine Zunge lähmen, und in deiner Brust alles was du Liebe nennst ertödten, daß du die da" — sie deutete auf die weinende Agnes — „nicht mehr zu sehen begehren wirst. Höre mir zu, junger Gesell!"

Da hob die Jungfrau die gerungenen Hände empor.

„O Mutter!" flehte sie, „wenn ihr unsere Liebe tödtet, so brecht ihr auch das Herz eurer Tochter. O seid barmherzig, und gedenkt daran, daß ihr gegen Glück und Leben eures einzigen Kindes eure Hand erhebt!"

„Kind!“ erwiderte Frau Elisabeth, und wie ein Krampf durchbebte es ihre stolze Gestalt, „nicht für alle Schätze der Erde würde ich dich hingeben, denn du bist mir das Höchste, das Beste auf dieser Welt. Aber zufrieden würde ich sein, wenn ich in diesem Augenblicke dir deine Augen zudrücken, und dich in die Gruft tragen lassen, und hinter dir verschließen und den Schlüssel mit meiner Hand abziehen könnte!“

Von Thränen überströmt, warf Agnes sich zu den Füßen der strengen Frau nieder und umschlang ihre Knie. „O Mutter, Mutter!“ schluchzte sie, „so habt ihr noch nie zu mir geredet. O wie zerreißen eure schrecklichen Worte mir mein Herz!“

Berthold richtete sich auf und unwillig und mit Nachdruck sagte er: „Von Gott habt ihr euer Kind empfangen, Frau Elisabeth Rundorf, und Gottes Auge wacht über sie und über euch. Martert die Jungfrau nicht mit Worten, die nie von einer Mutter Lippen hätten kommen sollen. Habt ihr keinen Platz mehr an eurem Herzen für euer Kind, so gebt sie mir in meine Arme und in mein Haus, so wie sie da vor euch liegt, und tagtäglich mögt ihr kommen und mit euren Augen schauen, wie ich mein Kleinod auf meinen Händen tragen werde.“

Frau Elisabeth maß den jungen Mann mit einem kalten Blicke.

„Wer bist du,“ sagte sie, „daß du für meine Tochter mehr thun zu können glaubst, als die eigene Mutter? Erst vernimm, was mir mein Herz zusammendrückt und





„Von Thränen überströmt, warf Agnes sich zu den Füßen der strengen Frau nieder.“

wenn du dann noch Muth hast, Agnes' Hand festzuhalten, dann will ich sagen, du seist ein Mann."

Sie setzte sich auf die Bank und gebot den Liebenden, neben ihr Platz zu nehmen. Den großen Hund berührte sie leise mit ihrem Fuße und sagte: „Geh, Greif, halt Wache!"

Greif erhob sich sogleich, schaute mit seinen klugen Augen die Herrin an und verschwand dann in den buschigen Gängen.

Frau Elisabeth Rundorf lehnte sich gegen die grünende Laubwand zurück und begann zu reden.

„Nicht von heute und nicht von gestern," sagte sie, „reichen die Fäden her, welche den verwirrten Knoten schlangen. Ihr müßt alles kennen, sonst versteht ihr mich nicht; meine Erzählung muß zu Tagen zurückkehren, in denen eure Augen noch nicht das Licht der Sonne schauten.

„Zur Zeit, als meines Eheherrn Eberhard Rundorf's Vater, der reiche Handelsherr Paulus Rundorf in seinem von den Vätern ererbten Hause in der Langgasse wohnte, in dem auch wir unsere Tage jetzt zubringen, verwaltete an der Kirche zu St. Marien das Amt eines Glöckners ein Mann mit Namen Kaspar Lindenblatt."

„Das war der Vater meiner Mutter!" versetzte Berthold rasch.

Frau Elisabeth nickte nachlässig mit dem Haupte und fuhr fort: „In seinem ärmlichen Hause hatte Kaspar Lindenblatt eine Tochter, Maria, deren Schön-

heit vielen Männern der Stadt Elbing den Kopf verwirrte. Zahlreiche Freier warben um ihre Hand, und bemühten sich um Maria's Gunst und des Alten Jawort. So oft aber Kaspar Lindenblatt seine Tochter fragte: „Welchem Freier willst du folgen?“ entgegnete Maria, sie wolle keinen Mann haben, sondern wolle in ihres Vaters Hause bleiben, wo alles nach ihrem Willen ging und niemand ihr in ihren Weg trat.

„Eine geraume Zeit sah der Glöckner das ruhig mit an, denn seine Tochter stand noch in sehr jugendlichem Alter, und er war viel zu sehr in sie vernarrt, um ihr irgend einen Zwang aufzuerlegen. Aber da Maria sich beharrlich gegen jeden Freier freundlich zeigte, aber keinem das Jawort gab, so fing Kaspar Lindenblatt allmählich an zu bedenken, daß auf diese Weise seine Tochter trotz aller ihrer Schönheit niemals eine sichere Versorgung gewinnen würde, und deshalb begann er selber die Schaar der Freier zu mustern; wenn er den rechten gefunden hätte, glaubte er seine Tochter schon durch sein väterliches Wort zu seiner Ansicht bekehren zu können.

„Und gerade um jene Zeit ging ein großer Vogel ins Garn, der dem Glöckner ganz und gar der rechte zu sein schien, denn er war der einzige Sohn des reichsten Mannes in der Stadt, und hieß Eberhard Rundorf.“

„Mein Vater?“ rief Agnes erstaunt, „war das mein Vater?“

„Er war es,“ entgegnete Frau Elisabeth ruhig.



„Damals kehrte er von einem längern Aufenthalte auf dem Stahlhofe zu London zurück, und schickte sich an, seines Vaters großes Geschäft selbständig zu übernehmen. Er schaute sich nach einer Hausfrau um, und das Unglück führte ihm die Glöcknerstochter in den Weg. Sogleich beschloß er, alle Mittel anzuwenden, um in den Besitz der schönen Spröden zu gelangen; er wendete sich an den Vater, und wurde von ihm willig empfangen. Es war nicht schwer, des Vaters Einwilligung zu erlangen, doch stellte der Glöckner die Bedingung, daß auch seine Tochter freiwillig zustimme, ohne den mindesten Zwang. Von dem Freier, dessen Leidenschaft hoch aufloderte, unaufhörlich bestürmt, von dem Vater liebreich ermahnt, ihr seltenes Glück nicht von sich zu stoßen, schien Maria geneigt, ihre Hand zu verschenken. Schon glaubte Eberhard Rundorf sich am Ziel aller seiner Wünsche, und die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden getroffen. Die ganze Stadt war Zeuge der Bewerbungen Eberhard's, dessen heiße Liebe taub gegen die Vorstellungen seines Vaters und seiner Freunde, taub gegen allen Spott, unempfindlich gegen alle Kränkungen der übrigen Patrizierfamilien war.

„Da erklärte plötzlich wenige Wochen vor der Hochzeit Maria ihrem Vater, daß sie Eberhard Rundorf's Gattin nicht werden könne, und auf die bestürzte Frage des Vaters gestand sie diesem, daß ihr Herz eine andere Wahl getroffen habe. Ein junger Goldschmied hatte in der Spirdingstraße ein Haus erworben, hatte Bürgerrecht und Meisterstand erlangt und das Herz der schönen

Maria im Sturm erobert. Er war ein wackrer Mann, es war nichts gegen ihn zu sagen; und da Maria unter Thränen versicherte, daß sie ihm allein angehören wolle, so fiel dem alten Glöckner das schwere Amt zu, dem reichen Sohne einer der edelsten Familien der Stadt den Laufpaß zu ertheilen.

„Wie ein Donnerschlag traf es ihn; er wollte es nicht glauben und als er das schlimme Wort aus Maria's eigenem Munde vernahm, da tobte er und ließ kein Mittel unversucht, die Ungetreue wieder zu gewinnen; ja er machte den Versuch, sie mit Gewalt zu entführen, um im fernen Lande sich ihres Besitzes zu versichern, und nur die nimmer ruhende Wachsamkeit des Goldschmieds verhinderte die Ausführung der unseligen Gewaltthat.

„Die Hochzeit wurde nur um so mehr beschleunigt, und wenige Tage später führte Meister Markwart die schöne Maria zum Traualtar. Eberhard Rundorf aber hatte zuvor die Stadt verlassen. Er war mit einem der Schiffe seines Vaters in See gegangen und segelte den spanischen Landen zu. Im Kampf mit Sturm und Wogen, in blutigen Gefechten mit englischen und französischen Ausliegern suchte der starke Mann seinen Schmerz gewaltsam zu übertäuben und seine Ruhe wiederzugewinnen. Zwei Jahre brachte er auf der gefahrvollen Fahrt zu, und als er durch alle Schrecken hindurch seine reichbeladene Galeide den Küsten der Heimath wieder zugeführt hatte, ließ er sie allein dem Hafen der Vaterstadt zusegeln; er selbst begab sich nach Thorn, wo sein



Haus eine bedeutende Niederlage hatte, und unterzog sich hier einer strengen und genauen Untersuchung des in Verfall gerathenen Geschäftes. Die lässigen Beamten wurden erbarmungslos von ihm entlassen, und Monde lang versah er alle Geschäfte der großen Handlung mit wenigen Gehülfen allein, bis sein Vater von Elbing passenden Ersatz senden konnte. Die wichtigen Geschäfte wurden nun rüstigern und willigern Armen anvertraut, und Eberhard bereitete seine Abreise vor.

„In Thorn, meiner Vaterstadt, in welcher mein Vater gerade damals das Bürgermeisteramt führte, hatten wir alle die Thatkraft Eberhard's, seinen Fleiß und seine reichen Erfahrungen bewundert und seinen oft finstern Ernst gescheut. Am Tage vor seiner Abreise trat er bei meinem Vater ein und warb um meine Hand. Mein Vater kam zu mir und meiner Mutter, wir hielten Rath und als er am nächsten Morgen wiederkam, erhielt er das Jawort. Gleich darauf unternahm er eine Reise nach England.

„Jahr und Tag verging; als er wiederkehrte, fand die Hochzeit statt und dann führte Eberhard mich in sein väterliches Haus ein. Es war das erstemal, daß sein Fuß den Boden der Heimath wieder betrat.

„Nicht Liebe hatte unsere Ehe geschlossen, sondern ruhige Ueberlegung. Doch als wir nun mit einander lebten, fand es sich, daß wir sehr wohl zusammen paßten und wir haben immer freundlich verkehrt, obwohl Eberhard's düstres und heftiges Wesen es mir zuweilen schwer machte, den Frieden zu wahren.

„Deine Mutter, Berthold, lernte ich bald kennen; sie fiel mir auf durch ihre Schönheit; ich sah sie mit ihrem ältesten Knäbchen — das warst du — in der Thür ihres Hauses stehen, und mancher vornehme und reiche Herr trat in den Laden des Goldschmieds ein, um einen Blick oder ein freundliches Wort von der schönen Markwartin zu erhaschen. Daß mein Eheherr sie einst hatte heimführen wollen, wußte ich nicht; niemand redete mir davon.

„Einst saß ich mit meinem Gemahl an einem finstern Herbstabend im Zimmer unseres Hauses; wir warteten auf den Diener, der uns zum Nachtessen rufen sollte. Es währte ein wenig länger, als gewöhnlich, und als der alte Diener kam und die gewohnten Worte sprach, zitterte seine Stimme in auffallender Weise, obwohl er sichtlich seine Bewegung zu bemeistern strebte. Der Herr sah ihn scharf an.

„Was liegt dir im Sinn? Was ist dir begegnet? Rede!" sagte er, denn diesen alten Diener hielt er vor allen werth.

„Mir ist nichts begegnet, Herr," entgegnete der Diener, der nur mit Mühe seine Thränen zurückhielt.

„So sag mir, was dich drückt," fuhr mein Gemahl fort, „denn ich sehe dir's an, daß du mit leidvollen Gedanken kämpfst."

„Noch immer zögerte der Diener und ich bemerkte wohl, wie seine Blicke scheu zu mir herüberstreiften. Doch meines Gemahls Geduld war stets nur von kurzer Dauer. „Rede, ich will es wissen!" befahl er in strengem Tone.



„Gestern Abend hat die Markwartin ein Knäbchen geboren, und soeben ging der Priester zu ihr, um ihr die letzte Oelung zu geben, denn sie liegt im Sterben" — so sagte der Alte, dann wandte er sich und ging.

„Mich traf die Nachricht mit lebhafter Trauer, aber auffallend war mir der tiefe Schmerz des alten Dieners, der, so viel ich wußte, in keiner Beziehung zu der Markwartin stand. Ich wandte mich an meinen Gemahl mit der Frage, ob vielleicht der Diener ein Verwandter der jungen Frau sei? — Ich wußte nicht, welchen wunden Punkt ich mit meinen Worten berührte. Gerade unser Diener war es gewesen, der mit dem Glöckner langsam und geschickt um die Verheirathung seiner Tochter an seines früheren Herrn Paulus Rundorf's Sohn unterhandelt und endlich den Knoten geschlungen hatte, den ein feindliches Geschick so jäh zerschnitt. Aus demselben Munde, der ihm einst so manche Botschaft der Freude zugetragen, mußte Eberhard nun die Schreckensnachricht empfangen.

„In jener Stunde erhielt ich keine Antwort von meinem Gemahl. Mit tonloser Stimmer ersuchte er mich, allein zum Nachtessen zu gehen und ihn nicht zu erwarten; dann verließ er das Haus.

„Die Nacht rückte vor, Stunde um Stunde, mein Gemahl kehrte nicht heim; ich wurde besorgt um ihn. Ich ließ den alten Diener wecken und zu mir kommen, ich theilte ihm meine Sorge mit und suchte Auskunft von ihm zu erlangen. Meinen Bitten gab er in seiner Angst um den Herrn nach und theilte mir alles mit was ich euch soeben erzählt habe.

„Am nächsten Morgen, als die Todtenglocken das Hinscheiden der schönen Markwartin verkündeten, kehrte mein Gemahl in sein Haus zurück. In seinem Innern kochte ein wilder Grimm, der ihn tagelang fast unzugänglich machte, und Monden vergingen, bevor er seine Ruhe wieder erlangte. Von der Todesstunde Maria's an aber hatte er einen wilden Haß auf den Goldschmied Markwart und dessen ganzes Geschlecht geworfen, und niemand durfte den verhaßten Namen vor ihm nennen.

„Wenige Tage zuvor, ehe er vor nun zwei Jahren zum letztenmal sein Haus verließ, wanderte er mit mir noch einmal durch alle Räume unserer Wohnung und des Lagerhauses. Als wir auf dem höchsten Speicher angekommen waren, wo große Vorräthe der groben Leinwand lagerten, die zum Verpacken der Lundener Laken*) verwendet wird, schauten wir von da auf den Hof hinab, wo die Ausfahrt nach der Langgasse sich öffnet. Das Thor war aufgethan und du, Agnes, standest auf dem Hofe unter dem blühenden Kirschbaume. Ein junger Mann schritt auf der Straße am Hause vorüber, er grüßte dich freundlich, blieb stehen und sprach einige Worte mit dir, und du lächeltest ihm zu und schautest ihm nach, als er weiter ging.

„Sieh hinab," sagte dein Vater zu mir, „wer ist der da unten?"

„Ich hatte ihn sogleich erkannt. „Es ist des Markwart's ältester Sohn," entgegnete ich.

*) Englische Tuche.



„Da sah ich deinen Vater vor Zorn erbleichen. „Ich will hinab," sagte er, „und diesen Einklang stören, der mir allen Haß meines Innern zehnfach aufwühlt."

„Mit Mühe hielt ich ihn zurück. „Rühre die Kohlen nicht an," sagte ich ihm, „der kleine Funke lodert sonst hell auf, und dir bleibt keine Wahl, als den Brand zu zertreten und zu vernichten."

„Du magst Recht haben," erwiderte er, indem er sich besann, „das könnte das Feuer zu hellen Flammen anfachen, und vor den Augen der ganzen Stadt würde zum zweitenmal ein volles Maß der Schande über mich ausgeschüttet werden. Aber was ist zu thun? Ich würde sie augenblicklich in ein Kloster schicken, wenn sie nicht mein einziges Kind wäre. Doch was soll ich thun?"

„Ueberlaß unsere Tochter meiner Obhut," versetzte ich, „von mir soll sie aufs sorgfältigste behütet werden, und ich glaube sicher, daß die Spielerei ein Ende findet, wenn die Nahrung der günstigen Gelegenheit ihr gänzlich entzogen wird."

„Eberhard schwieg; er redete auch kein Wort mehr von der Sache, bis er den letzten Abschied von mir nahm. „Hüte mein Kind!" sagte er da zu mir, „und" — setzte er in furchtbarem Tone hinzu — „ich mag wiederkehren oder nicht: wenn Agnes das Weib jenes Menschen, des Markwart, wird, so soll der Fluch ihres Vaters —"

„Halt ein! O Mutter, halt ein!" rief Agnes laut weinend und streckte die Hände zu der Mutter hinauf.

„— ihr Gebein vertrocknen und ihre Seele verderben!“ vollendete die Mutter in düsterm Tone, und fuhr dann fort, als ihr Kind todesbleich zusammenbrach: „Nicht mein Mund war es, der diese Worte sprach, und ich kann sie nicht auslöschen und nicht unwirksam machen. Deines Vaters Lippe hat sie gerufen, und der Himmel und seine Heiligen, die Hüter der ewigen Gebote, haben sie gehört. Wage es, vor dem Altar Gottes die Hand dessen zu fassen, der jetzt zagend neben dir steht, und der Segen des Priesters wird sich in den fürchterlichen Fluch verwandeln und dein Haupt sicher treffen, denn keine Stätte auf Erden und im Himmel gibt es, wo du es vor deines Vaters Willen bergen könntest!“

In tiefer, wechselnder Bewegung, in Rührung, Unwillen und Schrecken hatte Berthold den Worten der Frau Elisabeth Rundorf zugehört. Als sie schwieg, schickte er sich an, zu reden. Doch sie streckte ihm die Hand entgegen.

„Noch nicht!“ sagte sie abwehrend, „meine Rede ist noch nicht zum Ende gelangt. Hör mir weiter zu, bis ich dich frage, und dann sprich!“

Gesenkten Hauptes, schweigend, schwer athmend saß Frau Elisabeth da, und ängstlich harrend ruhten die Augen der Liebenden auf ihr, in banger Furcht, welches neue schreckliche Geheimniß sich hier noch enthüllen sollte.

Endlich richtete Frau Elisabeth Rundorf sich empor und mit einem gewaltsamen Entschluß sagte sie:



„Es muß sein! Ich kann es nicht verschweigen! — Seht unser Haus in der Langgasse an. Ebenso stolz steht es da, wie an jenem Tage, wo Paulus Rundorf seinem Sohne Eberhard Haus und Handlung übergab. Auf den Meeren schwimmen unsere Schiffe, auf allen Handelsstraßen fährt unser Gut, und an allen Plätzen, so weit der deutsche Kaufmann seinen Fuß lenkt, hat unser Name guten Klang. Tausende beneiden unsern festgegründeten Reichthum und preisen uns glücklich vor allen — ich aber sage euch: wenn nicht vor Ablauf des nächsten Jahres mein Eheherr wiederkehrt, wenn nicht Lasten Goldes ihm folgen, so sind wir, bevor zwölf Monde vergangen — Bettler!“

Entsetzt fuhr Berthold von seinem Sitze auf. „Ihr irrt euch!“ rief er außer sich, „das ist unmöglich, ein solches Haus kann nicht plötzlich zusammenbrechen!“

„Gefällt dir dieser Ton nicht!“ versetzte Frau Elisabeth mit eisigem Laute, „glaubtest du, die Truhen deiner Braut seien mit Gold bis zum Deckel gefüllt? — Laß den Vogel fahren! Du hieltest sein Gefieder für Gold, wenn du ihn in deiner Hand hältst, wirst du sein graues Kleid gewahren! — Du schweigst? Schau mich nicht so zweifelnd an; was du hörtest, ist lautere Wahrheit. Schon seit zwölf Jahren hat das Unglück uns Schlag auf Schlag getroffen, und die Gewaltthaten des dritten Waldemar von Dänemark brachen die Blüthe unseres Hauses. Alle Erfahrung und Klugheit meines Eheherrn, alle seine rastlose Thätigkeit konnten nicht dem Verderben Einhalt thun. Unter den Räuberhänden des

dänischen Königs, dem jedes Fahrzeug der Hanse gute Beute war, schmolz der Reichthum des Hauses Rundorf, und bald erkannte Herr Eberhard, daß er sein Geschäft auf den zehnten Theil einschränken müsse, wenn er überhaupt noch über Wasser bleiben wolle.

„Da faßte der kühne und stolze Mann einen gewagten Entschluß, und setzte all sein Glück auf einen einzigen Wurf. Er raffte zusammen, was ihm geblieben war — immerhin noch ein reicher Schatz! Er benutzte in geschickter Weise seinen Kredit, so weit seine liegenden Gründe seinen Gläubigern Deckung boten und alles, was er nun in Händen hielt, theilte er in einen größern und einen kleinern Theil; den letztern gab er mir und hieß mich damit wirthschaften, wie die altgewohnte Weise des Geschäfts es vorschrieb. Für den größten Theil seines Vermögens kaufte er von flandrischen Häusern holländische und lundische Laken, und sandte sie in mehreren Zügen nach dem Heidenlande, nach Lietauen; er selbst ging ihnen nach, um seine Waaren dem Fürsten Kinstut in seiner Hauptstadt Wilna zuzuführen. Glückte dieses Unternehmen, so mußte es Tonnen Goldes als Gewinn bringen. Aber wer gibt in dem heidnischen Lande dem Christen, dem Deutschen sein Recht? Zwei Jahre sind hingegangen, seit mein Eheherr auszog; vergebens harre ich von Stunde zu Stunde seiner Wiederkehr, und trage mit brechender Seele die Sorge um ihn und die Last des wankenden Hauses — aber keiner der Heiligen scheint erbarmend meine verzweifelnden Jammerworte zu hören, und mit sicherm Schritt naht



das furchtbarste Verderben unserm, dem Untergang verfallenen Hause!"

Erschöpft schwieg ihr Mund, und ermattet sank die hohe Gestalt auf den Sitz zurück.

Plötzlich fuhr sie heftig empor.

„Warum schweigst du nun?" rief sie dem jungen Manne zu, „sind deine Liebkosungen, sind deine heiligen Schwüre nun verstummt? Hast du noch Lust, die Bettlerin, die mit dem Vaterfluch beladene, an dein Herz zu betten? Oder ist deine Liebe wie der Wind, der um die duftende Blüthe schmeichelt, und wenn sie welk herabfällt, sein übermüthiges, spottendes Spiel mit ihr treibt?"

„Frau Elisabeth Rundorf," entgegnete Berthold langsam und mit Anstrengung, „was meine Ohren von euren Lippen empfingen, das hat mir fast das Herz im Leibe umgewandt. Vor den Augen tanzt es mir einher, ich kann euch keine Antwort geben, denn ich weiß selbst nicht, was mir die Pflicht zu thun gebietet. Aber da ich doch nun einmal mit eurer Agnes Schwur um Schwur getauscht habe, und eine höhere als eine Menschenhand unser Leben unlöslich ineinander flocht, so hört meine flehende Bitte: kehrt am dritten Tage, von heute an, mit eurer Tochter um dieselbe Stunde an diesen Platz zurück, hört meine Worte an, die ich euch sagen werde und ich gelobe euch, daß ich dann euerm Gebote mich unterwerfen werde, wie es auch falle. Wollt ihr meine Bitte hören?"

„Es sei!" versetzte Frau Elisabeth Rundorf, „am

dritten Tage muß alles sich entscheiden, denn meine Hand muß meinem Eheherrn gegenüber rein bleiben. Folge mir, Agnes!"

Noch ein flüchtiger Händedruck der Liebenden, noch ein Schmerzensblick, ein Seufzer, von dem bittersten Weh getragen — dann waren die Frauen in dem dunklen Laube verschwunden.

Noch einen Augenblick lauschte Berthold ihren Schritten, dann bestieg er seinen Kahn und ruderte langsam davon.

Einsam und verlassen lag das trauliche Plätzchen; auf den grünen Frühlingsblättern schimmerten die Herzensthränen der Jungfrau —

Rings um den Garten zog sich eine hohe und dichte Weißdornhecke; an der Eingangspforte stand ein aus Steinen erbautes Gartenhäuschen mit einer Vorhalle, die zugleich Kücheneinrichtungen hatte, und zwei Wohngemächern. In der Vorhalle harrte Lukas, jener alte Diener, der einst dem Handelsherrn Eberhard Rundorf der vertraute Bote gewesen war; er hatte seine Herrin zum Garten hergeleitet, und saß nun an dem Herde in der Halle und schaute in die verloschenen Kohlen hinein.

Frau Elisabeth Rundorf schlug nicht sogleich den Weg nach ihrem Hause ein. In dem innersten Wohngemach des Gartenhäuschens, wo in einem verschlossenen Schranke ein kleiner Vorrath von Wein stets verwahrt wurde, nahm sie Platz auf einem der Sessel von weißem und braunem Weidengeflecht und zog aus dem Täschchen,



das an einer silbernen Kette an ihrem Gewande hing, einen Schlüssel hervor.

„Oeffne den Schrank, mein Kind," sagte sie, „ein Becher Wein wird uns gute Dienste thun und während wir hier verweilen, verschwinden auf deinen Wangen die Spuren der Thränen, die du weintest. Wenn wir jetzt durch die belebten Straßen zur Langgasse hinaufschritten, dann würde mancher neugierige Blick dich mustern, und das Gerede der Leute, das den Reichsten immer am meisten trifft, würde einen willkommenen Anlaß haben. Setz dich zu mir, und bring uns die kleinen Becher mit den Perlen."

Agnes that nach der Mutter Begehr. Sie goß aus der Kanne, die durch einen aufgeschraubten Deckel fest verschlossen wurde, den Wein in zwei silberne Becher, welche genau die Form eines weit aufgesperrten Fischkopfes zeigten; ein Rand von Perlen beträchtlicher Größe umschlang die seltsamen Trinkgefäße in ihrer Mitte.

„Diese Becher brachte dein Vater aus England," sagte Frau Elisabeth; „sie waren unter den ersten Gaben, die er mir schenkte, und er trank gern hier im Garten daraus; die seltsame Form reizte immer wieder seine Lachlust. Im Hause in der Stadt, wo die Gedanken über die Arbeiten des Geschäfts ihn fast nie verließen, hätten solche Dinge ihn gestört. Hier aber hatte er sie gern."

„Ich habe ihn immer heiter gesehen, wenn er diese Becher wählte," versetzte Agnes; „als ich noch ein

Kind war und an meines Vaters Hand öfter zu diesem Garten ging, ließ er mich aus diesen Bechern trinken und scherzte mit mir über die wunderlichen Fische, die dem Menschen zu trinken gäben."

Ein tiefer Seufzer rang sich aus der Brust der Mutter herauf. „Mögen die Heiligen geben, daß jene traulichen Stunden wiederkehren!" sagte sie. „Jetzt aber, mein Kind, laß uns mit ernster Erwägung dessen gedenken, was für dich zu thun sein wird. Deine Mutter muß über dein Geschick entscheiden. Damit ich das Beste für dich wählen kann, meine Agnes, vertraue mir alles, was du von deiner Liebe zu erzählen hast. Wie entspann sich euer Verkehr, und wie war es möglich, daß er mir so ganz verborgen bleiben konnte?"

„Ihr sollt alles wissen, gute Mutter," erwiderte Agnes, und tiefe Gluth flog über ihre Wangen; „ach mir war alles ein so süßer Traum, und nun haben eure Worte mir ein schreckliches Erwachen bereitet!"

„Du armes Kind!" entgegnete Frau Elisabeth und zog ihre Tochter in ihren Arm, „nur um das Eine flehe ich die Heiligen an, daß sie dein Haupt vor dem bittern Leid bewahren, das deinen Eltern nicht erspart blieb. Und sollte ich den Todtenkranz in deine Haare flechten, lieber wollte ich diesen unsäglichen Schmerz tragen, als dich im Unglück schauen. Nun rede und sprich leise, damit kein Ohr uns zu belauschen vermag."

„Im Winter war es," sagte Agnes und legte den weichen Arm um den Nacken der Mutter, „in jenem Winter, der der Abreise meines Vaters voransging, da



deckte festes Eis den Spiegel des Flusses an unserer Stadt bis in das Haff und über die Nehrung ins Meer hinaus. Auf der blanken Fläche tummelte sich Jung und Alt in fröhlichem Spiel und ihr, liebe Mutter, sandtet mich mit meiner Dienerin hinaus, das bunte Treiben anzuschauen. Jene Dienerin hieß Nomeda, sie war aus dem Samlande gebürtig, und obwohl sie eine getaufte Christin war und auch ihre Eltern und Großeltern den christlichen Glauben bekannt hatten, so wußte sie doch wundersame Geschichten zu erzählen von den alten Göttern des Volkes, das einst in diesem Lande herrschte und von dem abzustammen Nomeda mit Stolz sich rühmte. Auf dem ragenden Ufer des Samlandes, hoch über den rauschenden Wellen der Ostsee, stand in dem heiligen Lindenwalde, den die früheren Bewohner Romowe nannten, eine Eiche; an ihrem Stamme waren die geweihten Bilder der drei großen Götter aufgestellt, denen das heidnische Volk seine Anbetung darbrachte. Mit feuerfarbenem Antlitz, mit krausem Bart, das Haupt mit Feuerflammen gekrönt, stand zuoberst der gewaltige Donnerer, Perkunos, der Götterkönig, dem das Volk die Gefangenen schlachtete. Potrimpos stand neben ihm, ein blühender Jüngling, das lächelnde Haupt mit einem Aehrenkranz geschmückt, der Geber des Gedeihens, der Beschützer des Wohlstandes, der Spender des Glücks. Zu ihnen gesellt war der Greis Pikullos, mit todtenbleichem Antlitz, das fahle Haupt von einem grauen Tuche umwunden, der Gott des Todes und des Verderbens, dem reichliches

Blut am Stamme der Eiche ausgegossen wurde, daß ihre Zweige Winter und Sommer grünten. Von diesen Göttern erzählte Nomeda wunderbare Geschichten, und sie freute sich, daß ich ihr geduldig zuhörte und Gefallen an ihren Worten fand."

Frau Elisabeth bekreuzte sich. „Hätte ich gewußt," sagte sie, „daß Nomeda dir solche heidnische Dinge zugetragen, ich hätte sie nimmermehr im Hause geduldet."

„Sie konnte mir nicht schaden," versetzte Agnes, „denn ich hielt meine Hand, so oft sie erzählte, auf das geweihte Kreuz an meinem Halse, und wenn Nomeda ihre Erzählungen beendet hatte, dann sprachen wir beide drei Paternoster und drei englische Grüße. Wir hatten uns lieb, die Nomeda und ich, und sie that mir alles zu Gefallen. Als du uns auf das Eis schicktest, freuten wir uns sehr, und wir standen am Ufer und schauten zu, wie die Schlitten durch einander hin glitten, so leicht und leise, wie die Schwalben in der Luft. Und als wir da standen, da kam ein schmucker junger Mann gefahren, der hielt seinen Schlitten vor uns an und lud mich ein, auf dem Sitze Platz zu nehmen. Ich jauchzte vor Freude und sprang auf das Eis hinab, und blitzschnell fuhr der junge Mann mich über die spiegelglatte Fläche dahin, bis das Getümmel hinter uns lag, und die weite Eisbahn bis zu dem Haff hinab sich vor uns aufthat. Dort hielt er seinen Schlitten an.

„Um uns her war alles einsam; fern klang das Geschrei der Menge, und kein Mensch war in unserer



Nähe zu schauen. Ich aber fühlte gar keine Furcht; ich schaute dem jungen Mann gern in sein schönes Antlitz, und fragte ihn nach seinem Namen. Er sagte mir, daß er Berthold Markwart heiße, und nun wußte ich, daß er der Sohn des Goldschmieds in der Spirdingstraße war. Wir fuhren zurück, und unterwegs zeigte Berthold auf die goldene Spange, die meinen Pelzmantel auf der Brust zusammenhielt, und sagte lächelnd, sie sei sein eigenes Werk, und ich sollte es ihm sagen lassen, wenn der Diener, der alte Lukas, wieder ein Kleinod für mich hole, dann wolle er mit tausend Freuden daran arbeiten, und seines Vaters schönste Steine für mich auswählen.

„Endlich kamen wir zur Nomeda zurück, die uns angstvoll — denn sie fürchtete meines Vaters Tadel — erwartet hatte. Von diesem Tage an sahen wir uns öfter auf dem Eise, und als die schöne Spiegelfläche schmolz, da konnten wir uns nicht vergessen. Auf den Straßen, in den Kirchen suchten und fanden unsere Blicke sich, und ein freundlicher Zufall gönnte uns manches vertraute Wort. Die Liebe wuchs in unsern Herzen, die Sehnsucht entbrannte immer heißer, und wir wußten es, daß eins das andere liebte, denn wir hatten einen treuen Boten, der die Liebesworte hinüber und herüber trug."

„Einen Boten?" fragte Frau Elisabeth verwundert, „wie konnte der meinem Blick verborgen bleiben? Wer trug die Botschaft?'

„Er war euerm Auge niemals verborgen," erwi-

derte Agnes, „doch ihr wurdet nichts von dem gewahr, was er nur für mich allein trug. Bevor ich aber seinen Namen nenne versprecht mir“ — sie ergriff bittend der Mutter Hand — „daß ihn keine Strafe treffen soll! Der gute Alte war so treu gegen euer Kind.“

„Jetzt wird es mir klar,“ entgegnete Frau Elisabeth rasch, „war es Lukas?“

„Er war es,“ versetzte Agnes, „er hatte mich lieb, als ich noch ein Kind war, und er blieb mir gut zu allen Zeiten. Als er zum erstenmal mir einen Gruß von Berthold brachte, war er sehr bewegt, und sagte: „Die Heiligen haben es so gefügt.“ Ich dachte über seine Worte nicht weiter nach, aber nachdem ich heute aus euerm Munde die Erzählung von dem traurigen Geschick meines Vaters vernommen, wurde mir klar, was Lukas damals sagen wollte als er von der Fügung der Heiligen redete.“

„Es ist wahr,“ erwiderte Frau Elisabeth, „oft setzt der Mensch alle seine Klugheit, seine Kraft und seinen Willen ein, irgend ein Ziel zu erreichen, aber die Heiligen verwirren ihm die angesponnenen Fäden in seinen Händen, und verkehren ihm sein Werk. Dein Vater wollte dich von jeder Gemeinschaft mit den Markwarts fernhalten, und der treue alte Diener erblickt in dieser Verbindung den Willen der Himmlischen. Wer hat nun das Rechte getroffen?“ Sie schwieg nachdenklich, dann erhob sie sich und schritt der Thür zu; sie rief den Namen des Dieners, der Alte kam und schaute voll Erwartung die Frau an.



„Lukas,“ sagte Frau Elisabeth, „an deiner Treue für meinen Herrn und die Seinigen ist keinem von uns jemals ein Zweifel aufgestiegen. Aber sag mir doch, wie konntest du allein eine so große Verantwortung auf dich nehmen, als du es unternahmst, der Bote zwischen meinem Kinde und dem Sohne des Goldschmieds zu sein?“

Der alte Diener zeigte keine Spur der Verwirrung.

„Herrin,“ sagte er, „mein Haar ist in den Diensten dieses Hauses grau geworden, und alle Schicksale, die meinen Herrn trafen, sind mir wie meine eigenen gewesen. Als er noch jung war, da fand Herr Eberhard nicht seines Gleichen an Lebensmuth und fröhlicher Schaffenslust, und mir schwoll das Herz im Leibe, wenn ich daran dachte, wie unter seiner Arbeit unser Haus aufblühte. Da kam das Unglück mit des Glöckners Tochter. Meines Herrn beste Kraft war dahin, und auch der Segen der Heiligen fehlte seinem Schaffen von jener Stunde an, denn — seht, Herrin, ich scheue in dieser Stunde kein Wort — denn Herr Eberhard handelte zwiefach unrecht; unrecht gegen sich selbst, daß er alle schönen Güter, die ihm die Himmlischen verliehen, nichts achtete, weil ein einziges anderes Gut, wonach er begehrte, ihm nicht zu Theil wurde. Und zum zweiten sündigte er durch den Haß, den er auf den Goldschmied und dessen Familie warf, die ihm alle doch kein Unrecht angethan hatten, denn Maria hatte nach ihrem Herzen den Markwart gewählt und wer anders, als die Himmlischen, hatten ihr diese Liebe in ihr Herz gegeben?

Seht, Herrin, darum wandten die Heiligen sich von uns ab und nicht eher, so glaube ich, wird ihre Hülfe uns wieder dienlich sein, bis dieser Haß getilgt und die Familien versöhnt sind. Auch wollen die Heiligen diese Versöhnung, das zeigen sie ja deutlich durch die Liebe, welche sie so wunderbar in die Herzen der beiden jungen Leute pflanzten. Für eine schwere Sünde hätte ich es gehalten, das Werk der Heiligen zu stören; mit geheimer Freude sah ich den Bund der Herzen sich befestigen, denn ich weiß es, er wird unserm Hause das Glück wiederbringen."

„Euer Vertrauen auf den guten Willen der Heiligen ist groß," versetzte Frau Elisabeth, „und ich wollte, auch ich könnte, wie ihr alle, in dieser bedenklichen Sache eine himmlische Fügung erkennen. Doch es mag sein, daß du, Lukas, in deinem einfachen Sinne das Richtige getroffen hast. Auch mir schlägt mein Herz schon ruhiger, wenn ich euren Gedanken folge, und ich werde erwarten, wie alles weitere sich fügen wird. Noch sehe ich freilich überall nichts als Nacht und Dunkel, aber die Hand des allmächtigen Gottes kann alles licht machen, und an unserm Gebet wird es nicht fehlen."

Der Alte kehrte zu seinem Platze in der Vorhalle zurück, und mit freudigem Gesichte sagte er zu sich: „Ich wußte es wohl, daß die Fürbitte der Mönche zu Kadienen nicht vergeblich sein würde; sie sind heilige Leute und gern sende ich ihnen alles, was meine alten Hände zu beschaffen vermögen." —

In vertrautem Gespräch saß Frau Elisabeth Rundorf



mit ihrer Tochter in dem Gartenhause, bis der Abend zu dämmern begann. Dann kehrten sie in ihr Haus auf der Langgasse zurück, bewegten Herzens und in banger Erwartung für die nächste Zukunft.

Der folgende Tag sah Frau Elisabeth in vermehrter Thätigkeit. In allen Räumen der weiten Lagerhäuser schritt sie mit dem Faktor umher, und als sie alle Waarenbestände noch einmal gründlich besichtigt, begab sie sich in die Schreibstube, ließ sich das große Hauptbuch vorlegen und durchsah die umfangreichen Blätter mit den rothen Linien und den vielen Zahlen. Als sie auch hier erfahren, was sie wollte, zog sie sich in ihr Gemach zurück, schlug das Geheimbuch auf, öffnete den eisernen Geldkasten, zählte und rechnete, übersah Papiere, und zeichnete Nachrichten auf ein kleines Pergamentblatt, das sie sorgsam verwahrte.

Zu der festgesetzten Stunde am dritten Tage verließen die Frauen, von Lukas begleitet, das Haus und schlugen den Weg nach dem Garten ein. Klopfenden Herzens schritt Agnes an der Seite der Mutter dahin; sie wagte kaum aufzuschauen, denn sie meinte, jeder Vorübergehende müsse ihr ansehen, was ihr das Blut in die Wangen trieb.

In dem Gartenhause blieb nur der Diener zurück; die Frauen schritten zwischen den blühenden Obstbäumen dem Gebüsch am Ufer des Flusses zu, sie durchwandelten die gewundenen Gänge, und als sie in das schattige Dunkel der Laube eintraten, erhob Berthold sich von dem Sitze, und begrüßte sie mit freundlichen Worten.

Schüchtern und beklommen erwiderte Agnes, mit gemessenen Worten Frau Elisabeth den Gruß; man setzte sich, und fragend richteten sich vier Augen auf das Antlitz des jungen Mannes, in dem Ernst und freudige Festigkeit ausgeprägt waren.

„Als ich“ — begann Berthold Markwart jetzt zu reden — „als ich zuerst eure Worte vernahm, Frau Elisabeth, und als sie mir so vieles aufdeckten, was mir gänzlich neu war, da verwirrte der schwere Augenblick meine Gedanken, und ich wußte nicht, was ich sagen und noch viel weniger, was ich thun sollte. In solchen Stunden einen Entschluß zu fassen, davor warnte mein Vater mich stets, deshalb verließ ich euch, um erst nach reiflicher Erwägung, wie sie dem Manne geziemt, das entscheidende Wort zu sprechen.

„Ihr müßt wissen, daß mein Bruder Wolfram mein Vertrauter in jeder Sache ist; vor ihm habe ich nie ein Geheimniß gehütet, und was wir zu vollbringen hatten, das unternahmen wir gemeinsam. Auf seinem Todtenbette hatte unser guter Vater unsere Hände in einander gedrückt und mit brechender Stimme uns ermahnt: Seid einig! — und so setzten wir uns denn auch in diesem Falle zur gemeinsamen Berathung nieder. Wir erwogen bis tief in die Nacht hinein jeden Umstand, wir entwarfen Pläne und prüften sie, und mit kurzen Worten verkündige ich euch, was uns das beste schien: Morgen mit dem ersten Tagesgrauen ziehe ich aus, um in dem Heidenlande den Vater meiner Braut zu suchen und seinen Segen zu gewinnen, und wenn



die Heiligen uns glückliche Heimkehr schenken, dann wird Agnes mein Weib, und in unserm Liebesbunde stirbt alles, was an Zwietracht und Haß die Familien je entzweite. Seid ihr's zufrieden?“

Strahlenden Blickes, und doch mit überquellenden Augen schaute Agnes auf den Geliebten, der den gewagten Entschluß mit männlicher Ruhe und Festigkeit aussprach; sie faßte seine Rechte und umschloß sie mit ihren beiden Händen, als wolle sie ihn bei sich halten und ihn hüten, daß er sie nicht verlasse.

Mit seltsam gemischten Gefühlen betrachtete Frau Elisabeth den jungen Mann. Es schien fast, als wolle sie ihm ihre Rechte darreichen und seinem Vorschlage freudig beistimmen. Doch sie bezwang ihre Bewegung und entgegnete gelassen:

„Es ist ein kühnes Unternehmen, zu dem ihr euch so rasch entschlossen habt in eurem Rathe, du, Berthold, und dein Bruder Wolfram. Man sieht, daß euch beide noch ungestümes Blut treibt, und eure bedächtige Erwägung zurückdrängt. Du willst in das ferne Land ziehen, zu welchem keine gebahnte, sichere Straße dich hinführt; du willst unter den Heiden suchen, die dir keinen Schutz gewähren; du willst den suchen, von dem du nicht weißt, wo er ist, und ob er noch lebt; und hättest du ihn gefunden, wer bürgt dir dafür, daß du den Segen gewinnst, nach dem du trachtest? Kann dich nicht ebenso gut Herrn Eberhard's Wort auf ewig von der trennen, die du die deine wähnst? Doch laß in allem dich das Glück begünstigen, daß du meinen Ehe-

herrn zurückführst und sein Jawort erlangst, so bleibt deine Braut immer doch arm an Geld und Habe, und mit leeren Händen betritt die junge Frau dein Haus. Laß ab, du thörichter Mensch, bleib in deinem Hause, sieh dich um und wähle dir eine andere —"

„Haltet ein, Frau Elisabeth!" unterbrach Berthold die Redende, „schlagt uns und euch nicht Wunden, deren Schmerzen wir umsonst tragen. Alles, was ihr mir gesagt habt, und noch vieles andere dazu, haben wir erwogen und haben uns damit abgefunden. Euer Eheherr unternahm den gefährlichen Zug um eines Gewinnes an irdischem Gut willen; glaubt ihr, daß ich um meiner Liebe willen nicht dasselbe zu thun vermöge, was Herr Eberhard um eine Summe Geldes unternahm? Und sollte ich mein Leben lassen und nimmer heimkehren, viel lieber wollte ich sterben im fremden Lande, als von der lassen, die mir theurer ist als alle Schätze der Welt, und als mein Leben dazu!"

Er zog die Geliebte an sein Herz, er bettete ihr Haupt an seine Wange und strich mit der Rechten über ihr lockiges Haar.

Frau Elisabeth sah es, und sie hinderte es nicht. Ihr Auge strahlte im Glanze der Rührung, und in mildem Tone entgegnete sie: „So unternimm es, Berthold, wozu dein Herz dich treibt, und der Segen der Heiligen möge dich geleiten und dich mit dem, den du suchen gehst, wohlbehalten in die Heimath zurückführen!" Sie reichte ihm ihre Hand; Berthold zog sie an seine Lippen, und die Gewalt der tiefbewegenden



Gefühle ließ alle auf einen Augenblick verstummen. Dann nahm Frau Elisabeth das Wort.

„Hör mir nun zu, Berthold," sagte sie, „und präge dir ein, was ich dir mittheile, es wird dir als Führer auf deinem Wege dienen. Wie du weißt, herrscht über das weitgedehnte lietauische Land und seine Völker der Fürst Kinstut, ein mächtiger Gebieter, der seinen glänzenden Hof in seiner Hauptstadt Wilna hält. Zu ihm beabsichtigte Herr Eberhard zu ziehen, und auf drei verschiedenen Wegen, durch Polen, durch das preußische Ordensgebiet und von Lievland her sandte er drei Waarenzüge der heidnischen Hauptstadt zu. Sind seine Waaren und er selbst an den Ort seiner Bestimmung gelangt, so muß sein Gewinn ein äußerst reicher sein. Denn seit Winrich von Kniprode als Hochmeister den Rittern des deutschen Ordens gebietet — und das ist nun seit fast neunzehn Jahren — führte er jedes Jahr, und oft mehr als einmal, seine Heere in das Feindesland, oder er sandte den Ordensmarschal, den kühnen Helden, Hennig Schindekopf, der mit seinen Gepanzerten die Feinde der Christen niederwarf und ausrottete, und ihre festesten Burgen brach. Da der Lietauer Fürst auch mit dem Könige Kasimir von Polen im beständigen Kriege lebt, so ist schon seit langer Zeit kein Handelsmann mehr dem Heidenlande zugezogen, und es fehlt den Lietauern ganz besonders an den rothen lundischen Laken, aus denen ihre Bajoren die Festkleider anfertigen lassen. Mein Eheherr führte ihnen nun mehr als tausend Stücke derselben zu, jedes genügend, um einem

der lietauischen Großen vollständige Gewandung mit dem langen Mantel zu liefern. Für den Fürsten Kinstut hatte er ein mit Gold über und über gesticktes Gewand, das wollte er ihm als Geschenk darbieten und seinen Schutz dafür begehren. Im Maimond des Jahres 1367, vor nun gerade zwei Jahren, zog Herr Eberhard aus, und sechs Monde hernach kam ein Laienbruder des Ordens zu mir und brachte mir die Nachricht, daß mein Eheherr im Juli desselben Jahres von der Ordensfeste Johannisburg aus das Heidenland betreten habe. Seit jener Zeit fehlen alle Nachrichten, und keinen Fingerzeig weiß ich dir weiter zu geben, als das, was du soeben hörtest."

„Der Weg ist dadurch gewiesen, den ich einzuschlagen habe," versetzte Berthold, „und ich werde der Spur folgen. Doch noch eins laßt mich nicht vergessen. Zu den obersten Gebietigern der Brüder vom deutschen Hause gehört der Ordensspittler, Herr Ortulf von Trier, der seit Jahren Komthur von Elbing ist. Ich weiß, daß ihr mit ihm befreundet seid, und bitte euch daher um ein empfehlendes Schreiben an ihn, damit er mir einen Reisebrief zur Unterkunft in den Ordensburgen anweist."

„Das ist ein guter Gedanke," erwiderte Frau Elisabeth; „Herr Ortulf ist gerade jetzt im Haupthause des Ordens zu Marienburg anwesend; du magst hinüberreiten, meinen Brief ihm dort zu überreichen."

„Vielleicht fügt es sich, daß ich in Marienburg Reisegesellschaft finde," versetzte Berthold, „denn öfter



sendet der Hochmeister oder einer der hohen Gebietiger Boten aus an die Konvente der Burgen an der Heidengrenze. Wie erhalte ich euren Brief?"

„Heute Abend sende ich ihn in dein Haus," entgegnete Frau Elisabeth, „verwahr ihn gut und laß ihn kein unberufenes Auge schauen, denn was im Munde der Menschen lebt, an das heften sie oft ihren Spott und ihre Verwünschungen."

„Euer Brief soll treu gehütet werden," erwiderte Berthold.

Einen Augenblick stand er wie vor einem schweren Entschlusse, dann sagte er mit fester Stimme: „Nun laßt uns scheiden! Ob wir uns jemals wiedersehen werden, das weiß Gott im Himmel allein. Aber so lange mein Herz schlägt, ist meine Liebe bei euch in treuem Gedenken. Lebt wohl!"

Die Mutter reichte ihm segnend die Rechte; Agnes hing weinend an seinem Halse.

Dann bestieg Berthold seinen Kahn und ruderte rasch davon.

Als der Abendstern am Frühlingshimmel in feuchtem Glanze schimmerte und tiefes Dunkel die für jene Zeiten breiten und reinlichen Gassen der Stadt deckte, trat in das Haus der beiden Brüder der alte Diener ein, und überbrachte von Frau Elisabeth Rundorf das Schreiben an den Ordensspittler Ortulf von Trier, ein gefaltetes Pergament, mit grünem Wachs gesiegelt und mit grüner Seidenschnur umwunden; er brachte auch von Agnes ein geweihtes Kreuzchen von Gold an einer Schnur von

dem weichen braunen Lockenhaar der Jungfrau, welches Bertholb in hoher Freude empfing und sofort um seinen Nacken schlang. Endlich führte Lukas an einer Leine auch die große polnische Dogge seines Herrn, den Greif, herzu, und empfahl dem jungen Manne, dieses gewaltig starke Thier auf der Reise mit sich zu führen; es sei stets der Lieblingshund des Herrn Eberhard gewesen, und werde, da es seinen Herrn sicher noch kennen werde, vielleicht gute Dienste leisten können. In freudiger Zuversicht vertraute der Alte noch dem jungen Mann, daß auf seine Veranstaltung die vielbewährten Mönche des Klosters Kadienen am frischen Haff täglich für das Glück des Hauses Rundorf Fürbitte halten würden, so lange bis alles, was die Herzen bekümmere, zur vollsten Zufriedenheit sich wieder gefügt hätte.

Durch den treuen Alten sandte Berthold der Geliebten einen goldnen Fingerreif, in dem sein Name stand, und tausend Abschiedsgrüße.

Bis in die Nacht hinein ordneten die Brüder, was zu der Reise nothwendig war. Auch ein Kästchen trug Wolfram herbei und sagte dem Bruder: „Nimm es mit!“

Zwar weigerte Berthold sich und erklärte, daß er nicht das köstlichste Kleinod, den Schatz des Hauses, seinem Bruder rauben wolle, doch Wolfram drückte es ihm in die Hand. „Was soll es mir?“ sagte er, „bei dem Fürsten der heidnischen Schaaren kann dieses Kleinod, wenn du es im geeigneten Augenblicke als Geschenk darbringst, das Gelingen deines Zuges entscheiden.



Nimm es mein Bruder, und ich werde mich freuen, wenn es der Preis wird, um den deine glückliche Wiederkehr mir beschieden wird.“

Gerührt nahm Berthold das Kästchen und barg es sorgsam in seiner Kleidung. Dann suchten die Brüder die nächtliche Ruhe, und in dieser letzten Nacht ruhten sie Arm in Arm gemeinsam auf dem Lager.

---

## 2.

## Des Ordens Haupthaus.

Mit dem ersten Schimmer des Frühlichts klang am nächsten Morgen der Hufschlag der beiden Rosse auf dem Straßenpflaster, welche die Brüder von dannen trugen; an langer Leine trabte Greif nebenher.

Die Straße senkte sich ein wenig nach dem Flusse hin; über den Elbing führte eine feste Brücke aus plumpem massivem Holzwerk, und jenseit des Wassers erhoben sich auf einer kleinen Insel, die ein Flußarm bildete, in langen Reihen, zu Straßen geordnet, hunderte von Speichern, in denen die Handelsgüter der betriebsamen Stadt lagerten. Auch diese Insel, welche so viel reiche Habe barg, war mit Wall und Mauer umgeben, und um auf die offene Straße zu gelangen, mußten die Reiter ein wohlverwahrtes Thor passiren, dessen knarrende Flügel die Wachen ihnen aufsperrten. Dumpf

klangen die Hufe der Rosse auf der niedergelassenen Zugbrücke, und als sie wieder das feste Land betraten, lag die Vaterstadt hinter den Reitern, und vor ihnen that sich die weite, flache Niederung auf.

Einst war diese ganze Gegend unzugängliches Sumpfland. Lachen faulenden Wassers reihten sich in unabsehbarer Ausdehnung aneinander, nur spärliche Binsen streckten ihre graugrünen Halme aus dem Moorboden empor, den keines Menschen und keines Thieres Fuß betreten konnte, ohne sofort in eine bodenlose Tiefe einzusinken und von dem Schlamm erstickt zu werden. Selbst die Sumpfvögel mieden diese Länderstrecken, in denen kein lebendes Wesen ihnen Nahrung bot und kein fester Punkt ihnen gestattete, ihre Nester zu bauen. Wenn in der heißen Sommerzeit die Strahlen der Sonne einzelne Theile des endlosen Sumpflandes austrockneten und eine schwache Decke von frischen grünen Kräutern und Gräsern darüber ausbreiteten, so konnte das Pflanzenleben doch nirgend eine dauernde Stätte gewinnen, denn wenn im Herbst endlose Regengüsse niederströmten, oder wenn im Frühjahr der Schnee auf den Karpathen schmolz, dann wälzten ungeheure Wassermassen sich in dem Bett der Weichsel dem baltischen Meere zu; ihre schmutzigen, wirbelnden Fluthen ergossen sich meilenweit über das schutzlose Flachland, und wenn im Sommer die Flüsse in ihre Betten zurücktraten, dann blieb das Wasser der Ueberschwemmung auf den Niederungen stehen und machte sie zu einer völlig unzugänglichen, traurigen, pesthauchenden Einöde.



Da kamen im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Ritterbrüder vom deutschen Orden in das preußische Land. Von der Gegend des heutigen Thorn aus drangen sie vor, ihr tapfres Schwert unterwarf die heidnische Bevölkerung, die Priester des Ordens brachten dem besiegten Volke die Segnungen des Christenthums, und auf den blutgetränkten Boden streuten die Gebietiger des Ordens nun die goldene Saat des Friedens aus.

Auf das Gebot des Landmeisters Meinhard von Querfurt reihten große Schaaren von rüstigen Arbeitern sich die Ufer der Ströme entlang. Sie schlugen starke Pfähle tief in den weichen Strand, sie thürmten große Steine auf, und den festen Kern überschütteten sie mit Erde und bepflanzten diese mit Weiden, welche ihre biegsamen Zweige schützend und befestigend ausbreiteten. Auf diese Weise stiegen gewaltige Dämme rasch empor; Jahr für Jahr wurden die verheerenden Fluthen auf ein kleineres Gebiet eingeschränkt, und nach zwanzigjähriger heißer Arbeit hatte kluger Menschensinn und die unermüdlich schaffende Hand den wilden Gewässern Schranken entgegengesetzt, innerhalb deren sie der Ostsee zuströmten, ohne die Landstrecken zu ihren beiden Seiten erreichen zu können. Durch die Sümpfe wurden nun von dem festen Boden aus tiefe Gräben gelegt, durch welche in der trockenen Jahreszeit die faulenden Gewässer in die Weichsel und den Nebenarm derselben, die Nogat, abflossen. Wenn die Ströme anschwollen, dann schlossen sich die Schleusen, und hinter den schützenden Dämmen konnten fleißige Anbauer sicher schaffen,

das trocken gelegte Land urbar zu machen, und in dem gewonnenen Gebiete die heimische Feuerstätte zu begründen. Der mühevollen, langen Arbeit aber lohnte der dem Wasser abgerungene Boden hundertfach. Der schwarze Moorgrund verwandelte sich in eine Ackerkrume, die an Ertragsfähigkeit kaum ihres Gleichen fand; golden und schwer wogten die Weizenfelder, überschwängliche Erträge lieferten die Oelsaaten, und tausende von herrlichen Rindern mästeten sich an dem unerschöpflichen Graswuchs.

Hier hatten die Brüder vom deutschen Hause ein neues Gebiet gewonnen, nicht durch Kampf und Blut, sondern durch ernste Friedensarbeit. In den fruchtbaren Länderstrecken siedelten sie fleißige und rüstige Einwanderer an, die aus den friesischen und sächsischen Ebenen kamen, und deutsche Art und Sitte in das fremde Land trugen. Sie bauten ihr Heimwesen nach heimischer Art, sie pflanzten und gediehen und breiteten sich weit aus unter dem Schutze, den das unüberwindliche Schwert der Ordensritter ihnen gewährte. Wie ein Garten Gottes erblühte das Preußenland — so erzählen die Chronisten der alten Zeit, und einstimmig preisen sie den weisen Sinn und die väterliche Fürsorge der Hochmeister, unter denen niemand dem großen Winrich von Kniprode gleichkam; er war der größte von allen.

Diese gesegneten Gefilde waren es, durch welche die Brüder jetzt dahintrabten. Der Morgen brach an, und die Strahlen der jungen Maisonne zeigten, so weit der Blick reichte, überall die freudig grünenden Saaten,



über denen die Lerche jubelnd in die klare Frühlingsluft hinaufstieg.

Schweigend zogen die Brüder ihres Weges; der Schmerz der Trennung bedrückte sie und dämpfte den frohen Muth der jugendlichen Herzen.

Doch der Lenz mit seiner Schönheit, mit der Fülle seines Lebens und seiner Lust verscheuchte auch die Schatten von den frischen Gesichtern der jungen Männer. Wolfram brach zuerst das Schweigen. Er begann von der fröhlichen Jugendzeit zu erzählen, welche die beiden Brüder daheim im Vaterhause verlebten. Die goldenen Erinnerungen der schönsten Zeit des Menschenlebens wogten auf in unversieglicher Lebenskraft, und plaudernd und lachend ritten die Brüder auf dem nicht sehr breiten Wege dahin, daß die Landleute, die auf den Feldern arbeiteten, ihnen nachschauten und sich des kecken Muthes der Reiter freuten.

So vergingen drei Stunden ihnen schnell. Vor ihnen lag in geringer Entfernung mit ihren Thürmen und Zinnen am Ufer der Nogat die stolze Marienburg, das Haupthaus des Ordens.

Nun mußte Wolfram scheiden, denn seine Anwesenheit war daheim im Hause und in der Werkstatt unerläßlich.

Die Brüder umarmten sich und hielten sich innig umfaßt, und Wolfram konnte seine Thränen nicht zurückhalten.

„Wenn meine Agnes des Schutzes bedarf,“ sagte Berthold, „so steh ihr zur Seite, mein Bruder!“

„Ich werde sie nicht verlassen und werde, wenn es

nöthig ist, alles mit ihr theilen," versetzte Wolfram, „sei ohne Sorge um uns. Kehre glücklich wieder, dann bringst du uns allen die beste Lebensfreude zurück. O mein Berthold, ich kann dir nicht sagen, wie schwer mir diese Stunde auf dem Herzen liegt. Mögen alle Heiligen dir nahe sein und dich schützen, und dich glücklich zu uns zurückführen!" Er umhalste und küßte noch einmal den geliebten Bruder, dann warf er sein Roß herum und sprengte von dannen.

Still, mit gesenktem Blick, ritt Berthold den Weg hinab, der ihn zu dem Thore des Städtchens geleitete, welches sich unter den Mauern des Haupthauses der Deutschherren angebaut hatte. Ohne Schwierigkeit fand er Einlaß, denn seine Sprache und seine ganze Erscheinung kennzeichnete ihn genugsam als einen Eingesessenen des Landes.

So breit und freundlich wie die Straßen von Elbing mit den blumenbesetzten Beischlägen der ansehnlichern Häuser erschienen nicht alle Gassen der kleinen Stadt. Die Hauptstraße aber zeigte einen besondern Schmuck. Zu beiden Seiten boten die Häuser dem Auge des Beschauers in dem Erdgeschoß nicht eine gemauerte Wand dar, sondern eine Reihe von Säulen oder Pfeilern, auf denen die obern Stockwerke ruhten, so daß man unter den vorspringenden Decken wie unter einem Laubengange dahinschreiten konnte. Diese breiten überdeckten Bürgersteige führten daher auch überall den Namen der Marienburger Lauben. Zwischen den Säulen hatten zahlreiche Verkäufer ihre Tische aufgestellt, und boten Waffen und andere Stahlwaaren, Schmucksachen, Kleidungsstücke, Eßwaaren u. dgl. zum Verkauf aus.



Diese Hauptstraße führte in gerader Richtung auf die westlich gelegene stolze Burg der Deutschherren zu.

Wo die Lauben unmittelbar vor den Mauern der Vorburg endeten, zog sich linker Hand eine Straße an den Fluß hinab, und führte zuletzt zu dem Brückenkopfe, der den Ausgang der Brücke sicherte, welche hier die beiden Ufer der Nogat mit einander verband. Am obern Ende dieser Straße, nur wenige Häuser von den Lauben entfernt, wohnte der Kaufmann und Rathsherr Peter Detmar, ein Verwandter der Familie Markwart; bei ihm kehrte Berthold ein und fand freundliche Aufnahme. Auf seine Frage erfuhr er, daß der Hochmeister Winrich von Kniprode auf einer Reise nach den pommerschen Besitzungen des Ordens begriffen, daß jedoch der Ordensspittler Ortulf von Trier, und auch der Großkomthur Wolfram von Baldersheim im Haupthause anwesend seien.

Herr Peter Detmar erfuhr von seinem jungen Gaste den Zweck der weiten Reise, und auch das Geheimniß seiner Liebe vertraute Berthold ihm an. Der Rathsherr schüttelte freilich zu dem gewagten Unternehmen den Kopf, konnte aber doch nicht unterlassen, den Gast gerührt und bewundernd anzuschauen und ihm warm die Hand zu drücken. Auch ließ er sich, nachdem er seinem Verwandten ein reichliches Frühstück und einen guten Trunk des damals so gerühmten preußischen Landweines vorgesetzt, sogleich bereit finden, den jungen

Goldschmied zum Schloß hinauf zu geleiten und sein Gesuch nach Kräften zu unterstützen, und zu diesem Zweck legte er seine Amtstracht als Rathsherr an; um das seidene Wamms, welches ihm als Kaufmann zukam, gürtete er den glänzend geschwärzten Riemen mit den silbernen Spangen, in welchen der Degen mit silberner Scheide hing; auf das Haupt setzte er den Hut mit den drei silbernen Knöpfen, und stand nun in stattlichem Putze da.

Doch obwohl Berthold Markwart nur ein einfaches Wamms von grauem lundischem Tuch und keinen andern Schmuck als drei silberne Hefte, damals Malgen genannt, auf der Brust trug, so wurde er nicht von dem Rathsherrn verdunkelt, denn die männliche Schönheit Berthold's trat in dem einfachen Gewande voll hervor, und der erste Blick auf die kraftvolle Gestalt und das feste, klare Auge lehrte überzeugend, daß an der Hüfte dieses jungen Mannes das breite und lange Schwert eine wirksame Waffe war.

Die beiden Männer schritten die Straße hinab dem Brückenkopfe zu, und stiegen von da zum südlichen Thore der Burg hinauf.

Söldner des Ordens standen als Wache am Eingange in die Vorburg. Laute Stimmen tönten den Weg herab und erregten die besondere Aufmerksamkeit der nahenden Männer.

Als sie am Thore anlangten, gewahrten sie zwei Fremde, welche durch die langen schwarzen, bis auf die Füße reichenden Röcke sogleich als Juden bezeichnet



wurden. Einer von ihnen, eine würdevolle Gestalt mit langem Bart und edeln Gesichtszügen, schaute in unwilligem Schweigen auf seinen Begleiter, der sein Diener zu sein schien, einen beweglichen Mann mit krausem, rothem Bart, der alle seine Redekünste aufbot, um von den Wachen die Erlaubniß zum Eintritt in das Schloß zu erlangen.

„Warum wollt ihr's mir nicht glauben, was ich euch schon zum drittenmal sage?" rief der rothbärtige Diener in klagendem Eifer, „wir sind keine Händler, die mit ihren Waaren aufs Schloß handeln gehen wollen. Haben wir Waaren bei uns? Führen wir sie in unsern Händen? Unsere Hände sind leer! Tragen wir sie unter unsern Kleidern? Wo sollte Raum sein unter unsern Kleidern? Oder" — seine Stimme wurde immer ärgerlicher — „meint ihr, ich hätte einen Esel unter meinem Rock? Einen Esel mit zwei Säcken? Seht ihr einen Esel vor euch stehen?"

„Ja wohl, Jude," entgegnete einer der Söldner, indem er ihn unverwandt anschaute, „ich sehe einen Esel vor mir stehen, er trägt deinen Rock!"

Lautes Gelächter der übrigen Söldner ertönte, und der Diener wandte sich zornig und rathlos nach seinem Herrn um, der ruhig auf seinem Platze stand und zu überlegen schien.

In diesem Augenblick trat der Rathsherr mit seinem Begleiter heran. Als der Jude den Anzug gewahrte, den alle Rathsherren der preußischen Städte damals übereinstimmend trugen, schien ein Gedanke ihn plötzlich

lebhaft zu bewegen. Er trat den Kommenden einige Schritte entgegen und begrüßte sie freundlich, doch keineswegs so unterwürfig, wie die Juden es damals in ihrer verachteten Stellung zu thun pflegten. Es lag vielmehr etwas Würdevolles, fast Gebietendes in der anziehenden Erscheinung dieses jüdischen Mannes, und diese Eigenschaften verfehlten nicht ihre Wirkung auf den Rathsherrn Peter Detmar. Verwundert betrachtete er den Fremden, dann fragte er mißtrauisch: „Was wollt ihr von mir?"

Mit tiefem, wohlklingendem Laut der Stimme versetzte der Jude: „Wie ich sehe, seid ihr im Begriff, euch auf die Burg zu begeben zu den gestrengen Herren, die dort oben das Regiment führen über das ganze preußische Land bis an die Grenze der Völker, die sie die Heiden nennen."

„Meint ihr denn etwa, daß die Lietauer nicht Heiden, nicht die schlimmsten Heiden wären?" unterbrach ihn der Rathsherr rasch.

„Die schlimmsten Heiden! Ich meine es auch," entgegnete der Jude mit einem leisen Ausdruck von Ironie, „verzeiht, wenn ich mich ungenau ausdrückte; ich meinte nicht, euren Unwillen zu erregen, denn ich rechne auf eure großmüthige Hilfe."

„Auf meine Hilfe?" fragte Herr Peter Detmar verwundert, und betrachtete den Fremden noch genauer, „kennt ihr mich denn?"

„Euren Namen kenne ich nicht," erwiderte der Jude, „aber ich sehe an eurer Tracht, daß ihr ein vornehmer Herr seid. Ihr tragt die Knöpfe am Hut und die silberne Scheide — ich weiß, ihr seid ein Rathsherr, vielleicht der Bürgermeister dieser Stadt, und diese Söldner am Thor der Burg werden eurem Wort folgen, wenn ihr mit ihnen reden wollt."



„Hm, ja! Freilich!" versetzte Peter Detmar, sichtlich erfreut, für den Bürgermeister gehalten zu werden, „sie folgen mir, nur käme es darauf an, was ich ihnen gebieten wollte. Was verlangt ihr denn von mir?"

In kluger Berechnung fuhr der Jude in seiner Schmeichelei fort: „Wenn euer Gnaden" — entgegnete er — „den Söldnern gebieten wollten, mich und meinen Diener in das Thor einzulassen, und mir erlauben wollten, euch meine Erkenntlichkeit, so gut ich kann, zu beweisen —" er hielt ein und beobachtete, welchen Eindruck seine Worte auf den Rathsherrn machten.

Dieser schien nicht abgeneigt zu sein, dem Wunsche des Juden nachzukommen, denn der feine Anzug desselben, seine Worte und seine ganze Erscheinung schienen Bürgschaft zu geben, daß er nicht arm an Glücksgütern sei, und die Erkenntlichkeit, von welcher er redete, äußerte sich vielleicht in klingendem Golde. Das Geschäft war immerhin mitzunehmen, besonders für jemand, der mit so großer Vorliebe Geschäfte machte, wie Herr Peter Detmar.

Er wandte sich an den Fremden. „Bevor ich für euch etwas zu thun unternehme," entgegnete er, „müßt ihr mir vertrauen, aus welchem Grunde ihr in das Haupthaus der Ritter einzutreten wünscht. Welche Geschäfte habt ihr dort in Aussicht?"

„Es sind nicht Geschäfte, wie ihr sie meint," versetzte der Jude, „was mich zu den gestrengen Herren und ihrem großen Meister führt. Freilich werden dort oben auch große Geschäfte abgeschlossen, etwa wenn der Ordenstrapier tausende von Laken kauft, die Herren zu kleiden, oder wenn der Ordensspittler Wein zu bringen befiehlt, hundert Fässer und noch mehr auf einmal, oder wenn der Ordensmarschal Pferde bestellt, fünfhundert edle Pferde für die Herren, und zweitausend für die gewappneten Knechte, zur Reise nach Lietauen! Ja es sind schöne Geschäfte zu machen dort oben, aber zu solchen Geschäften, für welche der Ordenstreßler die baare Münze schon im Voraus bereit hält, läßt man keinen Juden gelangen; es muß ein Getaufter sein, dem man sie übergibt. Aber die Geschäfte sind gut. Ich wollte, ich könnte zum Treßler in des Ordens Schatzkammer gehen. Doch nicht deshalb komme ich her. Ich bin ein Handelsmann, ich führe meine Waare über Land, und ich wollte mir einen Geleitbrief vom Orden holen; ich muß ihn haben, ich kann nicht ohne den Brief reisen. Urtheilt selbst, gnädiger Herr, kann ein Handelsmann reisen, wenn er seine Sicherheit nicht bei sich trägt?"

„Nein, fürwahr!" betheuerte der Rathsherr, „ohne Geleit hat der Kaufmann mit seiner Waare ein gefährliches Spiel. Wohin geht denn euer Weg?"

„Es ist ein schlimmer Weg," entgegnete der Jude, indem er den Rathsherrn argwöhnisch beobachtete, „ein anger Weg und ein schlimmer Weg, und ich möchte ihn



hier gar nicht so öffentlich nennen, denn es kann Gefahr bringen, kund zu thun, auf welchen Wegen man zu treffen ist; doch" — setzte er rasch mit einer Verbeugung hinzu, denn der offene Ausdruck in den Gesichtern Peter Detmar's und seines Gefährten hatte ihn beruhigt — „ich stehe einem vornehmen Herrn gegenüber, der mich schützen will, und deshalb verrathe ich ohne Sorge den Weg: es ist das Haus auf der Heidengrenze, das die Ritter vor noch nicht vielen Jahren erbaut haben, es ist Johannisburg, wohin ich ziehen will."

Der Rathsherr wurde aufmerksam, und auch Berthold Markwart, der bisher, über die scheinbar so unnütze Verzögerung unwillig, theilnahmlos dagestanden hatte, beachtete jetzt die Worte des Juden, und wollte ihm gerade sagen, daß auch er dieselbe Reise zu unternehmen beabsichtige, doch Herr Peter Detmar kam ihm mit einer Frage zuvor, die er an den Fremden richtete.

„Wenn ihr," sagte er, „auf einer so gefährlichen Straße Gewinn sucht, so verkündet mir: kennt ihr genau den Weg, den ihr einzuschlagen habt? Oder setzt ihr zum erstenmal euren Fuß in jene Gegenden?"

Sogleich leuchtete das lebhafte, unablässig prüfende Auge des Juden heller auf.

„Verzeiht," sprach er zögernd, „warum fragt ihr danach? Soll ich euch Geschäfte besorgen?"

„Die Frage geschah für mich," sagte Berthold, indem er näher trat, „auch ich beabsichtige nach Johannisburg zu ziehen, und würde einem erfahrenen und ehr-

lichen Führer auf der langen Reise ein treuer und nicht unwirksamer Schutz sein."

„In der That!" entgegnete der Jude, „das ist seltsam; aber ihr könnt es mir glauben, es freut mich." Seine Augen, deren prüfender Blick tiefer als manches andere Menschenauge zu dringen schien, ruhten mit sichtlichem Wohlgefallen auf der ganzen Erscheinung des Jünglings. „Wenn ihr mich und meinen Diener mit euch nehmen wollt, ihr sollt nicht über uns zu klagen haben. Seid ihr allein, junger Herr?"

„Ich bin allein," bestätigte Bertholb.

„Und ihr wollt hinauf gehen auf das Haupthaus der Herren, euch den Brief zu holen?" forschte der Jude weiter, „verzeiht meine Frage."

„In dieser Absicht kamen wir her," versetzte der junge Mann.

„So nehmt mich mit euch," erwiderte der Jude hastig, „wenn ihr durchs Thor geht, nehmt mich mit euch; sagt den Wächtern, ich gehörte zu euch. Wenn der Brief geschrieben wird, laßt ihn schreiben für drei, dann ziehen wir mit euch, es soll euer Nutzen sein, euer großer Nutzen! — Nun, was wollt ihr zögern? Kommt, laßt uns durchs Thor gehen."

Bertholb Markwart that einige Schritte in der bezeichneten Richtung; doch die Stimme seines Wirthes hielt ihn zurück.

„Laßt mich zuvor mit den Wachen sprechen," sagte er, „man kann nicht wissen, aus welchem Grunde sie





„. . . Es hilft Euch nichts, der Jude muß draußen bleiben."

euch den Eintritt verweigerten. Tretet ein wenig zurück, damit sie offen reden, wenn ich sie frage."

Der Jude entfernte sich ein wenig; sein rothhaariger Diener folgte ihm zögernd und hielt den Kopf horchend gewendet.

Der Rathsherr trat zu den Wachen, die ihn begrüßten. „Warum wollt ihr jenen Juden nicht in das Thor einlassen? Hat er sich gegen jemand vergangen? Sagt es mir."

„Wir kennen ihn nicht," entgegnete der eine der Söldner, der zunächst am Thor stand, „wir wissen nicht, ob er ein ehrlicher Mensch ist, so weit ein Jude überhaupt ehrlich sein kann. Doch wir können ihn nicht einlassen, es ist uns verboten."

„Auch dann nicht, wenn ich ihn mit mir führe und für ihn Bürge bin?" erwiderte der Rathsherr.

„Nein, auch dann nicht," versetzte der Krieger, „einem Juden steht das Thor des Haupthauses nur auf ausdrücklichen Befehl eines Gebietigers offen. Es hilft euch nichts, der Jude muß draußen bleiben."

Achselzuckend kehrte der Rathsherr zurück und gab dem Juden den unwillkommenen Bescheid.

Mit schmerzlicher Miene schaute dieser nach dem Thore und den Wächtern.

„'S ist hart!" sagte er, „sind wir nicht Menschen wie sie? Hinein muß ich, und nichts anderes bleibt mir übrig, als hier am Thore zu harren, bis ein Gebietiger vorüberreitet auf seinem Pferde; dem muß ich nahe treten, daß er mir hilft. 'S ist hart!"

„Gebt eure Hoffnung noch nicht auf," entgegnete Berthold Markwart, „harret hier am Thore, bis wir wiederkommen. Mir ist etwas eingefallen, das auch euch zum Ziele vielleicht führen kann. Ich hoffe, euch helfen zu können. Jedenfalls verweilt hier bis zu unserer Rückkunft."

„Wir werden warten, junger Herr," versetzte der Jude, „möge euer Einfall ein guter sein. Geht hinein ins Thor, wir werden warten."

Mit dem Rathsherrn näherte Berthold Markwart sich den Söldnern, und Herr Peter Detmar begehrte im Namen des Rathes der Stadt Marienburg Einlaß für sich und seinen Begleiter.

Die Wachen traten zur Seite und öffneten den Weg. Ungehindert schritten die Männer durch das Thor.

Sie standen jetzt in der Vorburg. Zu ihrer Rechten breitete sich, von der hohen äußern Mauer ganz umschlossen, ein geräumiger freier Platz aus, der sich bis an den Fuß der eigentlichen Burgmauer heranzog. Dieser Platz hieß der Zwinger, und war zu mancherlei Verwendungen bestimmt. Die öffentlichen Gerichtsverhandlungen, zuweilen unter dem Vorsitz des Hochmeisters selber, fanden hier statt; die Strafen an Leib und Leben der Verurtheilten wurden hier vollzogen, und heute tummelte eine ansehnliche Schaar von fremden ritterlichen Gästen sich mit Waffen und Roß im Kampfspiel umher. Auch einige Ritterbrüder, mit dem schwarzen Kreuz gezeichnet, nahmen an den kriegerischen Uebungen lebhaften Antheil, denn hier innerhalb der



eigenen Burgmauer wehrte ihrem Kampfspiel kein Verbot, während vor dem Thore der Ordensburg der Ritter vom deutschen Hause nur mit der scharfen Lanze erschien, wohl bereit zum Kampfe auf Leben und Tod gegen jeden Feind der Christenheit, nicht aber zum glänzenden Spiel vor den Augen schöner Frauen. Nur zu einer einzigen Frau schaute das Auge des Ritters verehrend hinauf, zu der Schutzherrin des Ordens, zu Maria, der hehren Himmelskönigin. Doch keinem irdischen Weibe öffnete sich jemals das Herz des Ritters. Kampf gegen die Feinde seines Glaubens und Pflege der Kranken und Elenden, in diesem Doppeldienst war das Leben der Brüder vom deutschen Hause beschlossen. Der Orden war ihre Familie, und ihre Heimath da, wohin das Gebot des Meisters sie sandte.

Einige von den stolzen Gestalten sah Berthold Markwart an sich vorüberschreiten; lang wallte der weiße Mantel mit dem schwarzen Kreuz herab, die ehernen Harnische klangen unter dem Schritt der markigen Gestalten, und ernst schauten die bärtigen Gesichter unter den Helmen hervor. Unter der Führung des großen Winrich von Kniprode waren diese Helden eine unüberwindliche Macht.

Gern hätte der junge Goldschmied noch länger zugeschaut, wie die machtvoll geschleuderten Lanzen mit lautem Klang an die Schilde prallten oder von irgend einem Theile der ehernen Rüstung wirbelnd absprangen; wie die edeln Rosse aufbäumend durch die weite Bahn jagten und mit Leichtigkeit die wuchtigen Reiter dahin-

trugen. Doch die Stimme des Rathsherrn rief ihn an, und sie durchschritten den Zwinger und näherten sich dem eigentlichen Burgthore.

Vor ihren Blicken stieg derjenige Theil der Marienburg empor, der das Hochschloß genannt wurde. Er war in den edelsten architektonischen Formen, aber in einfachem, ernstem Stile gehalten. Gewaltige Mauern trugen kühne Gewölbe, hoch ragten die Zinnen und geschlossene Steinflächen boten den stürmenden Feinden die unersteigliche Wand. Das Ganze war eine Festung, wie sie dem Wesen des Ordens entsprach.

Durch das Thor traten die Wandrer in einen hoch gewölbten Gang, der sie in einen engen Hof geleitete. Auf diesen Hof öffneten sich die mäßig großen Fenster jener bescheidenen klosterartigen Zellen, von denen jede einem der Ordensbrüder als Wohnung diente. Oft barg sie den Sprossen eines edlen Fürstengeschlechtes, der als Prinz einst über Burgen, über Reisige und zahlreiche Diener gebot, und hier in großartiger Entsagung sein Hab und Gut, sein Schwert und seinen Sinn dem Orden gänzlich hingab, um dafür als Theilhaber der gewaltigen Macht des Ganzen sich der großen Erfolge mit zu erfreuen, welche den stolzesten Ruhm hinieden im Munde der Menschen, und einst die unbestrittene Himmelskrone sicherten.

Einer von denjenigen Laienbrüdern des Ordens, welche das Pförtneramt versahen, führte die Fremden in das Sprechzimmer des Hochschlosses; ein anderer ging, um den Ordensspittler Ortulf von Trier aufzusuchen und ihm das Gesuch der Fremden um eine Unterredung mitzutheilen.



Der Rathsherr hatte sich auf einen der eichenen Stühle niedergelassen, und schaute mit unbehaglicher Miene in dem hochgewölbten, aber dunkeln Gemache umher.

„Ich danke den Heiligen," sagte er, „daß ich nicht genöthigt bin, in diesem Hochschlosse mein Leben zuzubringen. Sieh dich um, Berthold, findest du irgendwo in diesen dunkeln Mauern etwas, worüber du dich freuen könntest? Nichts, gar nichts ist vorhanden. In ihren winzigen Zellen ruhen die Ritterbrüder auf einem Lager, daß mich schon manchmal zur Winterzeit daheim im weichen warmen Bett ein Frösteln überlief, wenn ich zufällig einmal daran dachte. Ein großer herrlicher Saal soll hier im Hochschlosse sein, der Kapitelsaal; man hört viel von ihm erzählen, aber gesehen hat ihn niemand, der nicht zum Orden gehört. Und was nutzt hier alle Schönheit der Säle? Kein lustiges Banket wird darin gefeiert, die Ritter stoßen nicht einmal an, wenn sie ihren Wein trinken, und von holder Frauen Lippen ist noch nie ein kosender Laut in diesen Hallen erklungen."

„Himmlische Minne ist es, was die Brüder des Ordens in ihren Herzen tragen," entgegnete Berthold, „sie ringen nach einem hohen Ziele, und wenn nicht die Liebe meiner Agnes mein wäre, so möchte ich wohl ein Kämpfer der Himmelskönigin sein."

Der Laienbruder kehrte zurück und brachte die Nach-

richt, daß der Ordensspittler im Mittelschloß anwesend sei und dort die Fremden empfangen werde. Der Laienbruder forderte die Fremden auf, ihm zu folgen und schritt voran.

Der Rathsherr ergriff Berthold's Arm.

„Ein Ritter möchtest du sein?" sagte er mit gedämpfter Stimme, „o ja, wenn ich gleich einer der fünf hohen Gebietiger werden könnte, dann sagte ich ja zu deinem Begehr. Denn merk auf, Berthold, die Gebietiger sind und bleiben allerdings Ritterbrüder, aber sie sind zugleich Regenten, und im Mittelschloß wohnen sie nicht als entsagende Ritter, sondern als mächtige Herren des Landes. Ein glücklicher Zufall ist es zu nennen, der uns vergönnt, in das Mittelschloß einzutreten, und du würdest dich schwerlich rühmen können, Berthold, je die Räume betreten zu haben, in denen die Gebietiger die Geschicke des Landes leiten, wenn nicht dein Vetter in dem Rath der Stadt Marienburg säße."

„Darin stimme ich euch gern bei," versetzte Berthold, „und werde stets der Dienste eingedenk sein, die ihr mir leistet. Sollte es mir vergönnt sein, meine Agnes an den Altar der Marienkirche zu Elbing zu führen, so werdet auch ihr, wie ich hoffe, ein willkommener Gast auf unserer Hochzeit sein."

„Gewinne du nur die Braut," entgegnete Peter Detmar, „ich werde schon nicht fehlen. Wir wissen ja alle, daß Herr Eberhard Rundorf ein steinreicher Mann ist, der seine Hände besonders bei Festen seines Hauses stets offen hält." Er nickte dem Begleiter zu



und zwinkerte dabei so vergnügt mit den Augen, als ob er auch dieses Geschäft schon gemacht hätte.

Sie hatten während des Gespräches den hochgewölbten Thorgang durchschritten, welcher von dem Hofe des Hochschlosses aus nach Norden führte, und traten nun aus dem entgegengesetzten Thore.

Ein weiter freier Platz in Form eines länglichen Vierecks lag vor ihnen; linker Hand erhob sich ein weitgedehnter Prachtbau, die Residenz des Hochmeisters; rechts befand sich in mäßiger Entfernung die Kirche der Jungfrau Maria; die übrigen Seiten des Vierecks nahmen stattliche Gebäude ein, in denen höhere Beamte des Ordens oder vornehme Gäste wohnten, die oft in großer Zahl aus allen Ländern der Christenheit nach Preußen strömten, um unter den ruhmreichen Bannern der Brüder vom deutschen Hause einem Kriegszug gegen die Heiden sich anzuschließen.

Dem Führer folgten die Fremden zu dem nahegelegenen Theile des Residenzschlosses, welcher die Ordenskanzlei enthielt. An der Thür stand ein reichgekleideter Diener, der zuvorkommend öffnete. Die Fremden traten ein.

Welcher Unterschied war zwischen diesen prächtigen Räumen und dem ernsten, düstern Hochschlosse! Hier fiel durch hohe Spitzbogenfenster das Licht voll und hell in die heitern Räume. In schlanker Wölbung stiegen die Wände zu dem Mittelpunkte der Decken empor, goldene Zierrathen schmückten die Kanten der schöngeschwungenen Bogen und anmuthende bunte Farben

leuchteten von den Wänden. Den Schall des schreitenden Fußes machten dicke Teppiche aus Flandern unhörbar, feierliche Stille herrschte in allen Räumen.

Der Führer geleitete zu einer Thür an der linken Seite; er öffnete sie und bedeutete die Fremden, in dem Vorzimmer ein wenig zu harren; Herr Ortulf von Trier wisse um ihre Ankunft und werde sogleich erscheinen. Im Abgehen deutete der Laienbruder auf die rothen Polstersitze, aber Herr Peter Detmar zog es vor, in der Mitte des Gemaches stehen zu bleiben und sich überall forschend umzuschauen, besonders aber die nicht ganz geschlossene Thür zu mustern, welche in das Amtszimmer des Herrn Ortulf von Trier führte. Während er als Komthur von Elbing die meiste Zeit in der Burg der genannten Stadt verweilte und dort als sogenannter Pfleger alle Geschäfte eines obersten Gebieters der Komthurei Elbing versah, führte ihn sein Amt als Ordensspittler öfter in das Haupthaus Marienburg.

Das Amt des Ordensspittlers umfaßte die Aufsicht über sämmtliche Krankenhäuser und sonstige Pflegeanstalten des Ordens. In jeder Ordensburg waren solche Anstalten, auch zur Aufnahme und Pflege der hilfsbedürftigen Reisenden, und gerade der Spittler war unter den Gebietigern des Ordens der geeignetste, um durch einen empfehlenden Geleitschein jedem, der in irgend einem Ordensgebiete reiste, in den Burgen gastliche Aufnahme und den wirksamsten Schutz gegen jeden auch noch so mächtigen Widersacher zu sichern.



Nur wenige Augenblicke waren verflossen, da öffnete sich die Thür ganz, und der Spittler trat ein. Der Rathsherr Peter Detmar schrak hastig zusammen, denn er war so eifrig mit der Betrachtung der schweren Ledertapeten des Zimmers begriffen — Peter Detmar handelte selber mit solchen Tapeten — daß er von dem Eintritt des Gebietigers vollständig überrascht wurde. Er verbarg seine Verlegenheit in einer tiefen Verbeugung und suchte sich zu fassen, um seine würdevolle Anrede als Rathsherr anzubringen. Doch Berthold Markwart war ihm längst zuvorgekommen. Er nannte seinen Namen und seine Heimath, und überreichte den Brief der Frau Elisabeth Rundorf.

Das ernste Antlitz des Spittlers hellte sich freundlich auf, als er den Brief in Empfang nahm. Er löste die Siegel, zerschnitt den Knoten der seidenen Schnur mit dem Dolche, den er im Gürtel trug, und begann zu lesen.

Der junge Goldschmied betrachtete inzwischen die Gestalt des Gebietigers. Von Elbing her war ihm Herr Ortulf nicht unbekannt, doch hatte er ihn stets nur von weitem und nie anders als zu Roß erblickt. In diesem Augenblicke und an diesem Orte erschien ihm der mächtige Gebietiger weit größer und bedeutungsvoller.

Herr Ortulf von Trier erschien auch in den Prachträumen des Residenzschlosses in der schlichten Kleidung, von welcher die Brüder des Ordens niemals abwichen. Von dem einfachen Ritter unterschied ihn nichts als die goldene Kette mit dem Kreuze, die er am Halse trug. Wange und Kinn bedeckte der volle Bart, den nie ein

Scheermesser berührte; in seinem Antlitze prägte sich neben großer Festigkeit jener milde Sinn und jener erleuchtete Geist aus, der allen zu eigen war, welche durch den großen Winrich zu einem der höchsten Aemter des Ordens berufen wurden.

„Wißt ihr auch," sagte der Spittler, indem er das Pergament zusammenschlug, „wißt ihr auch, welchen Gefahren ihr euch bei diesem Unternehmen aussetzt? Selbst im Ordenslande und mit dem Geleit des Ordens kann euch irgend ein Unfall treffen, wenn ihr bis nach Johannisburg zieht. Ueberschreitet ihr dann aber die Grenze und begebt euch in Gegenden, die vielleicht noch nie der Fuß eines freien Christen betreten, so ist es einem Wunder gleich zu achten, wenn ihr unversehrt zu uns zurückkehrt. Habt ihr alles das bedacht, und seid ihr noch Willens, euer Leben und eure Freiheit an ein so verwegenes Spiel zu wagen?"

„Gnädiger Herr," entgegnete Bertholb, „mein Entschluß ist nicht die unzeitige Geburt einer einzigen Stunde und eines einzigen Kopfes. Mit solchen, die mir treu gesinnt waren zu allen Zeiten, habe ich reiflich bedacht und überlegt, und mein Wille steht fest: im Namen der heiligen Mutter Gottes, die auch diesem erlauchten Orden eine so starke und gnadenreiche Fürsprecherin ist, will ich wagen, was Frau Elisabeth Rundorf's Brief euch kund gethan hat."

Bei der Anrufung der Himmelskönigin verneigte der Spittler sein Haupt, und der Rathsherr machte, als er das sah, einen tiefen Bückling.



„Wenn es euer ausdrücklicher Wille ist," versetzte Herr Ortulf, „so soll euer Anliegen ausgerichtet werden. Seid ihr allein?"

Schon hatte Berthold den Mund geöffnet, um die Frage zu bejahen; doch Herr Peter Detmar, der an das Geschäft dachte, kam ihm noch glücklich zuvor.

„Er ist nicht allein, gnädiger Herr," sagte er, indem er einen Schritt vortrat; „zwei Begleiter machen mit ihm dieselbe Reise. Habt die Güte, den Geleitschein auf den Berthold Markwart, Bürger zu Elbing, und seine beiden Begleiter ausstellen zu lassen."

„Wer sind diese Begleiter? Gehören sie zu euch, oder gehen sie nur zufällig mit euch denselben Weg? Seid ihr" — Herr Ortulf wandte sich an den Rathsherrn — „etwa einer derselben?"

„Alle Heiligen mögen mich bewahren!" entgegnete Herr Peter erschreckt und bekreuzte sich, „ich bin ein Rathsherr von Marienburg, habe Weib und Kinder, und begebe mich nicht in solche Gefahren des Leibes und des Lebens! Nein, die zwei Begleiter sind zwei Handelsleute; wie sie heißen, wissen wir nicht, aber es sind gute Leute, man könnte sich gewiß dreist für sie verbürgen."

„Es sind zwei Juden, gnädiger Herr," entgegnete Berthold mit fester Stimme, „ich glaube, daß sie eures Geleits würdig sind, und mir würden sie von großem Nutzen sein, denn sie haben die Reise öfter gemacht und kennen den Weg, der mir ganz fremd ist."

„Wenn das der Fall ist," versetzte der Spittler,

„so will ich um euretwillen — denn ihr seid mir durch Frau Elisabeth Rundorf sehr warm empfohlen — das Geleit auf eure beiden Begleiter ausdehnen. Doch ich muß euch zur besondern Pflicht machen, daß ihr euch von den Juden sogleich trennt, wenn es euch zur Gewißheit wird, daß sie unwürdig sind, unseres Schutzes zu genießen.“

„Ich verspreche, euerm Willen genau nachzukommen,“ erwiderte Berthold.

Der Spittler wandte sich, um in sein Amtszimmer zurückzukehren.

„Verweilt ein wenig auf dem Schloßhofe,“ sagte der Spittler, „ich sende euch durch den Schreiber den Geleitschein sogleich hinaus.“ Er grüßte und trat in sein Amtszimmer.

Der Rathsherr schickte dem Abgehenden noch eine tiefe Verbeugung nach; dann verließen die Fremden das Gemach und begaben sich auf den Schloßhof, um hier des Briefes zu harren.

„Das nenne ich Glück!“ sagte der Rathsherr erfreut, als sie weit genug von der Thür entfernt waren, um von dem Thürsteher nicht mehr gehört zu werden, „ich glaube sicherlich, Berthold, daß ein mächtiger Heiliger dich in seinen besondern Schutz genommen hat, ohne daß du es weißt. Was der Jude nun wohl sagen wird, wenn er den Geleitschein sieht, der ihn und seinen rothhaarigen Diener mit einschließt?“

Berthold deutete auf das ehrwürdige Gotteshaus, das ihnen gegenüber stand.



„Kommt, Vetter,“ sagte er, „laßt uns zu der Kirche der heiligen Jungfrau hinübergehen und ihr danken; möge ihre gnadenreiche Hand auch ferner meinen Schritten den Weg bereiten.“

„Du hast Recht, Berthold,“ entgegnete Herr Peter Detmar, „den Schutz der Heiligen brauchst du noch lange. Ich möchte glauben, gerade an jener Stelle müßte auch das Ohr der Mutter Gottes ganz besonders geneigt sein, eine Bitte zu hören, denn niemand auf der Welt hat der heiligen Jungfrau noch je solche Ehre erwiesen, als die Brüder vom deutschen Hause; nach vielen Tausenden zählen die Heiden, die sie mit ihrem Schwert von der Erde vertilgt, oder zur Taufe gezwungen haben. Ich sehe auch Priesterbrüder des Ordens in die Kirche gehen, vielleicht läßt einer von ihnen sich bereit finden, Fürbitte für dich einzulegen.“

Die Kirche, welche der Jungfrau Maria geweiht war und als ganz besonderes Heiligthum, gewissermaßen als der Mittelpunkt des ganzen Ordens galt, entsprach dieser hohen Bestimmung in ihrer äußern Erscheinung auf die würdigste Weise. Nicht durch übermäßige Größe wirkte sie auf den Sinn dessen, der ihr in Andacht nahte, denn sie war nur von mäßigen Verhältnissen; aber kein Heiligthum konnte edlere Formen, reinere Schönheit aufweisen, als dieser irdische Herrschersitz der ewigen Königin, und noch kein fühlendes Herz war zu ihm herangetreten, ohne die Nähe der Himmlischen aufs innigste zu empfinden.

Die Thür war geöffnet; Weihrauchduft füllte die

wunderbar gewölbten Hallen, in welche durch die herrlichen gemalten Fenster ein gedämpftes Licht fiel. Chorgesang erscholl, in großer Anzahl waren die Priesterbrüder des Haupthauses versammelt, das Hochamt zu begehen. In ihren Betstühlen knieten viele Ritter, man sah nur die weißen Mäntel und auf der Schulter das schwarze Kreuz; in demuthvoller Andacht beugten die unüberwindlichen Helden das Haupt vor der himmlischen Frau.

An einem der letzten Pfeiler kniete Berthold tief bewegten Herzens nieder. Es erfüllte ihn mit hoher Freude, daß eine glückliche Fügung es ihm noch vergönnte, gerade an dieser Stelle zu seiner mächtigen Beschützerin zu beten, und sein gläubiger Sinn erkannte darin eine gute Vorbedeutung für das Gelingen seines gewagten Unternehmens.

Aus seiner Andacht weckte sein Gefährte ihn auf, der mit gefalteten Händen und murmelnden Lippen neben ihm kniete, das Haupt gebeugt, während die Blicke lebhaft umherschweiften.

„Schau hin!" flüsterte Herr Peter, indem er seinen Gefährten mit dem Ellbogen anstieß, „dort unter dem Hochaltar — siehst du sie nicht?"

„Wen soll ich denn sehen?" fragte Berthold eben so leise, indem er das Haupt ein wenig hob, und verwundert in der bezeichneten Richtung ausschaute.

„Die Thür!" versetzte Herr Peter, „die Thür mußt du ansehen; sie führt zur Sankt Annengruft, das ist die Begräbnißstätte der Hochmeister. Ich erinnere mich



noch sehr genau des Tages, an dem die Leiche des Hochmeisters Heinrich Dusmer's von Arffberg nach des Ordens Haupthause geführt wurde, um in der Sankt Annengruft beigesetzt zu werden. Siehst du neben dem Hochaltar die sechs Männer in den langen schwarzen Talaren und den gelben Gesichtern?"

„Vetter," erwiderte der junge Mann, „seid so gut und erzählt mir das nachher, wenn das Hochamt beendet ist."

„Freilich, du hast Recht," entgegnete Herr Peter, „aber sieh sie dir inzwischen genau an, es sind keine Priesterbrüder, auch keine fremden Gäste, es sind — doch das sage ich dir nachher."

Er fuhr fort, Gebete zu murmeln und dabei zu beobachten, bis die feierliche Handlung vollbracht war. Er war einer der ersten, der sich erhob. Seinen Gefährten zog er am Arm mit sich fort und stellte sich mit ihm in der Nähe der Thür auf, um alle, die aus der Kirche kamen, genau beobachten zu können.

Einige Ritterbrüder mit dem Kreuz schritten vorüber, es folgten mehrere Priesterbrüder in schwarzem Gewande, auch der Treßler des Ordens, der Schatzmeister Sweder von Pelland kam gegangen; ihm folgten die Blicke des Rathsherrn mit solcher Bewunderung, daß er fast die sechs geheimnißvollen Gestalten übersehen hätte, welche jetzt vorübergingen. Berthold machte ihn darauf aufmerksam.

„Ja, da sind sie," sagte Herr Peter, „sieh sie dir genau an, du wirst sie nicht wieder zu sehen bekommen;

das sind die Doktores aus Italien, die der Hochmeister in das Haupthaus berufen. Sie gehören zu den klügsten Leuten der Welt."

„Erzählt mir von ihnen," erwiderte Berthold, „ich habe von diesen Doktores sagen hören, doch ich weiß das rechte nicht. Wozu sind sie hier?"

„Es sind Doktores des römischen Rechtes," versetzte der Rathsherr, „vier sind aus Bologna, und zwei aus Pavia. Sie sind schon seit Jahren hier, und unterrichten die Ritterbrüder, welche sich im Haupthause aufhalten — und deren ist stets eine ansehnliche Zahl — in Sachen des Rechtes und der Gesetze, damit sie später, wenn der Meister den einen oder den andern in die Würde eines Komthurs beruft, ihr wichtiges Amt mit erfahrenem und gerechtem Sinn verwalten, und ihren Unterthanen nicht aus Unkunde Schaden in ihren Rechten zufügen. Und seit dieses Konsistorium der rechtsgelehrten Doktores im Haupthause weilt, ist ein Gebot des Meisters in alle Ordenslande ergangen, daß ein jeder Richter, der um seinen Spruch gefragt wird, sein Urtheil beweisen und begründen soll, entweder aus den geschriebenen Rechten, oder aus natürlicher Billigkeit, oder aus bewährter Geschichten Beispiel; wer dieser Gründe keinen für sich hätte, dessen Stimme sollte zum Urtheil und zum Schluß der Sache nicht gelten."

„Das ist eine weise und schöne Einrichtung des Meisters," versetzte der junge Mann, und schaute den Rechtsgelehrten nach, die im Gespräch mit einander sich langsam entfernten.



„Freilich!" entgegnete der Rathsherr, „der Meister hat oft auch schon hohen Ruhm durch seine Doktores geerntet. Nicht allein in Sachen des Landes und des Ordens haben sie manche kluge Entscheidung gegeben, sondern auch von fremden Städten, ja von Fürsten in dänischen und in englischen Landen sind Gesandte bei dem Hochmeister erschienen, damit dieser verwickelte Streitfragen durch seine Doktores entscheiden lasse. Außer diesen Rechtskundigen hat der Meister aber auch eine Anzahl von Gottesgelahrten hier, das sind andere Doktores, welche die Ritterbrüder in Sachen des christlichen Glaubens unterweisen, damit eine reine Lehre die Herzen aller Glieder des Ordens erfülle, und ein gemeinsames, festes Glaubensband sie zu brüderlicher Eintracht und zu uneigennützigem, freudigem Wirken umschlinge. Durch solche Einrichtungen, die noch kein Meister vor ihm getroffen, hat Herr Winrich von Kniprode dem erhabenen Haupthause des Ordens einen Glanz verliehen, der bis in Lande strahlt, in denen kein Wort deutscher Zunge erklingt."

„Habt ihr den Meister Winrich von Kniprode schon einmal gesehen, Vetter?" fragte Berthold Markwart.

„Ich sah ihn oft," entgegnete Herr Peter mit Würde, „und ich sage dir, wer diesen Helden ein einzigmal mit Augen schaute, der vergißt ihn nie wieder. Doch sieh, dort kommt der Schreiber des Herrn Ortulf von Trier, er sieht sich nach uns um; das Pergament hält er in der Hand. Hier! Heda! Wir kommen!"

Laut tönte der Ruf des Rathsherrn über den Schloß-

hof. Der Schreiber kam und übergab dem jungen Goldschmied das Pergament, an dem das Amtssiegel des Spittlers hing.

Hastig streckte Herr Peter Detmar die Hand danach aus, und überflog den Inhalt des Schriftstückes in halblauter Sprache.

„Es ist alles richtig," sagte er dann erfreut, „es steht darin, Geleit für dich und deine beiden Begleiter. Ich wollte dir's zeigen, aber du verstehst kein Latein. Ich kann es lesen, und ich habe es gelesen, das mag dir genügen. Was nun der Jude wohl sagen wird? Sein Name steht nicht darin; wir können ihm eine hohe Forderung stellen; wenn er des Schutzes auch theilhaftig sein will, muß er bezahlen."

„Aus meinem Munde wird er keine Forderung hören," entgegnete Berthold, „umsonst habe ich das Geleit empfangen, ich thäte Sünde, wollte ich dem Juden dafür Geld erpressen. Gebt mir das Pergament, Vetter!"

„Nun, du kannst machen, was du willst," versetzte Herr Peter unwirsch, indem er das Dokument zurückgab, ohne den jungen Mann anzusehen, „aber sicher ist, daß der Jude kein Geleit erhalten hätte, wenn ich nicht dem Spittler zwei Begleiter genannt hätte."

Mit langen Schritten eilte er dem Thore zu, und es ärgerte ihn, daß es dem jungen Manne gar keine Mühe kostete, sich an der Seite des Vetters zu halten.

In kurzer Zeit legten sie den Weg durch das Hochschloß und über den Zwinger zurück. Der Jude stand



noch mit seinem Begleiter an dem Thore, und schaute den zurückkehrenden Männern erwartungsvoll entgegen

„Nun?" fragte der Jude den Rathsherrn, „was habt ihr denn erlangt in dem Schlosse der Herren?"

Achselzuckend und mit ärgerlicher Miene deutete der Rathsherr auf seinen jungen Begleiter, an welchen der Jude nun seine Frage wiederholte.

Berthold Markwart entgegnete: „Der Spittler, Herr Ortulf von Trier, hat mir ein Geleit für mich und zwei ungenannte Begleiter ausgestellt" —

„Hat er?" rief der Jude in der freudigsten Ueberraschung, „erweist mir die Freundlichkeit, junger Herr, laßt mich das Pergament mit meinen Augen sehen! Behaltet's in eurer Hand, aber laßt es mich selber lesen!"

Der Goldschmied zog das Dokument hervor und überreichte es dem Juden. „Nehmt selbst," sagte er.

Rasch entfaltete jener das Blatt, und schaute hinein.

„Ihr habt recht geredet, junger Herr," sagte er, indem er unablässig auf die Züge der Schrift schaute, „ihr habt die Wahrheit gesprochen, es steht geschrieben! Ich kann es lesen; sie schreiben immer lateinisch, die Herren Ritter, aber ich kann es lesen, ich versteh es. Und das Siegel hängt daran; es ist ein richtiges, gutes Siegel, ich kenne auch das."

Er gab die Schrift zurück.

„Es ist ein kostbares Pergament," sagte er, „Schutz und Aufnahme sind euch zugesichert, ihr seid ein glück-

licher Mann. Werdet ihr uns nun mitnehmen, lieber junger Herr?“

Berthold rollte das Pergament sorgfältig zusammen, schob das angehängte Siegel in die Rolle hinein, und steckte es wieder zu sich.

„Eure Frage kann ich nicht sogleich bejahen,“ entgegnete der Goldschmied, „ich muß, der Ordensspittler hat es mir zur Pflicht gemacht, euch zuvor um Auskunft über einige Punkte ersuchen.“

„Ihr wollt Auskunft haben?“ versetzte der Jude unruhig, „ich kann es mir denken, was ihr von uns wissen wollt. Redet, junger Herr, ich werde antworten.“

„Zuerst muß ich wissen, wie ihr beide heißt und wer ihr seid,“ erwiderte Berthold.

„Das kann ich euch leicht sagen,“ antwortete der Gefragte, „ich heiße Salomon Gebirol, und der da ist mein Diener; ich rufe ihn Gerson. Wir sind Handelsleute, wir treiben Geschäfte, wie sie sich uns hier und dort darbieten.“

„Was für Landsleute seid ihr?“ fragte Berthold weiter, „wo ist eure Heimath?

Tiefer Schmerz zuckte über das Antlitz des Gefragten.

„Gott!“ entgegnete er, „was fragt ihr mich nach meiner Heimath, da ihr doch seht, daß ich ein Jude bin! Vogelfrei sind wir, wenn nicht ein mächtiger Herr uns seinen Schutz leiht; unser Haus ist der Himmel, der über unserm Haupte ist.“



„Verzeiht, ich wollte euch nicht kränken,“ erwiderte der junge Mann mitleidig, „ihr scheint in eurem Leben schweres Geschick erfahren zu haben. Ich will euch auch nicht länger ausfragen, ihr könntet eure Worte ja wählen, wie ihr wollt, und ich kann nicht prüfen, ob eure Rede ohne Falsch ist. Nur über einen Punkt muß ich Gewißheit haben. Könnt ihr mir für euch und euren Diener Gerson die feste, ehrliche Versicherung geben, daß ihr es treu und redlich mit den Herren dieses Landes und mit mir meint, und euch keinerlei Hinterlist oder gar Verrath zu Schulden kommen lassen wollt?“

„Ich versichere es euch, junger Herr!“ versetzte Salomon Gebirol, indem er die Hand aufs Herz legte und den Goldschmied fest und ruhig mit seinen tiefen Augen anschaute.

„So seid mir als Reisegefährten willkommen!“ erwiderte Berthold, „nehmt Theil an dem Schutze, den die Brüder des Ordens mir gewähren, und laßt uns Freunde sein, so lange wir mit einander wandern. Meint ihr es ehrlich, so schlagt ein!“ Er streckte ihm die Rechte entgegen.

Zögernd legte der Jude seine Hand hinein.

„Und was muß ich euch bezahlen?“ fragte er.

„Bezahlung verlange ich nicht von euch,“ versetzte Berthold Markwart, „doch wenn ihr zu eurer Reise noch nicht mit allen erforderlichen Gegenständen ausgerüstet seid, so empfehle ich euch, in dem Hause dieses Kaufmanns, des Rathsherrn Peter Detmar, vorzutreten; ihr werdet dort sehr gut einkaufen.“

„Ich bin euch dankbar für eure Empfehlung, junger Herr," entgegnete Salomon Gebirol, „ich gebrauche noch mancherlei. Wann darf ich zu dem gestrengen Herrn kommen? Wann darf ich sehen, was ihr zu verkaufen habt?"

Diese letzten Worte, welche an den Rathsherrn gerichtet waren, klärten das Gesicht desselben plötzlich sehr bedeutend auf.

„Ihr könnt kommen wenn ihr wollt, Salomon," versetzte er, „ihr trefft mich zu jeder Stunde des Tages."

„Wollt ihr mir denn gestatten," fuhr der Jude fort, „euch zu begleiten? Ich komme dann sicher in euer Haus."

„Ihr könnt mitgehen," erwiderte Herr Peter, „aber laßt mich so etwa hundert Schritte vorausschreiten, und sorgt nur, daß ihr uns stets im Auge behaltet, damit ihr meinen Laden nicht verfehlt."

„Ich verstehe, gestrenger Herr," versetzte Salomon Gebirol und machte eine respektvolle Verbeugung, „ich werde Acht geben. Schreitet voraus, wenn es euch gefällig ist."

Der Rathsherr legte die Linke auf das Degengefäß, steckte zwei Finger der Rechten hinter die Malgen seines Brustwamms, und schritt in würdevoller Haltung den Weg nach seinem Hause zurück. Bei jeder Biegung der Straße schaute er sich um und ein Zug der Zufriedenheit verklärte sein Angesicht, als er jedesmal bemerkte, daß der Jude mit seinem Diener in der entsprechenden Entfernung folgte.

Sie langten bei dem Geschäftshause des Herrn Peter



Detmar an. Das Haus führte den Namen „der goldne Apfel;" das entsprechende Zeichen hing in nicht geringer Größe an einem starken Eisenstabe vom Giebel herab.

Vor der Thür des goldnen Apfels sandte Salomon Gebirol seinen Diener mit einer Bestellung fort, er selber trat mit bedächtigen Schritten ein.

„Sagt mir doch Salomon," redete der Goldschmied ihn an, „ob es euch recht ist, wenn wir unsere Reise recht bald beginnen? Ich möchte nicht gern Zeit versäumen."

„Es sind ganz meine Gedanken, was ihr da sagt," entgegnete der Gefragte, „wir reisen morgen besser, als übermorgen. Laßt uns morgen aufbrechen, morgen bei guter Zeit; ich meine, wenn die Sonne noch nicht scheint mit ihrem Lichte, so daß niemand als die Wächter am Thore erfahren, wer die Stadt verläßt."

„Damit bin ich einverstanden," erwiderte Berthold; „laßt uns die vierte Morgenstunde für unsern Aufbruch festsetzen; vor der Thür dieses Hauses werde ich euch erwarten."

„Ihr sollt nicht unnöthig warten, wir werden uns einfinden," versetzte Gebirol, „rüstet euch gut, junger Herr, und bewahrt das Pergament; 's ist mehr werth, als viel Geld. Um die vierte Stunde sind wir da."

Der Jude trat in den Verkaufsladen des Rathsherrn, wohin der Kaufherr bereits seinen ersten Gehülfen gesandt hatte, denn ihm geziemte es wohl, das Geld des Juden zu nehmen, nicht aber, denselben zu bedienen.

Berthold trat bei der Muhme ein, die dem Gaste

zu Ehren ein besonders reichliches Mittagsmahl aufzutragen eben ihre Anordnungen traf.

Als Peter Detmar bald darauf an der Mittagstafel erschien, schickte er sogar den Lehrling ab, um eine Flasche Malvasier aus dem Keller zu holen. Heute durfte er sich diese Verschwendung wohl erlauben, denn Salomon Gebirol hatte ein ganzes Stück der feinsten rothen Laken gekauft, und hatte den geforderten Preis, der den Umständen angemessen war, in vollwichtigen ungarischen Goldgulden bezahlt, ohne zu handeln.

3.

## Bis zur Grenze.

Auf einer kleinen Anhöhe hielt Berthold Markwart sein Roß an und ließ seine Begleiter vorausziehen. Er selber wandte sein Auge nach Westen zurück, wo in der Ferne die Zinnen der Marienburg im goldenen Morgenlichte lebhaft erglänzten. Neben dem Rosse stand Greif, die große Dogge, und schaute mit fragenden Geberden zu dem Reiter hinauf.

Doch dieser ließ seine Gedanken in die Ferne schweifen. Weit dehnte nach Norden hin sich die Niederung aus; scharf und klar und ohne jeden unterbrechenden Gegenstand zeichnete die Horizontlinie sich ab. Berthold's Gedanken aber sahen mehr, als die leiblichen Augen;



sie überflogen die trennenden Länderstriche, sie schauten die Heimathstadt und den Bruder in den nun stillen Räumen des väterlichen Hauses; sie zeigten ihm den traulichen Platz am verborgnen Ufer, sie zeigten ihm das holde Antlitz der Geliebten und ihr süßes Auge. Und wie diese Bilder vor seinem Geiste auftauchten, da war es ihm, als ströme neue, volle Lebenswärme in sein Herz, und der herrliche Preis, der ihm winkte, ließ alle Gefahren verschwinden, die sich drohend in den Weg stellten. Mit entschlossener Hand warf er sein Roß herum, und sprengte vom Hügel den Weg hinab, seinen Gefährten nach.

Die beiden Juden machten ihre Reise auf einem kleinen Wagen, der mit einer Decke von getheerter Leinwand überspannt war. Salomon Gebirol saß im Hintergrunde des Gefährtes; man konnte nichts von ihm und von seiner Beschäftigung wahrnehmen, aber unbeschäftigt konnte er nicht sein, denn sein Diener beobachtete ein stetes Schweigen, und beantwortete nur die Fragen seines Herrn.

Gerson hatte seinen Sitz am Vorderende, gerade da, wo das Leinwandzelt aufhörte, damit er genau auf jedes Ereigniß achten konnte Und er war sehr besorgt, einem Unfall vorzubeugen; bald zur Rechten, bald zur Linken schaute sein spähender Kopf um das Zelt herum an den Seiten des Wagens aus, und mit nicht geringer Hast kam der rothe Krauskopf zum Vorschein, als hastige Hufschläge hinter dem Wagen ertönten.

Berthold kam daher gesprengt, Greif rannte mächtig

bellend voraus; erschreckt machte das Pferd einen Seitensprung und verließ das Geleis, das in dem sandigen Wege ziemlich tief ausgefahren war.

Nur mit Mühe bändigte Gerson sein Roß und indem er mit voller Kraft die Zügel anzog, rief er laut dem nahenden Reiter entgegen: „Gnäd'ger Herr, der Hund! der Hund! Er ist ein großes Thier, wird er auch nicht schaden dem guten Pferd?"

„Sei ohne Sorgen", entgegnete Berthold, „Greif weiß sehr wohl, wer zu uns gehört. Sieh hin, er ist schon wieder ganz ruhig, und dein Pferd auch."

Er betrachtete das Roß, das den Wagen zog. Es war ein Brauner, ein abscheulich häßliches Thier. Die langen Winterhaare, die es zum Theil noch trug, lieferten den bündigsten Beweis, daß nie eine Striegel oder eine Bürste seine Haut berührte. Und genau zu dem Aussehen des Pferdes paßte das unsaubere, vielfach ungeschickt ausgebesserte Geschirr, das ursprünglich aus Streifen von Rindshaut, welche die Behaarung noch trug, angefertigt war. Das Ganze machte den abschreckendsten Eindruck, und der oberflächliche Blick glaubte, hier einen abgetriebenen, werthlosen Gaul vor sich zu haben.

Dem aufmerksamen Beschauer aber mußte sogleich die leichte und kraftvolle Gangart des Rosses auffallen und auch Berthold konnte sich nicht enthalten, eine genauere Prüfung anzustellen.

Gerson bemerkte es mit großem Mißbehagen; unruhig schielte er zur Seite, ließ die Zügel schlaff hängen, um die Bewegungen des Rosses matter erscheinen zu



lassen, und konnte sich schließlich nicht enthalten den Reiter anzureden

„Was sagt ihr zu dem Pferd, gnäd'ger Herr? Was meint ihr, wird es den langen Weg aushalten? Ich fürchte, es wird's nicht aushalten, es kann sich nicht messen mit eurem edlen Thier. Wo habt ihr euer gutes Roß gekauft? Was hat's euch gekostet?"

„Gerson," versetzte Berthold ruhig, „ich glaube, wenn dein Brauner von dem schlechten Geschirr befreit und fleißig geputzt würde, so gäbe er ein vortreffliches Reitpferd."

„Was glaubt ihr doch von dem Pferd?" rief der Diener eifrig, „'s taugt nicht zum Reiten, ich weiß es, ich kann's euch sagen. Noch nicht drei Monate sind es, da hat mein Herr mir gesagt — in Zakroczyn waren wir, im polnischen Lande — „Gerson," hat er gesagt, „auf dem Fluß sehe ich Schiffer kommen, ich muß wissen, ob es unsere Schiffer sind, die vom Narew kommen; nimm den Braunen, du hast ihn gerade zur Hand, reit an den Fluß und schau, wer die Schiffer sind." Ich faßte den Braunen an den Kopf, und in die Mähne — sie ist lang, man kann sich gut daran halten — ich setzte mich aufs Pferd so gut ich konnte — mein Herr hat mir geholfen, daß ich hinauf kam — „Fort!" sagt' ich, das Pferd machte einen Sprung, und — „Halt! halt!" rief ich, denn es hatte mich abgeworfen, in die Dornen fiel ich am Hause, sie zerrissen mir mein Wamms — seht, gnäd'ger Herr, ihr könnt die Löcher noch sehen an meinem Wamms! Es ist kein Pferd zum Reiten, ich weiß es!"

Berthold lächelte.

„Glaubst du vielleicht, Gerson," sagte er, „daß ich die Absicht habe, dir dein Pferd abzuspannen? Fürchte nichts von mir, ich bin euch ein sicherer Gefährte, so lange ihr selbst nicht die Freundschaft brecht."

Ein Wort wurde im Innern des Wagens laut, so leise, daß es nur Gerson's Ohr erreichte. Der Diener schwieg und lenkte mit Aufmerksamkeit das Roß, das den Wagen leicht und rasch dahinführte. Auch Berthold redete nicht weiter.

Seit jener Stelle auf dem Hügel, von welchem der Goldschmied noch einmal zurückschaute, hatte das Aussehen der Gegend sich gänzlich verändert. Von den üppig grünenden Saatfeldern entdeckte das Auge keine Spur mehr. Statt der dunklen Fruchterde der Niederung breitete Sandboden sich aus, so weit der Blick reichte. Auch hier fehlte der bestellte Acker nicht, aber das Getreide stand spärlich und hatte mattgrüne Farbe, und weit größere Flächen, als das Ackerland bedeckten dunkle Kiefernwälder, die bald nahe an den Weg herantraten, bald weiter sich von ihm entfernten. Weite Strecken überschaute der Blick nicht mehr, denn der Boden war wellenförmig; ansehnliche Erhöhungen kamen jedoch nirgend vor.

In einförmiger Weise verlief der ganze Tag. Die Mittagsrast wurde in einer kleinen Senkung mitten in einem Kieferwalde gehalten. Auf dem feuchten Boden sproßte hier reichliches Gras für die Rosse, und das klare, kalte Wasser, welches langsam unter Erlenbüschen dahinrieselte, war allen willkommen.



Aus der Tiefe des Wagens holte der Diener außer einigen einfachen Lebensmitteln auch Wein hervor, den sein Herr freundlich dem Goldschmied darbot. Wenige Worte wurden gewechselt; es hatte sich auch bei den Reisegefährten die weite Kluft noch nicht verringert, welche damals den Juden und den Christen von einander schied.

Sobald die Pferde sich ausgeruht und gesättigt hatten, wurde der Weg weiter verfolgt. Oft kam man an ländlichen Höfen vorüber, auch durch Dörfer zog man zuweilen, denn dieser ganze Landstrich im Herzen des Ordensgebietes wurde mit jedem Jahre eifriger angebaut. Fleißige Ansiedler aus dem nördlichen Deutschland fanden hier stets willige Aufnahme von Seiten des Ordens; Ackerland und Waldgrund wurden ihnen gegen geringe Abgaben, seit den gräßlichen Verwüstungen der Pest oft auch als gänzlich freies Eigenthum zugetheilt. Im ganzen Lande umher saß aber auch noch auf dem väterlichen Erbe ein ansehnlicher Theil der ursprünglichen unterworfenen Bevölkerung, die sich willig der Herrschaft des Ordens und des Christenthums gebeugt hatten. Auch preußische Edle, Withinge genannt, die sich zeitig den fremden Eroberern unterworfen, freuten sich auf großen Besitzungen der Gunst des Ordens.

Als die Nacht herannahte, wurde in einem Dörfchen an einem reichlich fließenden, breiten Bach Halt gemacht. Berthold fand gastliche Aufnahme in dem Hause eines angesehenen Landmanns, der aus den westfälischen Gegenden hierhergezogen war. Als dritter Sohn hatte er in seiner Heimath keine andere Aussicht gehabt, als

das Loos, auf dem väterlichen Erbgute ein Knecht seines älteren Bruders zu werden. Er hatte es vorgezogen, den Wanderstab zu ergreifen, und hatte sich hier in dem fremden, dem Deutschthum gewonnenen Lande eine neue Heimath gegründet, hatte westfälische Sitte und Sprache und seine röthlichen, reichlich wallenden Haupthaare auf eine blühende Kinderschaar übertragen. Dem jungen Gaste erzählte der hochgebaute, breitschultrige Wirth, mit welchen Mühseligkeiten er zu kämpfen gehabt hätte, bevor er sich der Früchte seiner Anstrengungen hätte erfreuen können, und Berthold hörte gern den Reden des starken Mannes zu, und kräftigte seine eigne Zuversicht an den schönen Errungenschaften des gastlichen Hauswirths.

Salomon Gebirol lehnte es ab, das Haus zu betreten; er blieb mit seinem Diener die Nacht über unter dem Zeltdach seines Wagens, und nur das Roß sättigte sich an denselben reichlichen Vorräthen, welche dem Pferde des Goldschmieds geboten wurden.

In aller Frühe brachen die Reisenden am nächsten Morgen auf. Doch schon die nächsten Stunden brachten stürmisches Wetter und kalten Regen, mit dem hin und wieder auch einige Schneeflocken sich mischten, denn das rauhe Klima jener Gegenden deckt oft auch auf Blüthenzweige den weißen Winterflor.

Scharf von der rechten Seite faßte das Wetter die Reisenden, und erstarrte ihnen trotz der dichten Mäntel, in welche sie sich wickelten, die Glieder. Es war den ganzen Tag eine unaufhörliche Beschwerde, die Rosse



ermatteten unter den Anstrengungen, die von ihnen gefordert wurden. Und doch trieb Salomon Gebirol unaufhörlich zur Eile an; kaum die nöthigste Rast wurde eingehalten.

Durch diese Energie erreichte man aber auch das begehrte Ziel. Dann als der Abend nahte, zeigten sich in geringer Entfernung die Zinnen einer stattlichen Feste, und mit der einbrechenden Dunkelheit nahte man dem Thore von Christburg.

Das Ordensschloß lag auf einem Hügel; die Zingeln, d. h. die Vormauer, umgürteten den Fuß der Anhöhe, um welche ein wasserreicher Graben sich hinzog, der von einem Flüßchen gefüllt wurde.

Die Zugbrücke war schon aufgezogen, als die Reisenden anlangten, und ungeduldig rufende Stimmen tönten ihnen bereits entgegen. Gerson hielt den Wagen ein wenig zurück, der Goldschmied ritt vor und sah an dem Graben zwei polnische Franziskanermönche, die mit lauten Schimpfworten die Ordenskrieger anriefen, ihnen das Thor zu öffnen.

Berthold begrüßte die Mönche; sie ließen ihre Schmähriufe verstummen und musterten den Fremden mit dreisten Blicken. Auch den Wagen gewahrten sie jetzt, der ebenfalls nahe dem Graben hielt.

„Was schafft ihr hier?“ rief einer der Mönche, „seid ihr Krämer? Landstreicher? Wäret ihr Ritter hoch zu Roß und könntet ihr mit dem Ruf eures Hornes die trägen Knechte aufrütteln und sie in flinken Sprüngen ans Thor rufen, dann wollte ich euch loben. Ein Plätz-

chen im Pferdestall wird man euch wohl gönnen, und ihr könnt froh sein, daß die da drinnen keinen Wandrer vor den Thoren stehen lassen, so lange sie selber noch zu zehren haben. Wer steckt denn da in dem Wagen? Schau einmal nach, Bruder Getko! Führt etwa dieser Krämer sein holdes Weibchen mit sich?"

Bruder Getko trat dicht an den Wagen und schaute hinein.

„Heiliger Franziskus!" rief er, indem er zurückprallte und sich bekreuzte, „zwei Söhne des Beelzebub sind es, zwei Juden, welche unter dem Dach stecken. Hebt euch von dannen, unsaubre Geister! Weicht mit eurem verpesteten Athem aus unsere Nähe."

Berthold Markwart fühlte, wie sehr diese Worte seinen Zorn empörten. Doch der Gedanke, daß es Mönche waren, welche vor ihm standen, dämpften seinen Unwillen.

„Ehrwürdige Väter", erwiderte er mit festem Ton, „es scheint, daß ihr euch in uns stark irrt. Hier sind keine Landstreicher, sondern mit einem Geleitbrief nahen wir den Thoren dieser Burg, und aus diesem Umstande mögt ihr schließen, daß kein Makel an uns haftet, sonst wäre uns der Brief nicht zu Theil geworden. Mäßigt also eure Reden, und fügt uns nicht durch harte Worte Unrecht zu, unsere Geduld möchte sonst einmal ein Ende finden!"

„Einen Geleitbrief führt ihr?" entgegnete Pater Getko geringschätzig, „wer mag euch wohl einen Geleitbrief ausstellen? Ist er etwa von dem Oberhirten der



Rinder auf den Ordensweiden an der Weichsel unterzeichnet?"

„Ich rede mit euch nicht weiter," versetzte der Goldschmied, und wandte sich unwillig um, „noch nie habe ich aus dem Munde von Geweihten solche Worte vernommen. Man sieht, daß ihr Polen seid!"

Die Mönche waren zu einer heftigen Erwiderung bereit, doch in diesem Augenblicke klirrten die Riegel am Thor, und die Zugbrücke legte sich rasselnd über den Graben. Der Schein einer Fackel erhellte das beginnende Dunkel, und beleuchtete die blanken Waffen und die kriegerischen Gestalten der Ordenskrieger, welche unter Führung eines Ritters am Thor erschienen.

„Wer seid ihr, und was begehrt ihr?" rief eine klangvolle Stimme in die Nacht hinaus.

„Zwei Brüder vom Orden des heiligen Franziskus, Bruder Getko und Bruder Simon, beide auf einer Reise im Auftrage ihres Klosters Makow im Lande Masovien begriffen, bitten die Brüder vom deutschen Hause um Obdach und Speise," rief der Bruder Getko in näselndem Gewohnheitstone und verbeugte sich dabei ein wenig gegen den Ritter.

„Wohin geht eure Reise und welchen Zweck hat sie?" lautete die nächste Frage.

„Wir kommen vom Kloster Oliva bei Danzig," versetzte Bruder Simon, „wir haben dort Reliquien für unser Kloster geholt und sind nun auf der Heimreise begriffen. Wir führen die hochheiligen Reliquien mit uns."

„Warum bleibt ihr nicht auf der großen Straße von

Danzig über Marienburg und Thorn?“ fragte der Ritter, „sie ist euch der nächste Weg.“

„In einzelnen Theilen des polnischen Landes haust die Pest,“ versetzte der Pater, „ihr zu entgehen ziehen wir bis zur Ortelsburg auf preußischem Gebiete, und gehen dann ins masovische Land.“ Er rieb sich die Hände und bewegte die Füße, die ihm erstarrt waren, um anzudeuten, daß er des Fragens müde sei.

„Wenn ihr in der Burg euch ruhig haltet,“ entgegnete der Ritter, „so werdet ihr Aufnahme finden, doch merkt euch, daß jeder Verkehr mit den Burgleuten euch untersagt ist. Tretet zur Seite und harret hier, bis wir zum Thore gehn. — Wer seid ihr?“ wandte er sich an den Goldschmied.

„Mit meinen beiden Begleitern“ — Berthold deutete auf den Wagen — „bin ich auf dem Wege nach Johannisburg. Habt die Güte, meinen Geleitbrief anzusehen.“

Er reichte das Pergament dar, der Träger der Fackel hob diese ein wenig höher, und im Scheine der zuckenden Flammen erkannte der Ritter Schrift und Siegel.

„Euch sendet unser Spittler, Herr Ortulf von Trier,“ sagte der Ritter freundlich, „seid willkommen und verweilt bei uns, so lang es euch gefällt. Kommt über die Brücke und folgt uns.“

Als der Wagen über die eichenen Planken rollte, drängte Bruder Simon sich an den Ritter.

„Herr,“ sagte er in gedämpftem Ton, indem er vertraulich den gepanzerten Arm berührte, „seht euch vor, in dem Wagen stecken zwei Juden!“



Verächtlich schob der Ritter den Mönch zurück, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Das Thor schloß sich und die kleine Schaar nahte, nachdem sie den Zwinger durchschritten, der Burg. Das eigentliche Burgthor war nicht verschlossen, denn in diese Gegend des Ordensgebiets gelangte nie der Fuß eines feindlichen Kriegers.

Die Pferde wurden in dem Stalle untergebracht, in dem auch der Wagen Platz fand. Die Reisenden führte der Ritter in das Fremdengemach, in dessen Kamin bereits ein helles Feuer emporloderte. Wein und Speisen wurden gebracht; Salomon Gebirol erbat sich die Erlaubniß, von seinem Diener seine Speisen selber bereiten zu lassen; sie wurde ihm bereitwillig ertheilt.

In dem behaglich durchwärmten Raume labten sich die Reisenden nach den Müseligkeiten des Tages, und als nach der Mahlzeit Berthold sich mit einem Becher Weines in die Nähe des Kamins setzte und mit dem langen Feuereisen die Gluth schürte, gesellte sich Pater Getko zu ihm und knüpfte in vertraulichem Ton eine Unterhaltung mit ihm an, fragte ihn nach dem Zweck seiner Reise und erbot sich zu allen guten Diensten.

Das arglose Herz des Goldschmieds hatte längst die harten Worte und Schmähungen an der Zugbrücke vergessen. Ohne Rückhalt erzählte er dem Mönch, daß die Sorge um einen befreundeten Handelsmann ihn getrieben habe, den weiten Zug bis zur Johannisburg, und vielleicht noch weiter, zu unternehmen.

Der Mönch hörte mit lächelnder Miene zu, doch schien mehr als alles andere der Geleitbrief, den Bert-

hold bereits so glücklich erprobt hatte, seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Er erging sich in weitschweifigen Lobeserhebungen des allzeit gütigen Spittlers, und bat schließlich den Goldschmied, ihm den Geleitbrief zu zeigen, damit er selbst die Unterschrift des mildthätigen Spittlers mit eigenen Augen betrachten könne.

Berthold entrollte das Dokument und hielt es dem Mönch vor Augen, so daß dieser es lesen konnte. Aufmerksam studirte der Pater die Schrift, und nach einigen Anstrengungen brachte er es schließlich zum Verständniß des Inhalts.

„Für den Berthold Markwart und zwei Begleiter," murmelte er, „zwei ungenannte Begleiter. — Da hat" — sagte er laut — „euer Wille weiten Spielraum, denn wenn die Juden sich von euch trennen, so könnt ihr jeden, den ihr wollt, in den Schutz des Briefes einschließen." Er schaute lauernd zu dem jungen Manne hin.

„Das könnte ich wohl", versetzte Berthold, „aber die Juden werden sich nicht eher von mir trennen, als bis das Ziel meiner Reise erreicht ist."

„So, so!" entgegnete der Pater, „nun ja, das läßt sich denken. Schaut einmal dorthin, junger Mann! Seht ihr meinen Konfrater, den Pater Simon? Er spricht seine Gebete, auch für mich und für euch, ich weiß es. Wollt ihr mir euer Pergament einmal in die Hände geben? Ich gehe und zeige es dem Pater Simon, darnach bringe ich es euch sogleich zurück."

Berthold faßte in das Wamms, um das Pergament hervorzuholen, da legte eine Hand sich schnell auf seinen Arm und in sein Ohr tönten die Worte: „Thöricht ist



der Mann, der seinen Schatz in fremde Hände gibt! Haltet fest, was euch noch lange dienen muß."

Salomon Gebirol stand neben den Männern; er war es, der die Warnung aussprach.

Gereizt sprang der Mönch empor.

„Fort!" schrie er, und hob die geballte, unsaubre Faust empor, „fort du Hund von einem Juden! Wer hat dir erlaubt, dich an uns heran zu schleichen? Fort!" schrie er noch zorniger, „oder ich zerschlage dir den Judasschädel mit meiner Faust!"

„Wollt ihr den Judas treffen," erwiderte Salomon in würdevoller Ruhe, „so habt ihr nicht weit zu suchen. Er geht überall mit euch."

Berthold trat zwischen die Männer. Der brutale Wuthausbruch des Mönches hatte ihm die Augen geöffnet.

„Pater," sagte er, „geht zu eurem Gefährten und leistet ihm Gesellschaft, das wird euch wohl anstehen. Beschimpft meine Reisegefährten nicht, sonst kann auch ich keine Gemeinschaft mit euch haben."

Hohnlachend wandte der Mönch sich um, schritt zu seinem Konfrater hinüber, und flüsterte leise mit ihm. Salomon und Berthold blieben am Kamin zurück.

Bald nachher trat ein Diener in das Fremdengemach.

„Wo sind die Gäste, welche mit Geleit des Ordensspittlers hier eingekehrt sind?" fragte er, „der Komthur will sie sehen. Wenn es euch gefällig ist, folgt mir."

Berthold und Salomon Gebirol erhoben sich von ihren Sitzen, auch Gerson kam ängstlich aus seiner Ecke

hervor; sie verließen das Gemach und folgten dem Diener, der über den langen Kreuzgang vorausschritt.

Der Komthur von Christburg, Konrad Zöllner von Rotenstein, gehörte ebenfalls zu den hohen Gebietigern, denn er bekleidete das Amt des Ordenstrapiers. Er war ein Mann von hoher Bildung, ein Freund der Wissenschaften. Als ihn die Stimmen der Brüder nach dem Tode Winrich's von Kniprode zur Würde des Hochmeisters beriefen, faßte er den Plan, für die preußischen Lande in Kulm eine Universität zu errichten, und nur die Ungunst der schweren Zeiten verhinderte ihn, dieses Unternehmen auszuführen, für welches er den Beistand des Papstes Urban des Sechsten bereits gewonnen hatte.

Die Komthurei Christburg war eine der wichtigsten im preußischen Lande, sie umfaßte eine bedeutende Anzahl von Ordensbrüdern. Während die meisten Burgen gerade durch einen Konvent, d. h. durch zwölf Ordensritter und sechs Ordenspriester besetzt waren, weilte auf der Christburg mehr als die doppelte Anzahl von beiden Ordensbrüdern. Der weisen Verordnung Winrich's zufolge mußten sich auf jeder Burg, welche einen Konvent in ihren Mauern sah, zwei besonders gelehrte Ordensbrüder befinden, von denen der eine genaue Kenntniß der Gottesgelahrtheit, der andere des Rechtes besaß. Diese beiden waren verpflichtet, die übrigen Brüder in Sachen der Religion und des Rechtes zu unterrichten, damit die Priester tiefere und reinere Einsichten in religiösen Dingen verbreiten, und die Ritterbrüder sich mit Fleiß vorbereiten könnten, dereinst den hohen Ortensämtern



ehrenvoll vorzustehen, oder dem Orden als Gesandte des Hochmeisters an fremden Höfen zu dienen.

Die beiden Gelehrten der Christburg waren damals Heinrich von Lengnich als Rechtskundiger, und der Priesterbruder Peter von Neuenburg als Theologe. Mit ihnen verkehrte der Komthur besonders gern, und auch an dem heutigen Abend befanden sich die beiden Männer im Wohngemach des Trapiers, einem geräumigen Zimmer, dessen Wände mit Holzgetäfel bedeckt waren. Mehrere Handschriften in Schweinslederband mit starken Messingspangen lagen aufgeschlagen auf dem großen runden Tische und gaben Kunde, womit die Ordensbrüder sich beschäftigt hatten.

Der Diener führte die Fremden herein. Der Komthur ließ sich den Geleitbrief geben, fragte den Goldschmied nach dem Zweck seiner Reise, und bewunderte den Muth des jungen Mannes.

Es war ihm nicht entgangen, daß Salomon Gebirol sehr aufmerksam die Handschriften betrachtete, welche auf dem Tische lagen.

„Kennt ihr solche Bücher?“ fragte der Komthur.

„Ich kenne sie sehr wohl,“ entgegnete Salomon, indem er näher trat und einige Blätter vorsichtig umschlug, „und wenn ich wüßte, daß die gnädigen Herren Freude davon hätten, möchte ich denselben wohl einige seltene Handschriften zum Kauf anbieten. Darf ich meinen Diener senden, daß er die Bücher holt aus meinem Wagen?“

„Laßt sie holen,“ versetzte der Komthur, „wir be-

nutzen gern jede Gelegenheit, unsere kleine Konvents-bibliothek zu bereichern."

Auf einen Wink seines Herrn eilte Gerson von dannen und kehrte mit einem ledernen Sacke zurück. Salomon nahm einen Holzkasten daraus hervor, öffnete das Schloß und kramte auf den Tisch zwölf schön geschriebene Handschriften aus.

Ein Ruf des Erstaunens wurde laut, als diese Schätze offenbar wurden. Unverzüglich begannen die Ordensbrüder die Titel der Manuskripte zu untersuchen, und der Komthur selber rief in heller Freude aus: „des Horazii Karmina! Wie ist es möglich! Jahr für Jahr haben wir sie gesucht, und haben sie nicht kaufen können, und hier werden sie uns gebracht! Laßt sehen, was gibt es denn da noch?"

„Unbezahlbare Sachen!" erwiderte Heinrich von Lengnich, „da sind die Eklogen des Virgil, da ist seine Aeneïde."

„Und ich finde hier Ciceronis Schrift von den Pflichten," sagte Peter von Neuenburg, „und ich lese die Namen Seneca, Juvenalis, Catullus — sprecht, Salomon, woher habt ihr diese Kleinode, die uns fast nur den Namen nach bekannt sind?"

Mit leuchtenden Augen, mit einem Lächeln auf den feingeschnittenen Lippen hatte Salomon Gebirol die Wirkung beobachtet, welche seine Bücher unter den Ordensbrüdern hervorriefen.

„Gnädige Herren," versetzte er, „diese Handschriften habe ich mit vieler Mühe aus Rom erhalten. Dort






.... „der Komthur selber rief in heller Freude aus: des Horazii Karmina!"

haben Glaubensbrüder sie mir erworben, haben sie mir durch französische Handelsleute in die Schweiz gesandt, und von dort habe ich selber sie geholt."

„Warum gebt ihr euch denn so großen Anstrengungen hin, in den Besitz dieser Bücher zu gelangen?" fragte Konrad Zöllner von Rotenstein, „habt ihr selber Gefallen daran?"

„In allen diesen Handschriften ist kein Blatt, das ich nicht mehrfach durchgelesen hätte!" versicherte Salomon Gebirol.

Bewundernd betrachtete der Komthur den Juden.

„Setzt euch zu uns, Salomon," sagte er, „und auch ihr, junger Mann; trinkt mit uns einen Becher unseres Weines, und laßt uns schwelgen über diesen Schätzen des Geistes, welche wahrscheinlich jetzt zum erstenmal in preußischen Landen erscheinen!"

Auf einen Wink seines Herrn verließ Gerson das Gemach. Schmunzelnd rieb er sich draußen im Kreuzgang die Hände.

„Mein Herr ist Meister über sie alle!" sagte er vor sich hin, „er führt sie alle am Seil und lenkt sie, wie er will. Was werden die Geschorenen sich ärgern, wenn sie hören werden, daß der Hund von 'nem Juden mit den Herren am Tische sitzt, und sie selber müssen bei dem Gesinde sich in die Betten legen, und werden gestoßen mit der Faust und mit dem Fuß! Gott ist gerecht! Den Geschorenen geschieht, wie sie's verdient haben!"

Er schlich sich scheu und ängstlich in den Stall und kroch unter das Zelt des Wagens, um seines Herrn Schätze zu bewahren. Denn das elende Gefähr verbarg noch mehr in sich, als den Ledersack, über dessen Inhalt jetzt der Komthur und seine Genossen den gewohnten Becher vergaßen.

Bis tief in die Nacht weilten die Ordensbrüder in dem Wohngemach des Komthurs, und lauschten aufmerksam den Worten, welche von Salomon's Lippen flossen.

Für ihre kleine Bibliothek erwarben die Ordensbrüder des Horaz Carmina und Ciceronis Buch von den Pflichten um die bedeutende Summe von einhundertzwanzig Mark in preußischem Gelde — eine Ausgabe, welche die Kasse der Komthurei fast erschöpfte. Mit Seufzen sahen sie die übrigen Schätze wieder in der Kiste und dem Ledersack verschwinden. Salomon Gebirol wurde eingeladen auf seiner nächsten Reise wieder einzukehren. Ein freundlich und bequem eingerichtetes Schlafgemach, wie es sonst nur vornehmen Fremden geboten wurde, nahm die Gäste auf.

Salomon Gebirol umgürtete sich mit seinem Gebetriemen, verneigte sich gen Morgen und sprach seine Gebete; der Christ faltete die Hände und rief den Schutz der heiligen Jungfrau an. Erquickender Schlummer labte sie beide, und das Auge des ewigen Vaters der Welt wachte über den Juden wie über den Christen.

Als am nächsten Morgen Gerson den Wagen mit den bereitwillig dargereichten Vorräthen der Ordensleute gefüllt hatte, und alles zur Abreise gerüstet war, kam



der Priesterbruder Peter von Neuenburg noch an das Thor und redete freundlich mit dem Juden. Das Ordensgesinde sah es und staunte nicht darüber, denn auch großherzige Duldung gehörte zu den Tugenden, welche im Orden dauernde Wurzel geschlagen hatten.

Zur Freude Berthold's und besonders Gerson's hatten die beiden Mönche schon in der Frühe unter schmähenden Worten das gastliche Dach verlassen und waren von dannen gezogen, nachdem sie durch unablässiges, zudringliches Bitten von dem Vogt der reisigen Knechte ein altes Roß erhalten hatten.

Der Himmel hatte sich, nach der Eigenthümlichkeit des preußischen Klimas, ebenso rasch aufgeklärt, als er sich am Tage zuvor mit dichten Wolken überdeckt hatte. Die Sonne sandte wieder vom unbewölkten Himmel warme Strahlen herab, und Lerchenschall füllte die frische Morgenluft.

Der Sonne zogen die Reisenden entgegen. Die fruchtbare Senkung, in welcher Christburg lag, grenzte im Osten an einen ausgedehnten Wald, der den Beginn des sandigen Grundes wieder ankündigte. Als die Rosse den Kiefernforst betraten, klang ein lautes „He! he!" und widerliches Lachen aus den Stämmen hervor, und hinter einem Erlengebüsche kamen die beiden Mönche zum Vorschein. Bruder Simon saß auf dem Rosse, Bruder Getko schritt mit einem schweren Stabe rüstig nebenher. Ohne weitere Umstände schlossen die Zudringlichen sich den Reisenden an.

Berthold und Gerson tauschten einen Blick des Ein-

verständnisses und plötzlich setzten beide ihre Rosse in rasche Gangart. Aber mit einer Behendigkeit, welche man seinem plumpen Körper gar nicht zutraute, schwang Bruder Getko sich blitzschnell auf den Wagen, entriß den Händen Gerson's die Zügel, und indem er seinen Knittel als Peitsche brauchte, trieb er das Pferd zu immer schnellerem Laufe an, und schrie aus Leibeskräften, als wäre Gerson weit von ihm entfernt: „Hast Recht, du Belialssohn, die Reise geht zu langsam! Fort! Brauner, zieh!" — Bruder Simon hämmerte mit seinen feisten Fäusten auf sein Roß und gallopirte hinterdrein, während Greif mächtig bellend vorausrannte.

Das Ganze gewährte einen so komischen Anblick, daß Berthold Markwart sich nicht enthalten konnte, laut auf zu lachen.

Um aber seine beiden Gefährten gegen die Anmaßungen der Mönche zu schützen, sprengte er dem Wagen nach und hielt sich an der Seite desselben.

Bruder Getko bezeigte indeß augenscheinlich nicht die geringste Lust, den siegreich eroberten Platz wieder aufzugeben. Breit und behaglich saß er neben Gerson, der sich mit einem sehr schmalen Plätzchen begnügen mußte, und gebehrdete sich, als wäre er allein der Besitzer des Fuhrwerks, auch versäumte er nicht, von Zeit zu Zeit seiner Verachtung gegen die Juden durch spöttische Bemerkungen, anmaßende Bewegungen und unfläthige Lieder Ausdruck zu geben.

Immer wieder warf Gerson flehende Blicke zu dem Goldschmied hinüber, denn wenn dieser mit seiner blanken



Waffe und seinem starken Hunde auf die Seite der Juden trat, so konnte man es ohne Bedenken selbst auf einen Kampf ankommen lassen.

Doch den jungen Mann hielt die Scheu, Hand an einen Geweihten zu legen, immer wieder zurück, so oft eine neue Anmaßung der Mönche seinen Unwillen erregte. Die Zudringlichen blieben, wo sie waren; sie theilten, ohne aufgefordert zu werden, das Mittagsmahl mit den Reisenden, sie bemächtigten sich eines Theiles des Weinvorrathes, und sprachen demselben im Laufe des Nachmittages aufs tapferste zu. In seinem Uebermuth faßte Bruder Getko kurz vor Sonnenuntergang den Gerson, hob ihn mit Leichtigkeit empor und setzte ihn auf das Dach des Wagens, so daß dem Diener nichts übrig blieb, als rasch zur Erde zu springen, das Zelt wäre sonst unter der Last zusammengebrochen.

Indem er mit seinem Knittel dem Diener jeden Versuch vereitelte, wieder aufzusteigen, befahl der Mönch dem Salomon Gebirol in den beleidigendsten Ausdrücken, ebenfalls sogleich seinen Platz zu verlassen.

Da erkannte Berthold, daß die Gewaltthat der Mönche nun bis zu einem Punkte gediehen sei, von welchem der Angriff auf das Eigenthum der Juden unmittelbar bevorstand, und diese Aussicht überwog alle seine Bedenken.

Zornig riß er sein Schwert aus der Scheide, rief den Hund an seine Seite und befahl dem Mönch unverzüglich abzusteigen.

Einen Augenblick zögerte Bruder Getko, aber der Anblick der blanken Waffe und der gefletschten Zähne

des mächtigen Thieres machten ihn willfährig. Mit Blicken, aus denen der grimmigste Haß sprühte, stieg er langsam zur Erde, stemmte die Hände in die Seiten, und indem er zusah, wie Gerson seinen Platz wieder einnahm und nach Zügel und Peitsche griff, erschien er wie ein Tiger, der bereit steht, sich auf seine Beute zu stürzen.

Von dem Widersacher befreit, brauchte Gerson nun seine Peitsche; rasch rollte der Wagen dahin, und bald waren die langsam folgenden Mönche den Augen des zurückschauenden Berthold entschwunden.

Um den Raum, der von den Unholden trennte, möglichst zu erweitern, wurde die Reise fortgesetzt, bis die hereinbrechende Dunkelheit den Weg verhüllte. Da bogen sie zur Seite ab, und trafen auf einer freien Haidefläche ihre Vorkehrungen zur Nachtruhe. Die Pferde wurden des Lederzeugs entledigt und mit Halftern am Wagen befestigt; aus den Vorräthen von Christburg wurde ihnen ein reichliches Futter in eine hölzerne Krippe geschüttet, welche Gerson unter dem Wagen hervorholte. Die Reisenden sättigten sich ebenfalls, doch vermieden sie ein Feuer anzuzünden, um den Ort ihrer Nachtruhe nicht den Mönchen zu verrathen, wenn diese etwa gegen alle Erwartung in der Nähe sein sollten.

Nach beendigter Mahlzeit suchten alle die Ruhe; die Juden zogen sich unter das Dach ihres Wagens zurück, Berthold wählte seine Lagerstatt in einiger Entfernung an einem Platze, wo dichtes Haidekraut ein ziemlich weiches Lager bot. In den Pelzmantel gehüllt, streckte der junge Mann mit Behagen die müden Glieder



aus; Greif legte sich an seine Seite und zog die starken Läufe unter den wärmenden Körper.

Es war eine einsame, auf Meilen hin menschenleere Gegend, in welcher die Reisenden lagerten. Braunes Haidekraut deckte den Boden; der Nachtwind, der sich ziemlich stark erhoben, rauschte in dem spärlich beblätterten, niedrigen Birkengestrüpp. Nach einigen Stunden ging der Mond auf und warf sein ungewisses Licht über die öde Ebene.

Bis zur Mitternacht mochten die Stunden vorgerückt sein, da erwachte Berthold von einer Bewegung, welche der Hund machte. Er lauschte, ob irgend ein verdächtiges Geräusch das Thier aufgestört habe; doch es ließ sich nichts vernehmen, und da auch Greif den Kopf wieder niederlegte, so schloß der junge Mann die Augen, um weiter zu schlummern.

Doch kurz nachher wurde der Hund wieder unruhig, er lauschte mit emporgerichteten Ohren und stieß ein leises Knurren aus. Berthold erhob den Kopf und wandte sein Gesicht der Gegend zu, in welcher der Wagen stand.

Was waren das für halberstickte Laute, die der Nachtwind herübertrug? Klang es nicht wie Röcheln aus dem Zeltdach des Fuhrwerks her?

Rasch entledigte Berthold sich des Pelzmantels, faßte sein Schwert und eilte auf den Wagen zu.

Da hob unversehends aus dem langen Haidekraut sich eine dunkle Gestalt empor, und von nerviger Faust geschwungen sauste ein schwerer Knittel durch die Luft.

Nur mit Mühe wandte der Goldschmied den tödtlichen Streich mit dem Schwerte von seinem Haupte ab; in demselben Augenblick aber warf der Hund sich wüthend auf den Angreifer.

„Faß an, Greif! Faß an!“ rief Berthold, und sprang auf den Wagen zu, aus dem ein fürchterlicher, langgedehnter Angstschrei ertönte.

„Was geht hier vor? Salomon! Wo seid ihr?“ rief der junge Mann entsetzt, schwang sich auf den Wagen und wollte unter das Zeltdach kriechen. Doch eine Klinge blitzte vor seinen Augen und ein Messerstoß, der seine Schulter streifte, warf ihn zurück.

Rasch entschlossen faßte Berthold sein Schwert, zerhieb mit einigen kräftigen Hieben die leichte Zeltdecke, und nun schauten die wüthenden Augen des Mönches Getko ihn an, der zusammengekauert, das blitzende Messer in der Hand, wie ein Raubthier auf seiner Beute saß.

Ohne Zögern schwang Berthold sein Schwert, dem Elenden den Kopf zu spalten. Doch bevor die Waffe den kahlen Schädel berührte, warf der Mönch sich rückwärts von dem Wagen, raffte sich auf und entfloh, und sein Gefährte folgte ihm eiligst nach. Grimmig stürzte Greif den Verräthern nach und trieb sie vor sich her über die mondglänzende Haide hin.

Berthold aber stieß sein Schwert in die Scheide und wandte sich dem Wagen zu, auf dem sich keine Bewegung entdecken ließ. Er faßte die Decken und riß sie zurück, da sah er Salomon's bleiches Antlitz vor sich.



„Seht nach dem Gerson, er hat's schlimmer als ich!“ stöhnte Gebirol, und suchte sich aufzurichten.

Der Goldschmied zog den regungslosen Diener hervor und mit Schrecken sah er ihn von Blut überströmt, das einer tiefen Wunde am Halse noch immer entquoll.

Rasch griff Berthold nach einem Tuche, das er um seinen Hals geschlungen trug, löste es und verband damit, so gut er konnte, den besinnungslosen Diener. Dann wandte er sich an Salomon.

„Seid ihr verwundet?“ fragte er angstvoll, „sagt es schnell, damit ich euch helfen kann!“

„Er hat mich getroffen!“ stöhnte Salomon, „ich fühl's! Hier in der Brust! Ich weiß nicht, ob's schlimm ist. Die Decken lagen auf mir, sie haben mich geschützt, als der Geschorene sein Messer schwang. Wollt ihr uns helfen, sucht nach 'nem Säckchen, 's sieht schwarz aus, hier auf dem Wagen muß es sein; 's ist darin was zum Verbinden taugt, auch eine Büchse von Holz mit 'ner köstlichen Salbe, sie stillt das Blut, wenn es fließt, und scheucht das Fieber. Sucht im Wagen, ihr werdet's finden!“

„Hier ist es!“ rief Berthold, nachdem er eine Weile gesucht hatte, „ich habe das Säckchen. Entkleidet euch, Salomon, damit ich die Wunde verbinde. Könnt ihr's allein, oder soll ich euch helfen?“

„Wenn ihr wollt, so helft mir, 's wird mir schwer!“ versetzte Salomon, „der Geschorene hat eine harte Hand!“

Der Goldschmied öffnete die Kleider des Juden, er

fand einen langen Schnitt auf der linken Brust, doch die Wunde war nicht tief eingedrungen, sie konnte nicht lebensgefährlich sein.

Nach der Anweisung Salomon's strich Berthold die duftende Salbe auf die Leinwand, legte sie auf die Wunde, deren Ränder er fest zusammendrückte, und schlang eine Binde um die Brust des Verwundeten. Sogleich stillte sich der Strom des Blutes, und der Verwundete wurde ruhiger. Er ließ sich in die Decken zurücksinken, und deutete mit halberhobenem Arm auf den Diener.

„Da ist der Gerson!“ sagte er, „thut Barmherzigkeit an ihm, wie ihr an mir gethan habt, er ist ein guter Diener. Legt ihm eure Hand aufs Herz, ob's noch schlägt — so — fühlt ihr's noch?“

„Das Herz schlägt noch!“ entgegnete Berthold.

„Gott sei gepriesen!“ sagte Salomon, „das Auge des Herrn hat gewacht über dem Gerson! Nehmt die Salbe, junger Herr, sie wird dem Gerson das Leben retten. Streicht sie auf die Leinwand, dann löst das Tuch, das ihr um den zerschnittenen Hals gewickelt habt. Verbindet den Gerson mit der Salbe, 's wird ihm gut thun!

Auch dem Diener wurde die Hülfe Berthold's zu Theil, und auch bei ihm zeigte das duftende Heilmittel seine Kraft.

„'s ist gut!“ sagte Salomon beruhigt, „thut die Salbe wieder in den Beutel, 's ist 'ne köstliche Salbe, sie ist für kein Geld feil. Der Herr hat gewacht über



uns, die Geschorenen sind unser nicht mächtig geworden. Wie dank' ich euch, lieber junger Herr!“

„Salomon!“ entgegnete Berthold, „wenn ihr von eurer Salbe ein wenig übrig habt, so gebt sie mir, meine Schulter kann sie gebrauchen.“

„Seid ihr auch unter dem Messer gewesen?“ rief Salomon, „nehmt die Salbe, sie wird euch heilen. Hat er euch auch nicht schlimm getroffen, der Geschorene?“

„Der Stoß sollte meinem Herzen gelten,“ erwiderte Berthold, „doch die Hand verfehlte ihr Ziel.“

Er verband mit Salomon's Hülfe die leichte Wunde, bettete die beiden schwer Getroffenen so weich und bequem als möglich, dann hüllte er sich in seinen Pelzmantel und setzte sich auf den Wagen, um wachend die Ankunft des Morgens zu erwarten.

Nun die Gefahr überstanden war, schauderte ihn, wenn er an die verruchte That dachte. Kaum konnte er es über sich gewinnen, die beiden Meuchelmörder sich als Mönche, als Geweihte im Dienste der Heiligen vorzustellen, und empörend war für ihn der Gedanke, daß diese beiden, jeglicher Menschenwürde entbehrenden Kuttenträger ausersehen sein sollten, von dem altehrwürdigen Kloster Oliva heilige Erinnerungszeichen in ihr eigenes Kloster heim zu tragen.

Schnaubend kam Greif in langen Sätzen über die Haide zurückgerannt, er streckte sich neben den Rossen nieder, doch sein oft emporgerichteter Kopf bezeugte seine zu allen Zeiten rege Wachsamkeit.

Der Morgen dämmerte endlich und erhellte die ver-

lassene Gegend. Berthold erhob sich, fütterte die Pferde und sorgte für die Menschen; dann spannte er das Pferd an den Wagen, band sein eigenes Roß daneben, und kehrte nun langsam zu dem gestern verlassenen Wege zurück, den er dann verfolgte.

Ein Glück war es, daß Salomon Gebirol seiner Besinnung mächtig und dadurch im Stande blieb, den richtigen Weg anzudeuten, denn oft waren die Spuren der Straße kaum wahrzunehmen, auch theilten sich die Wege, und Berthold hätte ohne den Rath des kundigen Führers nicht mit Sicherheit auf der richtigen Bahn bleiben können.

Nach einigen Stunden gelangten die Reisenden an einen großen, klaren See. Das frische Wasser desselben erquickte besonders die Rosse, und auch den Verwundeten gewährte es Erfrischung. Gerson hatte seine Besinnung wiedergewonnen, aber er war durch übermäßigen Blutverlust so geschwächt, daß er keine selbständige Bewegung auszuführen vermochte, und fast immer mit geschlossenen Augen dalag.

Indem er der Weisung Salomon's folgte, zog Berthold am Strande des Sees nordwärts hinauf, und erreichte bald das Ende des Gewässers; dort wandte der Weg sich wieder nach Osten.

Am Ufer des Sees grünte reichliches Gebüsch, und die Pferde fanden ausreichende Nahrung. Sobald aber der weite, blinkende Wasserspiegel hinter den Reisenden lag, nahm die Gegend sogleich wieder das traurige Aussehen an, und im Laufe des Tages wurde sie noch immer öder.



Um die Kräfte des Zugthieres nicht allzusehr anzustrengen, schritt Berthold meist neben dem Wagen her. Die Räder knirschten im Sande, die Sonne brannte heiß herab, und kaum ein Lüftchen regte sich und brachte ein wenig Kühlung. Die Rücksicht auf die Verwundeten gestattete nur eine langsame Fahrt, und alles, was man hoffen konnte, war am zweiten Abend das Ziel zu erreichen, welches für den heutigen Tag bestimmt gewesen war. Die zunächst gelegene Ordensburg aber war Mohrungen; der eingeschlagene Weg führte in gerader Richtung dahin.

Ermattet durch die Anstrengungen des Tages und durch den Schmerz seiner Wunde, wählte Berthold, als die Sonne sank, den Platz zum Nachtlager auf einer baumlosen Ebene, auf welcher der helle Mondschein einen weiten Umblick ermöglichte. Er legte sich selbst zu den Verwundeten auf den Wagen und nahm auch den Hund mit hinauf, dessen Wachsamkeit der beste Schutz für alle sein mußte.

Doch die Stunden der Nacht verliefen nicht allein vollkommen ruhig, sondern ein erquickender Schlaf stärkte Berthold's Glieder auch so sehr, daß er mit frischem Muthe bei Sonnenaufgang erwachte. Er gab den Pferden das letzte, was von den Vorräthen aus Christburg noch übrig, und machte sich dann wieder auf den Weg.

So oft der junge Mann den Blick zu den Verwundeten zurückwandte, sah er die dunklen Augen Salomon's mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke auf sich ge-

richtet, und als er einmal den Wagen anhielt und näher trat, um durch eine Decke das Haupt Gerson's gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen, reichte Salomon ihm in tiefer Bewegung die Hand entgegen.

„Ihr seid ausgezogen," sagte er matt mit seiner klangvollen Stimme, „eure Freunde aufzusuchen in dem fremden Lande, und nun geht ihr neben dem Wagen der Juden, und tragt die Wunde, die ihr um unsertwillen empfingt."

Freundlich erwiderte Berthold den matten Druck der heißen Hand.

„Mein Glaube," sagte er, „gebietet mir Barmherzigkeit sogar gegen meine Widersacher, und der, an den ich glaube, schalt nicht wieder, als er gescholten und verfolgt wurde. Wie sollte ich euch verlassen können, von denen mir bisher nichts als Gutes zu Theil wurde?"

„Ihr seid ein Christ," murmelte Salomon, „nicht ein Christ wie eure Geschorenen ihn verlangen, sondern wie die Schriften ihn fordern, die ihr nicht kennt." —

Um die Mittagszeit gelangten sie in einen frisch grünenden Buchenwald; am Ausgange desselben lag ein ansehnliches Gehöft, von einer hohen Mauer umgeben. Berthold wollte den Wagen dorthin lenken, doch Salomon trieb, den geraden Weg unaufhaltsam zu verfolgen, und der junge Mann kam dem Rathe nach.

Die Gegend wurde nun durchgehend anmuthig und fruchtbar. Der Weg lief als ausgefahrene Straße



zwischen sorgfältig bebauten Fruchtfeldern und grünen Laubholzwäldern dahin.

Mit dem letzten Sonnenstrahle erreichten die Reisenden zwei schöne blaue Seen; sie waren durch einen schmalen Landstreifen getrennt, und auf demselben erhob sich die Ordensburg Mohrungen.

Mit dem Knauf seines Schwertes pochte Berthold an das Thor: „Im Namen des Spittlers bitten überfallene und verwundete Reisende um die Hülfe der Ordensbrüder!" rief er laut, und hielt sein Pergament empor.

Das Thor öffnete sich, willig nahmen die Krieger der Burg die Hülfsbedürftigen auf, und dieselben Hände, welche mit dem furchtbaren Schwerte den Feinden ihres Glaubens Leben und Besitzthum vernichteten, waren jetzt bemüht, den Schmerz der Wunden zu stillen und den Kranken ein Obdach zu bereiten.

In Mohrungen gebot der Pfleger Heinrich von Kranichfeld. Ihm erstattete Berthold Markwart Bericht über die erlittene Gewaltthat, und auf das Gebot des Pflegers verließ sogleich eine kleine reisige Schaar die Burg, um nach den Mönchen zu suchen, welche im Verfolg ihres Weges ebenfalls in die Nähe von Mohrungen gelangt sein mußten.

Am nächsten Tage kehrten die Krieger zurück und trafen am Thore der Burg mit dem Pfleger zusammen, der mit einigen Begleitern hinaus reiten wollte.

„Habt ihr die polnischen Uebelthäter nicht aufgefunden?" rief der Pfleger ihnen entgegen.

„Wir fanden sie,“ entgegnete der Ritter, der die Krieger führte, „sie waren von den Bissen des Hundes mehrfach verwundet, doch konnten sie mit Hülfe eines Pferdes, das ihnen der Komthur von Christburg geschenkt, ihren Weg fortsetzen.“

„Und ihr ließt sie ziehen?“ versetzte der Pfleger unwillig, „gedachtet ihr nicht meines Gebots, sie beide mir einzuliefern?“

„Herr,“ entgegnete der Ritter zögernd, „freiwillig wollten sie uns nicht folgen, und wir konnten es nicht über uns gewinnen, Hand an sie zu legen, denn sie trugen hochheilige Reliquien aus dem Kloster Oliva bei sich.“

„Was für Heiligthümer waren das?“ fragte der Pfleger.

„Es war ein Finger vom heiligen Adalbert, und ein Stück vom feurigen Busche Mosis!“ erwiderte der Ritter.

Heinrich von Kranichfeld bekreuzte sich.

„Es war gut, daß ihr die Mönche laufen ließt!“ entgegnete er, und gab seinem Rosse die Sporen. —

In der Ordensburg hatte man auf Berthold's Bitte den Verwundeten ein gemeinsames Gemach angewiesen. In Folge der Ruhe und durch die Wirkungen der heilkräftigen Salbe vernarbten die Wunden Berthold's und Salomon's in kurzer Zeit; Gerson aber mußte eine geraume Frist kämpfen, bis seine Natur endlich den Sieg über das Wundfieber davontrug, denn der Stahl des Bruder Getko hatte ihn schlimm getroffen.

Auch in der Burg ließ Berthold nicht nach in seiner treuen Sorge für seine Reisegefährten; seine uneigennützige Handlungsweise trug für ihn selber Früchte, die er nie erwartet hatte.



Schon in den ersten Tagen, als Salomon seine Kräfte wiedergewonnen, winkte er den jungen Mann zu sich an sein Lager, und begehrte in vertraulicher Bitte von ihm alles zu hören, was die Veranlassung und der Zweck seiner Reise sei.

Berthold zögerte nicht, sein Herz ganz zu erschließen. Er sprach zuerst von dem Unternehmen des Herrn Eberhard Rundorf, erzählte alles, was er an Nachrichten über die Reise desselben erhalten hatte, und schilderte dann seine Liebe zu Agnes, um deretwillen er gern sein Leben einsetze, denn kein Glück könne Werth für ihn haben, wenn nicht die Geliebte sein eigen würde.

„Ja!“ entgegnete Solomon in tiefer Bewegung, „die Liebe des Herzens, wenn sie recht ist, so ist sie feurig und fest, denn sie ist eine Flamme des Herrn, und viel Wasserströme mögen sie nicht löschen. Es schmerzt, junger Freund, wenn das Messer die Brust trifft; aber es ist nichts, gar nichts gegen das bittre Leid, den Tod derer zu sehen, die wir liebten, den schrecklichen Tod von der Hand der Rasenden, die keine Stimme der Vernunft hören, die nicht mehr Menschen sind, sondern schlimmer als die wilden Thiere wüthen!“

„Sollte euch das begegnet sein, Salomon?“ fragte Berthold voll Mitgefühl, „ich will hoffen, daß ihr nicht aus eigener Erfahrung die Worte sprecht, die ich eben von euch hörte.“

„Ich hab' sie erfahren," versetzte Salomon, „ich selbst. Hört mir zu, ich will euch mein Leid erzählen, denn ich kenne euch jetzt; ich weiß, daß kein Falsch in euch ist. Zwölf Jahre sind's, da wohnte ich zu Warschau mit meinem Weib, meiner Rahel, und mit unsern Kindern; vier waren's, die uns Gott gegeben hatte, und der Gerson war auch bei uns, der nun mein Diener ist. Er war damals zwölf Jahre alt, ich hatte ihn angenommen, ich fand ihn auf einer Reise an der Straße, er war damals noch ein kleines Kind. Ich lebte glücklich mit meiner Rahel, ich sah meine Kinder vor meinen Augen aufwachsen, uns fehlte nichts, denn der Herr hatte mir auch an Hab und Gut nicht wenig gegeben. Doch hüten mußten wir uns vor den polnischen Geistlichen, sie waren schlimme Leute; sie forderten von uns immer Geld, und wer nichts hatte zu geben, dem legten sie die Hand schwer auf den Nacken. Ich konnte ihnen geben, was sie forderten, ich hatte Frieden.

„Da kam der Würgengel in das Land, die Pest. Die Polen starben, sie fielen zu hundert, und zu tausend, und zu zehntausend; die Polen starben, unser Volk blieb meist verschont, denn wir hielten unsere Wohnungen rein und lebten mäßig, aber die Polen saßen in ihrem Schmutz und in Unmäßigkeit und da gewann die Pest Gewalt über sie und sie starben. Die Pest ging über alle Länder und sie füllte die Gräber und leerte die Häuser, daß Verzweiflung über die Menschen kam; sie suchten nach Hülfe, aber sie fanden keine, sie zogen in die Kirchen und beteten, da fand sie die Pest auf einmal, und es wurde schlimmer mit jedem Tage.



„Da kam ein schlimmes Gerede unter die Menschen; es kam von Köln am Rhein her, wer weiß, wessen Mund es zuerst gesprochen? „Die Juden haben die Brunnen vergiftet, davon ist die Krankheit gekommen; schlagt die Juden todt, so wird die Pest aufhören" — das war das Gerede, und das Volk fiel über die Juden her, und es schlug sie, wo es sie fand, es schlug sie am Rhein, es schlug sie in Schlesien, es schlug sie, wo es sie fand.

„Auch nach Warschau kam das Gerede, wir wußten's schon, unsere Brüder hatten es uns durch Boten wissen lassen am Tage zuvor. Wir meinten, wir könnten noch flüchten, aber sie fielen über uns her in der Nacht, und die Geistlichen waren dabei. Sie kamen auch in mein Haus, sie rissen uns aus den Betten, sie banden mir die Hände und die Füße zusammen, und sie ermordeten mein Weib und meine blühenden Kinder, daß meine Augen ihr Blut fließen sahen, und sie schrien mich an in der Todesangst: Vater hilf uns! und ich war gebunden an Händen und Füßen, und ich sah sie sterben vor meinen Augen, mein Weib und alle meine Kinder!"

Er verhüllte sein Haupt und vom Schmerz übermannt, saß er schweigend da. Als er sich endlich wieder aufrichtete, sah er, daß Berthold sich Thränen von den Wangen trocknete.

Da leuchteten seine dunklen Augen auf. „Ihr seid ein Christ," sagte er, „und ihr weint um das Schicksal der Juden. O, eure Thränen sind Thau für mein Herz, und in Ewigkeit nicht werde ich euch diese Thränen vergessen, die ihr geweint habt um das Schicksal meiner

Rahel und meiner Kinder! — Auch mich wollten sie sterben lassen in der Nacht der Schrecken, sie hängten mich auf an der Wand, da sollte ich hängen Nacht und Tag, und sollte mein ermordetes Geschlecht schauen, bis der Hunger mich getödtet hätte. Doch als die Wüthenden fort waren, da kam der Gerson; er hatte sich verkrochen und sie hatten ihn nicht gefunden, er zerschnitt die Bande, mit denen sie mich gefesselt hatten, daß ich wieder auf meinen Füßen stand. Draußen tobte das unsinnige Volk noch in den Straßen, und noch floß das Blut unseres Volkes und rauchte auf den Schwellen ihrer eigenen Häuser. Da ging ich mit dem Gerson auf den Hof unseres Hauses, wir gruben und schaufelten und machten ein tiefes Grab, und trugen sie hin und legten sie hinein, mein Weib in die Mitte und zwei Kinder zu jeder Seite, und als wir sie zugedeckt hatten mit der kalten Erde, da warf ich mich auf das Grab hin und schrie, wie ich nie in meinem Leben geschrien habe, und es war mir, als wäre ich allein todt, als wäre ich verdammt und sollte verdammt bleiben in Ewigkeit.

„Der Gerson hat mich fortgezogen von unserm Hause, er ist mit mir geflüchtet, er hat mich die ersten Tage geführt wie ein kleines Kind; ohne ihn wäre ich verloren gewesen. Als mein Verstand mir wiederkam, gingen wir auf heimlichen Wegen ins preußische Ordensland, da waren wir sicher; die Brüder vom deutschen Hause tödten ihre Juden nicht, sie sind zu klug dazu. — Seitdem hab' ich Reisen gemacht, weite Reisen, und hab' Geschäfte getrieben in allerhand Art; da hab' ich gelernt die Menschen



benutzen und sie anfassen, daß man von ihnen erlangt, was man will. Auch ihr wollt ein Geschäft unternehmen, mein junger Freund; 's ist ein sehr schwieriges Geschäft, und ihr allein würdet niemals wiederkehren in eure Vaterstadt und zu eurer jungen Braut. Doch seht, ihr habt mir geholfen, ich will euch wieder helfen, als wärt ihr mein Bruder. Nun hört mich an! Könnt ihr die Sprache reden, die sie reden im lietauischen Lande?"

„Ich kenne sie nicht," versetzte Berthold, „doch man hat mir gesagt, daß in allen Theilen des Heidenlandes deutsche Gefangene leben, welche als Vermittler dienen können."

Salomon schüttelte den Kopf. „Die Gefangenen sind da," entgegnete er, „aber nicht für euch. Könnt ihr gehen und nach einem deutschen Gefangenen suchen, wenn die lietauischen Reiter hinter euch jagen mit den Spießen? Ihr könnt's nicht! Ihr müßt selbst lernen, mit den Lietauern reden, daß sie's aus eurem Munde verstehen."

„Wie kann ich das?" erwiderte Berthold betroffen, „wer soll es mich lehren?"

„Von mir sollt ihr's lernen, junger Freund," entgegnete Salomon, „ich verstehe lietauisch zu reden, und der Gerson versteht's auch, wir waren beide öfter im Heidenlande. Wollt ihr's von mir lernen?"

„Mit Freuden!" antwortete Berthold, „ihr weckt eine ganz neue Hoffnung in meinem Herzen auf. Aber wie werdet ihr's möglich machen? Die Zeit ist ja so kurz. In einigen Wochen ist Gerson geheilt, dann ziehen

wir weiter, und in Johannisburg trennen sich unsere Wege."

„Habt keine Sorge um die Zeit," versetzte Salomon, „wir werden noch manchen Tag bei einander sein, mehr als ihr denkt. Und nun laßt uns unser Werk beginnen." —

Von dieser Stunde an wurde jeder günstige Augenblick benutzt, den Goldschmied in die Geheimnisse der Heidensprache einzuweihen. Berthold war ebenso unermüdlich, wie Salomon, und als Gerson so weit genesen war, daß er an der Unterhaltung wieder theilnehmen konnte, hörte er mit Erstaunen die fremden Worte von den Lippen des Christen.

So wurden die Tage der unfreiwilligen Ruhe vortrefflich benutzt, und endlich nahte der Augenblick, wo Gerson sein Roß einspannen und den Wagen zur Weiterfahrt rüsten konnte.

Salomon Gebirol legte eine ansehnliche Spende in die Hand des Pflegers nieder, und überreichte ihm außerdem eine kleine lateinische Chronik, in welcher alle wichtigen Ereignisse aus der Geschichte des Ordens von seiner Gründung durch den Schwabenherzog Friedrich, Barbarossa's Sohn, an, aufgezeichnet waren.

Dieses Geschenk war dem Herrn Heinrich von Kranichfeld eine besondere Freude. Er liebte es sehr, die Pergamente zu lesen und wußte sehr wohl die Feder zu führen, weshalb ihn der Hochmeister auch jahrelang das Amt des Ordenskämmerers in dem nahe gelegener Städtchen Liebstadt hatte verwalten lassen.



In neugewonnener Rüstigkeit schieden die Reisenden von der Burg, und setzten ihren Weg in östlicher Richtung fort.

Die Rosse waren ausgeruht, die langen Sommertage begünstigten die Fahrt, und der Zug litt nun keine besondere Unterbrechung mehr. Auf jeder Ordensburg bereitete ihnen der Brief des Spittlers freundliche Aufnahme, und mehr als einmal konnte Salomon Gebirol seinen Ledersack öffnen und eine begierig verlangte Handschrift in klingende Ordensmünze umsetzen; besonders willkommen waren seine Bücherschätze in der Burg Allenstein, an dem Flüßchen Alle belegen. Hier gebot der Komthur Friedrich von Obart, ein Rheinländer von Geburt, ein ebenso tapferer, als lebensfroher und geistvoller Mann, dessen Mund reich an herrlichen Sangesweisen und sinnigen Liedern war.

Von Allenstein zogen sie auf Ortelsburg und näherten sich nun immer mehr dem feindlichen Gebiete. Nachdem sie in Egersberg Nachtlager gehalten, erreichten sie an einem der letzten Julitage Johannisburg.

Diese Fest bildete den äußersten vorgeschobenen Posten nach dem Heidenlande; mehr als einmal hatte sie den wüthendsten Angriffen der lietauischen Scharen siegreichen Widerstand geleistet, war allerdings aber auch vor wenigen Jahren von dem Großfürsten Kinstut erobert und verbrannt worden. Doch der Hochmeister hatte die wichtige Ordensburg sogleich wieder aufbauen lassen, und stärker als je bot sie jetzt dem Feinde die Stirn.

Die Mauern der Burg erhoben sich unmittelbar

an einem großen See, der die Nordseite vollkommen schützte. Ein kleiner Fluß, der von Süden kam, füllte die breiten und tiefen Gräben und ergoß sich dann in den See. Diese Wasserfülle war der Festung ein starker Schutz, der ihr um so mehr zum Nutzen gereichte, als sie zu ebener Erde erbaut war, denn eine passende Bodenerhebung hatte man in jener völlig flachen Gegend nicht auffinden können.

Die stärkste Sicherung aber gewährten ihr die tapfern Arme von dreißig Ordensrittern und mehr als zweihundert reisigen Knechten, welche unter Führung des tapfern Komthurs Günther von Hohenstein nicht allein alle Angriffe der Feinde, mochten sie am hellen Tage heranstürmen oder in lichtloser Sturmnacht heranschleichen, stets blutig zurückgewiesen, sondern auch manchen kühnen Zug in das vorliegende Feindesland unternommen und reiche Beute an Gut und Gefangenen heimgebracht hatten.

Noch stand die Sonne am Himmel, als die Reisenden dem Thore der Zingeln nahten. In der Dunkelheit der Nacht hätten sie hier vergebens um Einlaß gebeten. Zum letztenmal konnte Berthold Markwart hier das Pergament des Ordensspittlers vorzeigen und sich freundliche Aufnahme und Beistand jeder Art dadurch sichern. Mit Salomon hatte er beschlossen, hier zwei Tage zu rasten, bevor sie die Weiterreise antreten wollten.

Im Fremdengemach der Burg fanden sich am Abend viele Ordensgenossen ein, nicht allein Ordenskrieger, sondern auch Ritterbrüder und Priesterbrüder, denn nur



selten kamen Gäste in diese abgelegene Gegend, in welcher der von Glück sagen konnte, der die lietauischen Speere nicht blinken sah.

An diesem Orte des Kampfes und der Waffen ließ Salomon Gebirol seinen ohnehin sehr zusammengeschmolzenen Vorrath von Handschriften in dem Ledersack ruhen, doch waren den Brüdern einige Büchsen mit köstlichem Wundbalsam sehr willkommen, auch ließen sie sich gern erzählen und forschten nach manchen Sachen; Salomon wußte über alles Auskunft zu ertheilen.

Berthold hielt sich mehr zurück, denn der Kreis seiner Kunde war beschränkt, und gerade an diesem Orte bewegte ihn mehr als je der Gedanke an die Heimath, und an die ungewisse, drohende Zukunft.

Da trat in dem Gewühl der aus- und eingehenden Ordensleute ein alter Priesterbruder zu ihm, der einen jüngeren Genossen mit sich führte.

„Woher kommt ihr des Wegs, junger Freund, und wie lautet euer Name?“ fragte der Alte.

„Von Elbing komme ich, ehrwürdiger Vater, und Berthold Markwart ist mein Name,“ entgegnete der Goldschmied, indem er sich von seinem Sitze erhob.

„Wißt ihr uns kund zu thun, was das strömende Wasser belauschte, und was der blühende Flieder sah?“ fuhr der Priester fort.

Berthold horchte hoch auf, dann erwiderte er schnell: „Trauliche Worte waren es, die das strömende Wasser belauschte, und der blühende Flieder sah Thränen im

Auge der Scheidenden. Habt ihr eine Botschaft für mich? O redet, redet, ich flehe euch an!"

„Geduld ist fern von den jungen Herzen, in denen die Liebe ihr Spiel hat," versetzte der Alte lächelnd; „wir haben lange auf euch gewartet; den Heiligen sei Dank, daß sie euch hergeführt haben. Dieser Bruder" — er deutete auf den jüngeren Priester — „kam vor einigen Wochen vom Hause des Ordens zu Elbing hier an, er hat einen Auftrag für euch, den er euch ausrichten wird, wenn ihr mir in meine Zelle folgen wollt."

„Gern folge ich euch," entgegnete Berthold, indem er seine unruhige Freude so viel als möglich bezwang, „wann soll ich euch zu eurer Zelle begleiten?"

„Wenn es euch recht ist, folgt mir sogleich," erwiderte der Alte, und schritt voran. Der junge Mann blieb den beiden Priestern auf dem Fuße.

Sie langten in der Zelle an. Dort holte der jüngere Pater ein Päckchen unter seinem Kleide hervor, und indem er es dem Goldschmied überreichte, sagte er: „Eurem Bruder Wolfram habe ich gelobt, es in eure eigene Hand zu geben. Ich löse hiermit mein Versprechen."

„Geht, Bruder," sagte der Alte zu seinem Genossen, „betet in der Burgkapelle zwölf Paternoster für das glückliche Gelingen des Unternehmens, welches dieser junge Mann ausführen will."

Der Priester ging, nachdem er sich verneigt hatte.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, begann Berthold mit zitternder Hand das Siegel und die seidenen Schnüre des kleinen Päckchens zu lösen. Vielfach waren





. . . . „unverwandt betrachtete er die geliebten Züge" . . .

die Hüllen geschlungen, weicher Wollstoff und dann reine Leinwand, und als die letzte sich öffnete, brach ein Schrei der Freude aus dem Munde Bertholds, denn sein Auge schaute in das liebliche Antlitz seiner Agnes; als blicke sie lebend von dem in einen goldenen Rahmen gefaßten Pergament ihn an, so war es ihm, und unverwandt betrachtete er die geliebten Züge und das holde Lächeln auf dem süßen Antlitz. Nun wandte er das kleine Bild um, da schimmerten Schriftzüge ihm entgegen. Er trat an das kleine Fenster, und im letzten Strahl der Abendsonne las er:

„Die Liebe ist stärker als der Tod! Hienieden oder dort, Agnes ist dein in Ewigkeit!“

„In Ewigkeit! Ja, in Ewigkeit!“ wiederholte Berthold in der tiefsten Bewegung. Dann wandte er sich um, und hielt dem Alten das Bild hin.

„Schaut hin!“ sagte er, „diese ist's, um die ich zu den Heiden gehen will. Euch allein gönne ich den Anblick.“

„Sie ist ein Engel des Himmels,“ versetzte der Priester, nachdem er das Bild lange angeschaut, „und jeden Tag wollte ich zwölf Paternoster dafür sprechen, wenn diese holden Augen von Thränen verschont blieben. Ich sah den Vater dieser Jungfrau von hier aus ins Heidenland ziehen, und sah ihn nicht wiederkehren; nun folgt ihr seinen Spuren, und ich fürchte, auch auf euch wird die Jungfrau vergebens harren.“

„Die Heiligen haben uns Schweres zu tragen auferlegt,“ entgegnete Berthold, „doch ihre Hand kann alles

wieder lösen, was sich in einen für uns unentwirrbaren Knoten schlang. Meine Hoffnung ist auf den Beistand der hehren Himmelskönigin gebaut; ihr will ich folgen, wohin sie mich auch führen möge."

„Ich werde eurer nicht im Gebet vergessen," versetzte der Priester, „und wollt ihr morgen in der Frühe, wenn ich die heilige Messe gelesen, mich aufsuchen, so will ich euch erzählen, was ich von dem Herrn Eberhard Rundorf weiß. Bedürft ihr sonst noch meiner, so fragt nach dem Bruder Paulus."

Unter Dankesworten verließ Berthold die Zelle, und als er am nächsten Morgen der Andacht in der Burgkapelle beigewohnt, harrte er an der Thür, bis der Pater Paulus heraustrat.

Dieser begrüßte ihn freundlich, und führte ihn mit sich auf den höchsten Thurm des Schlosses, den man den Berchfriet nannte, und hieß ihn Umschau halten über die ganze weitgedehnte Gegend.

Hinter der Burg blinkte der endlose blaue Spiegel des Sees, vor den Wällen begann ein unendlich ödes Gebiet, dessen Ausdehnung die Blicke muthlos folgten, denn nirgend zeigte sich auch nur ein einziges bewohntes Fleckchen, oder eine Spur menschlicher Thätigkeit. Da grünte kein Ackerfeld, da stieg keine Rauchsäule vom wirthlichen Herde in die Luft hinein, da zog kein Hirt mit seiner Schar über das öde Blachfeld hin. Weit bis an den Horizont irrten Berthold's Augen, und muthlos kehrten sie zu dem Antlitz des Paters zurück.

„Was ihr da vor euch seht," sagte der Priester,



„das nennen wir die galindische Wildniß. Kein Christ und kein Heide hat seinen dauernden Wohnsitz darin, es ist der breite Grenzgürtel, welcher die feindlichen Gebiete von einander scheidet."

„Nach welcher Richtung zog Herr Eberhard Rundorf?" fragte der Goldschmied.

„Er schlug denselben Weg ein," erwiderte der Alte, „den jeder verfolgen muß, der durch diese Wildniß hindurchdringen will, er folgte dem Ufer des Sees bis zu dem Punkte, wo ein kleiner Fluß von Osten her sich in denselben ergießt; dann zog er am Bette dieses Flusses hinauf, und von dort weiter in das Heidenland. Wer aber sagt, wohin er kam?"

„Ich muß seinem Zuge folgen", entgegnete der junge Mann, „seine Absicht war, Wilna, des Großfürsten Kinstut Hauptstadt, zu erreichen; seine Spur kann nicht gänzlich verloren sein. Wagen muß ich's auf jeden Fall."

Sie stiegen vom Thurme hernieder. In der Burg hatte die Kunde, daß der junge Fremde allein in das Heidenland ziehen wollte, allgemeine Verwunderung erregt. Viele lobten den kühnen Muth, andere tadelten mit strengen Worten das sündhafte Wagniß; alle aber waren bereit, den Kühnen so gut als möglich zu seiner Fahrt auszurüsten.

Salomon Gebirol und sein Diener hielten sich zurück, doch in der Stille sorgten sie mit Umsicht für alles, was sie für nützlich hielten. Dem bisherigen Reisegefährten kündigte Salomon an, daß er zugleich mit ihm die Burg verlassen und eine Strecke lang mit ihm demselben Wege

folgen werde; mit Entschiedenheit forderte er auch von ihm, daß Berthold seinen Geleitbrief in Johannisburg zurücklassen sollte. Als der Goldschmied nach dem Grunde dieser Forderung fragte, entgegnete Gebirol kurz, daß er den Grund bald kennen lernen werde.

So verging der Tag, und zum letztenmal legte Berthold unter dem Schutz des Kreuzes sein Haupt zur Ruhe. Im tiefen Schlummer nahte seinem Herzen ein lieblicher Traum. Er war daheim in seiner Vaterstadt, er schritt mit Agnes, die als Braut festlich geschmückt war, über die Straßen der Marienkirche zu, und mit ihm gingen sein Vater und seine Mutter, in ihrer Mitte aber sah er den Herrn Eberhard Rundorf gehen; der Vetter aus Marienburg, der Rathsherr Peter Detmar, trug die Kleidung eines Pfeifers, und mit einer ungeheuern Posaune schritt er dem Zuge feierlich voran.

„Dieser Traum ist eine gute Vorbedeutung, welche die heilige Jungfrau mir sendet," dachte Berthold, als er am nächsten Morgen erwachte, und in freudigem Muthe schwang er sich auf das Roß, das ein Diener ihm bereit hielt, und ritt dem Burgthore zu, durch welches seine Begleiter schon hindurch gezogen waren. Greif sprang lustig bellend am Pferde empor.

Auf dem Burghofe stand der Komthur. Er sah die ritterlich schöne Gestalt des jungen Mannes, und schüttelte unwillig sein Haupt.

„Steigt ab von eurem Rosse, bleibt bei uns und widmet euch dem Dienste der heiligen Jungfrau!" rief



er ihm zu, „bevor der Jahre drei vergehen, sollt ihr Ritterbruder vom deutschen Hause sein!"

„Einer Jungfrau diene ich, und ihr Ritter bin ich," entgegnete Berthold. „Habt Dank für euren guten Willen, edler Herr, und gedenket mein in Gebet und Fürbitte!"

Er sprengte von dannen, und eilte seinen Gefährten nach.

---

4.

## Am Todtenhügel.

„Unter jenen Birken laßt uns rasten, Salomon, und laßt uns die Mittagsstunden in ihrem Schatten verweilen; unsere Rosse bedürfen bei dieser glühenden Hitze der Ruhe —" mit diesen Worten wandte Berthold Markwart sich an seinen Begleiter.

Salomon Gebirol steckte sein Haupt unter dem Zeltdach hervor und musterte die Stelle, nach welcher die Hand des jungen Mannes hinwies.

„Ich bin's zufrieden," sagte er dann, „'s ist für uns alle nothwendig."

Im Schatten der Bäume, hart am Ufer des Sees, hielt der Wagen. Die Pferde wurden besorgt, doch sie weigerten das Futter, bis man ihnen Wasser gebracht hatte. Dann lagerten sich auch die Reisenden, um ihr Mittagsmahl einzunehmen.

Es war kein dichter, kühler Schatten, den die schwanken Zweige der Birken warfen; doch sie wehrten die unmittelbare Einwirkung der glühenden Sonnenstrahlen ab, und vom See kam ein erfrischender Hauch herüber. In der Ferne schimmerte die hohe Warte der Johannisburg, das einzige Zeichen, welches die Nähe von Menschen kund gab. Greif lief in den See hinein, tauchte seinen ganzen Körper unter, und kam wieder und schüttelte die Wassertropfen von sich, daß Gerson mit ihm schalt und ihn fortjagte.

Nach beendeter Mahlzeit wandte Salomon Gebirol sich an den Goldschmied.

„Wir müssen nun mit einander reden,“ sagte er, „der Ort ist gut, niemand wird uns belauschen, und 's wird Zeit, denn wir sind über die Grenze gezogen. Freilich halten die Bajoren, die lietauischen Herren, jetzt Rast in ihren festen Häusern, und das Volk feiert die Feste in den Dörfern, aber es könnte eine Schar auf Kundschaft gezogen sein, und 's wär' schlimm, wenn sie über uns kämen, so wie wir jetzt sind. Darum hört mir zu. Wollt ihr dem Juden vertrauen, lieber junger Freund?“

„Euer Rath hat mich bisher gut geführt,“ erwiderte Berthold, „ich werde euch gern in allem folgen, was ihr anordnet. Ich wollte, ich könnte die ganze Fahrt mit euch zusammen unternehmen; wenn ich daran denke, daß unsere Trennung bevorsteht, wird mir das Herz schwer.“

„Dazu habt ihr keinen Grund,“ versetzte Salomon



mit einem selbstzufriedenen Lächeln, „wir werden uns nicht trennen, auch unsere Fahrt geht auf Wilna.“

In freudiger Ueberraschung schaute Berthold seinen Begleiter an, dann aber wurden seine Züge plötzlich wieder ernst.

„Salomon,“ sagte er, „ihr könnt nach eurem Willen handeln, ich vermag nicht, euch Vorschriften zu geben. Aber besinnt euch, was ihr thut. Auf unserer ganzen Fahrt habt ihr mir nicht gesagt, daß ihr ins Heidenland gehen wollt, und ich vermuthe, daß ihr eure ursprünglichen Pläne nur aus dem Grunde abändert, weil ich Gelegenheit fand, euch Dienste zu erweisen, die ihr mir auch nicht versagt hättet. Bürdet euch nicht, ich bitte euch, um meinetwillen eine unnöthige Last auf.“

Der Jude lächelte. „Meint ihr etwa,“ sagte er, daß ihr ohne den Salomon lebendig nach Wilna kämt? „Gewiß nicht, und wenn ihr Methusalem's Jahre erreichtet. Hätte ich die Absicht gehabt, euch zu verlassen, jetzt thät' ich's doch nicht mehr, denn ihr seid verloren ohne mich. Aber beruhigt euch, junger Freund, ich hatte den Willen, zum Großfürsten zu gehen, schon bevor ich euch sah am Thore zu Marienburg. Sagen durft' ich's euch nicht, so lange wir im Christenlande waren, denn hätt's jemand von den Rittern erfahren, sie hätten mich einen Verräther genannt, und sie hätten mir den Strick um den Hals gelegt. Auch von der Johannisburg hätten sie mich nicht frei ziehen lassen, wäret ihr nicht mein Gesell gewesen. An den Christen dachten die Ritter, auf den Juden sahen sie nicht; ihr

habt mir noch heute Morgen einen großen Dienst geleistet, und ihr habt's selber nicht gewußt. Jetzt kommt die Reihe an mich; jetzt werde ich euch helfen, wie ihr mir geholfen habt, und dem Gerson. Doch was soll das Reden? Die gute Zeit vergeht damit. Hört, was ich euch sage. Ihr seid ein schöner junger Mann, ihr tragt ein Schwert, wie es die Ritter tragen, und ihr reitet auf eurem Pferd, wie die Ritter reiten. Wenn die Lietauer euch sehen, werden sie sagen: „Da ist ein Christ, er ist unser Feind, werft die Spieße auf ihn!" und sie werden euch tödten, oder sie werden euch überwältigen und werden euch zum Sklaven machen, daß ihr euer Leben hinbringen müßt unter der Peitsche. Was wollt ihr machen? Ihr könnt euch nicht wehren, ihr müßt's dulden. Nun, was sagt ihr?"

„Wenn ich bedenke," versetzte Berthold, „wie groß und bitter der Haß zwischen Christen und Heiden ist, und wie viel Tausende unserer Glaubensfeinde bereits von den Brüdern vom deutschen Hause vernichtet wurden, so muß ich euch beipflichten, daß der Anblick eines Christen den Heiden ein Greuel sein mag. Doch ich komme in friedlicher Absicht zu ihnen, und ich baue auf den Schutz, der stärker ist, als alle Heidengewalt, auf den Schutz der Heiligen."

„Wenn sie euch helfen, so nehmt's mit Dank an," erwiderte Salomon, „doch wolltet ihr nicht selbst thun, was eure Kräfte und Einsichten vermögen, so würdet ihr nicht verdienen, daß jemand sich um euretwillen bemüht. Hört meinen Rath. Nehmt den Sattel von



eurem Pferd, und laßt es mit an unsern Wagen spannen, der Gerson hat das Geschirr schon bereit. Legt auch euer Schwert ab und verbergt es in unserm Wagen; nehmt das Kleid, das ich borge, 's ist ein langes Kleid wie ich's trage, zieht es an und setzt euch zu mir an meine Seite in den Wagen, so werdet ihr gesund nach Wilna kommen. Nun, wie denkt ihr über meinen Vorschlag?"

Einen Augenblick schwieg Berthold, und dachte mit gesenkten Blicken nach. Er fühlte seinen Mannesmuth sich gegen den Gedanken empören, daß er wie ein Angehöriger des verachteten jüdischen Volkes erscheinen sollte. Doch zugleich mußte er klar erkennen, daß nur die Angehörigen eines Volkes, welches als Nazion den Lietauern in keiner Weise gefahrbringend scheinen konnte, den Eintritt in das Land des unbändigen, grausamen Volkes unternehmen konnten. Der Gedanke an den zugesicherten Erfolg dieser Verkleidung überwand vollends seinen Stolz, und indem er dem Juden die Hand bot, sagte er entschlossen: „Macht mit mir, was ihr wollt, Salomon; seid mein Führer, ich folge euch."

„Gott sei gelobt, daß ihr mir vertraut," versetzte Salomon, „nun laßt uns Hand anlegen. Geschwind, Gerson, mach deine Veränderungen am Pferd und am Wagen, und reich mir den Kaftan und die Farbe."

„Hier ist der Kaftan! Hier ist die Farbe!" entgegnete Gerson, und reichte diensteifrig das Verlangte dar.

Salomon goß die Farbe in einen kleinen Tiegel aus Elfenbein, er rieb sie in Berthold's Locken, in seinen

Bart, er strich sie ihm auf Wimpern und Brauen, und verwandelte alles in glänzend schwarzes Haar. Als der Goldschmied nun auch den langen, feinen Kaftan angelegt hatte, betrachtete Salomon ihn mit wohlgefälligem Lächeln.

„Echt seid ihr nicht," sagte er, „aber kein Lietauer wird in euch den Christen vermuthen. Nun aber merkt euch, was ich euch sage: nicht Berthold heißt ihr mehr, sondern Joel; hütet euch, das Wort „Heide" je über eure Lippen zu bringen, und redet nie ein anderes Wort, als lietauisch! Gerson, bist du fertig mit dem Pferd und dem Wagen?"

„Ich bin's," entgegnete der Diener, „schaut her!',

Kaum glaubte Berthold seinen Augen trauen zu dürfen. Vor dem Wagen erblickte er zwei Pferde, beide mit verschnittenen Mähnen, gestutzten Schwänzen, in dem elendesten Geschirr. Auf den ersten Blick hätte er sein eigenes Roß nicht wiedererkannt, denn Gerson hatte es mit wunderbarer Geschicklichkeit so schändlich zugerichtet, daß es seiner vorigen Gestalt nicht mehr ähnlich sah.

„Nun steigt auf, Joel," sagte Salomon in lietauischer Sprache, „jetzt wollen wir unsere Fahrt nach Wilna antreten."

Der Wagen rollte davon; unruhig rannte Greif nebenher. Der Hund vermißte seinen Herrn, und erst allmählich gewöhnte er sich an den Wechsel.

„Sagt mir doch, Salomon" — begann Berthold —

„Redet lietauisch, Joel," unterbrach ihn sein Be-



gleiter, „ich verstehe kein Wort mehr von der deutschen Sprache."

„Ihr habt Recht," erwiderte Berthold in der Mundart der Heiden, „noch wird die fremde Sprache mir sehr schwer. Sagt mir, Salomon, was für Geschäfte ziehen euch nach Wilna?"

„Ihr sollt es wissen," entgegnete Salomon, „denn ihr sollt mir auch helfen. Die Lietauer reiten weit auf ihren Rossen, sie treffen weit und sicher mit ihren Speeren, die sie werfen, und mit den Pfeilen von ihren Bogen. Sie sind listige Jäger, und sie haben Glück auf der Jagd, sie erlegen viele Thiere, die köstliches Pelzwerk liefern, und vieles tauschen sie ein von den Moskowitern, oder sie rauben's ihnen. Früher bezahlten die Bajoren alles was sie kauften, mit Pelz, und der Großfürst und seine Brüder bezahlten mit Pelz; sie konnten's, denn sie gebrauchten nicht viel. Aber seit sie Kriege führen mit den Rittern, und zu Zeiten auch mit den Polen, haben sie's anders gelernt. Denn das Glück wechselt auch im Kriege, und wenn die Lietauer im Winter ihre Wohnungen rauchen und das Blut ihres Volkes fließen sahen, wenn etwa der Meister von Marienburg mit den Brüdern die Kriegsreise unternahm und über das Eis der Memel ging, so hat sich's wohl getroffen, daß im Sommer der Großfürst mit seinen Schaaren gesehen wurde in Sudauen, im Barterland, ja im Samland. Wie der Wind kamen die Reiter aus Lietauen — wer kann sie zählen? — wie der Wind waren sie fort, und mit sich nahmen sie nicht allein die Gefangenen mit Weib

und mit Kind, sondern auch schöne Kleider und kostbare Gefäße; solche, die blitzten von Gold und von Silber, die waren ihnen die liebsten, und sie kauften sie auch gern, wenn ein Handelsmann kam, der sie brachte. Seht, so lernten die Lietauer auch die goldne und die silberne Münze kennen, und sie wurden gierig nach Geld. Sie wollten ihre Pelze verkaufen, aber wer sollte der Handelsmann sein? Der Pole? Der Deutsche? Sie leben im Krieg mit den Lietauern, sie können's nicht. Der Jude kann's, er führt keinen Krieg, und er ist schlau; er bringt seine Waare hundert Meilen weit, und verkauft sie, denn er weiß sich zu fügen, wenn's Zeit ist, und dafür kann er auch lachen, wenn's Zeit ist. Ich kann's auch, beides. Für den Fürsten Kinstut habe ich Pelze nach Danzig gebracht. Ich habe ein Floß gebaut am Ufer des Bobr, ich habe Asche gebrannt, ich habe die Pelze, kostbare Pelze in Säcke von trockenen Rindshäuten gepackt, die Säcke habe ich auf mein Floß gelegt, ich habe die Asche darüber geschüttet, und so bin ich gefahren vom Bobr in den Narew, der brachte mich in den Bug, da hatte ich nicht weit mehr bis in die Weichsel, die trug mich nach Danzig. Es ist 'ne schöne Stadt, und 'ne reiche Stadt; schade, daß sie christlich ist. Da hab' ich die Asche verkauft, und die Pelze, und das Floß, und nun bring ich dem Großfürsten das Geld; 's sind dreitausend Schock böhmische Groschen; er wird sich freuen, wenn er sie in seine Hände nimmt."

Mit Erstaunen hatte Berthold der Rede seines Begleiters zugehört. „Fürwahr!" entgegnete er, „ihr seid ein kühner Handelsmann; von euch könnten manche unserer Kaufherren lernen."



„Sie könnten's", versetzte Salomon, „denn sie sind zu hochmüthig, und darum verlieren sie ihr Geld."

„Was werdet ihr nun beginnen, wenn ihr dem Großfürsten seinen Schatz abgeliefert habt?" fragte der Goldschmied.

„Dann hab' ich noch einen Kasten in meinem Wagen," erwiderte der Jude, „'s sind Schmucksachen darin und Tafelgeräth, der Großfürst wird sie gern kaufen, und er wird mich schützen, denn ich bin ihm nützlich; er sieht's, wenn er die böhmischen Groschen in seinen Händen hält."

„Da habt ihr zu eurem Handel einen günstigen Zeitpunkt gewählt," versetzte Berthold, „der Fürst kann euch mit seinen böhmischen Groschen eure Kleinode bezahlen."

„Ich wär ein Thor, wenn ich das blanke Geld von ihm nähme," entgegnete Salomon, „denn wenn der Großfürst selbst mir nicht seine Reiter nachsendete, so thäten's die Bajoren, und ich käm' nicht weit mit meinem Geld. Ich rühre seine böhmischen Groschen nicht an, ich frage nach Pelzwerk; das nimmt mir kein Bajor, und in Danzig ist's baares Geld auf dem Langenmarkte am Rathhause."

„Wenn ihr Schmucksachen bei euch führt," sagte Berthold, „so seht auch dies!" Er holte das Kästchen unter seinen Kleidern hervor, das sein Bruder Wolfram ihm gegeben hatte; er drehte den hölzernen Deckel, bis er ihn in der Hand hielt, dann schlug er das blaue Seidenzeug auseinander, und nahm ein herrliches Kleinod

hervor, das sogar dem Juden Ausrufe der Bewunderung und des Entzückens entlockte.

Es war eine Spange, um auf der Brust einen Mantel zu schließen. Sie zeigte die kunstvollste Goldarbeit, zwei Greifen trugen in ihren Klauen eine Krone, in welcher die kostbarsten Rubinen blitzten, so daß ihr Feuer das Auge blendete.

„Ein herrliches Stück! Ein königliches Kleinod!“ rief Salomon, indem er die Spange nach dieser und jener Seite drehte, um die funkelnden Steine im Lichte spielen zu lassen, „s' ist mehr werth, als alles, was ich mit mir führe; s' ist ein Stück für einen König, oder für die Braut eines Königs! Ein herrliches Stück!“

Hastig, als müßte er seine Blicke mit Gewalt losreißen, gab er es dem Goldschmied zurück. „Verwahrt es gut, das herrliche Kleinod,“ sagte er, „es kann euch von der größten Wichtigkeit sein, 's kann euch mehr Dienste thun als eine reisige Schaar. Zeigt es niemand, und gebt's nicht anders fort, als in der höchsten Noth, denn glaubt mir, 's ist eure beste Hülfe! Verwahrt es gut!“

Berthold brachte das Kästchen an seinen früheren Platz zurück.

„Ein wackerer Meister muß es gewesen sein, der das Kleinod arbeitete mit seiner Hand,“ sagte Salomon, „würdet ihr's auch unternehmen, eine solche Spange zu liefern mit eigener Arbeit, wenn sie euch bestellt würde für 'nen König oder einen reichen Herrn?“

„Die Spange ist ein Werk meines Vaters,“ erwiderte Berthold, „er hat seinen Söhnen seine Geschicklichkeit gelehrt. Auch ich glaube, daß mir ein ähnliches Kunstwerk gelingen würde. Freilich nicht hier,“ fügte er lachend hinzu, „denn ich führe nur wenige meiner Werkzeuge bei mir; ich dachte, sie könnten mir einmal nützlich werden.“



„Sehr nützlich!“ betheuerte Salomon, „höchst nützlich! 's trifft sich prächtig mit euch! Wir werden nicht mit leeren Händen heimkehren vom Großfürsten zu Wilna. Habt guten Muth, ihr sollt nicht umsonst ausgezogen sein, und 's wird euch werden, was ihr wünscht.“

„Das mögen die Heiligen geben!“ sprach Berthold seufzend in deutscher Sprache, und schaute in das öde lietauische Land hinein.

Der Abend brachte die Reisenden an das östliche Ende des Sees, wo ein kleiner Fluß mündete. Die Umgebungen waren öde wie zuvor; von dem Thurm der Johannisburg war nichts mehr zu sehen, und damit war das letzte sichtbare Erinnerungszeichen an die Heimath und den väterlichen Glauben den Augen Berthold's geraubt. Sogar seine eigene Person schien ihm nicht mehr dieselbe zu sein, denn fremd schaute sein Antlitz ihn aus dem Wasserspiegel an, und ein fremdes Kleid war es, das seine Glieder deckte. Ein brennendes Heimweh faßte seine Seele; er setzte sich abseits an das Ufer des Sees, dessen leicht bewegte Wellen zum heimathlichen Gestade hinüberzogen; er nahm das Bildniß der Geliebten hervor und schaute in das süße Antlitz hinein, bis es ihm vor den Augen dunkel wurde, und eine heiße Thräne auf seine Hand fiel.

„Joel, wo seid ihr?“ klang es von den Lippen Salomon's in der rauhen lietauischen Mundart, „kommt zu uns, hier gibt es Arbeit für euch.“

Berthold verbarg das Bild auf seinem Herzen; er stand auf und schritt zu dem Wagen hinüber, und trotz seiner tiefen Traurigkeit zog ein Lächeln um seine Lippen.

In der Hand Salomon's erblickte er eine Trompete, und Gerson hielt eine Querpfeife; eine kleine Pauke mit zwei Schlägeln lag auf dem Wagen.

„Nehmt,“ sagte Salomon, und reichte dem Goldschmied die Pauke, „'s ist ein Band daran, hängt sie um und faßt die Schlägel in eure Hand; stimmt ein in unsere Musik, je mehr ihr paukt, desto besser ist's,“

„Aber wozu soll das alles?“ fragte Berthold, indem er die Pauke ergriff und umhängte.

„Ihr werdet's sehen!“ entgegnete Salomon, „'s ist für die Lietauer, 's ist unser Schwert, mit dem wir sie zwingen, unser Stecken, mit dem wir sie treiben.“

Er stimmte eine lustige Melodie an, Pfeife und Pauke fielen ein, und die verlockendste Tanzmusik klang in die öde Haide hinein.

Endlich setzte Salomon die Trompete ab.

„'s ist gut!“ sagte er, „'s geht, 's wird seine Wirkung thun. Gerson, reich den Wein her, wir wollen trinken, bevor wir schlafen gehen in unser Zelt.“

Mit steigender Bewunderung hatte der Goldschmied den Tag über den Führer ihres kleinen Zuges betrachtet. Die geistige Ueberlegenheit, welche Salomon immer wieder in neuer Weise zeigte, erhöhte Berthold's Vertrauen und erfüllte ihn mit neuem Muthe und frischer Hoffnung.



Den ganzen folgenden Tag zogen sie an dem Flüßchen hinauf, und gelangten am Morgen des dritten Tages abermals an einen kleinen See, welcher das Ende des Wassergebiets bildete. Hinter ihm zeigten sich in der Ferne einige große Wälder, und der Boden wurde augenscheinlich fruchtbarer. Salomon schlug jetzt eine nordöstliche Richtung ein.

„Dort,“ sagte er, indem er auf die vorliegende Gegend deutete, „dort werden wir die Lietauer finden; 's ist Samaiten, was wir da sehen, und wenn wir noch eine Tagereise weiter sind, werden wir zu unserer Rechten einen großen Wald haben; die Lietauer nennen ihn einen heiligen Wald, sie haben ihre Götzenbilder darin, 's sind drei, die Priester halten sie geheim. Sie würden uns sogleich tödten, wenn wir den heiligen Boden berührten mit unsern Füßen.“

Schon in den ersten Stunden des nächsten Tages zeigten sich bebaute Felder, und ein ansehnliches Dorf lag in geringer Entfernung vor den Reisenden.

Salomon suchte dem Dorfe auszuweichen.

„Die Grenze ist noch zu nah,“ sagte er, „sie sehen gleich, daß wir von dem Ordenslande kommen. Sind wir erst tiefer im Lande, dann fragen sie nicht mehr, woher unser Weg uns führte.“

Am Rande einer buschreichen Fläche, in die man nicht eindringen konnte, zogen sie hin, und auf diese Weise

wurden sie gezwungen, sich dem Dorfe immer mehr zu nähern.

Der Hufschlag vieler Pferde und das Rollen eines Fuhrwerks tönte plötzlich in der Nähe, jauchzende Stimmen klangen lärmend dazwischen.

„Sie feiern ein Fest!“ sagte Salomon, „rasch Gerson, fahr darauf zu, denn verbergen können wir uns nicht; fahr aber nicht in den Weg! 's ist nicht gut, daß wir auf den Zug treffen, denn wir können nicht wissen, was für ein Zug es ist, der da kommt. Doch wir müssen's wagen. Fort, hört auf meine Worte, merkt sie genau!“

Aus dem Walde rollte ein Wagen hervor, viele Reiter umgaben ihn. Sie stutzten beim Anblick der Fremden, dann jagten sie heran, umritten mit wildem Geschrei das Fuhrwerk und zeigten Geberden des Spottes und der Verachtung. Einer der Reiter aber hemmte sein schnaubendes Roß unmittelbar vor den Fremden und mit zornigen Mienen hob er den Wurfspeer. Das tödtliche Eisen blinkte, noch ein einziger Moment, und die Todeswaffe sauste herab und gab das Zeichen zu einem allgemeinen Ueberfall, zu Mord und Plünderung —

Da tönte plötzlich die lustigste Musik aus dem Zeltdach hervor. Die Trompete schmetterte, die Pfeife schrillte, die Pauke dröhnte und wirbelte, und eine wunderbare Wirkung folgte diesen Tönen auf dem Fuße nach. Der drohende Feind senkte seinen Speer, die Reiter brachen in ein Freudengeheul aus, der Wagen hielt, und alles drängte sich um das wunderreiche Fuhrwerk. Mit schnellem





„Da tönte plötzlich die lustigste Musik aus dem Zeltdach hervor.“

Blick hatte Salomon in dem Zuge einen Brautwagen erkannt, und die rasch angeordnete Musik that nun die besten Dienste.

Einige von den Lietauern, die sich durch ihre Kleidung und ihr gebieterisches Wesen vor den übrigen auszeichneten, ritten durch den umdrängenden Haufen und geboten den Fremden, sich dem Zuge anzuschließen. Salomon antwortete in lietauischer Sprache, sein Wagen wurde unmittelbar hinter dem Brautwagen in den Zug eingestellt, und unter hellen Klängen und bedeutend gesteigerter Lustigkeit zog man weiter.

Berthold fand jetzt Gelegenheit, die Heidenschaar genauer zu betrachten. Die Gestalten der Lietauer waren von mittlerer Größe, von gedrungenem Wuchs; ihre Köpfe, die ganz unbedeckt waren, zeigten eine eigenthümlich eckige Form, und gewährten mit dem struppigen, dunklen Haar und den kleinen blitzenden Augen keinen erfreulichen Anblick. Die Kleidung der Reiter bestand in einem engen Rock von schlechtem weißem Tuch, einige trugen auch nur graue Leinwand; bei allen zeigten sich lange, weite Beinkleider, und an den Füßen Schuhe von Bast oder von ungegerbten Fellen. Jeder der Reiter führte in dem ledernen Gürtel einige kleine Keulen, die man zu werfen pflegte, und in der Hand einen Spieß. Der Brautwagen war mit grünen Zweigen bedeckt, mitten darin saß die Braut, angethan mit einem langwallenden, bleigrauen Tuchgewande, mit einem weißen Mantel, mit einer silbernen Spange in dem offen getragenen Haupthaar. Mehrere Freundinnen und Verwandte saßen,

jedoch ohne Mantel und Spange, hinter ihr, und den Wagen lenkte ein wunderlich gekleideter Mann, der Kellewese, der in einem geflochtenen Weidenkorb einen schwarzen Hahn mit sich führte.

Nach kurzer Zeit kam diesem Brautzuge ein zweiter Zug von dem Dorfe aus entgegen. Er bestand nur aus Reitern, von denen einer in der einen Hand einen lodernden Feuerbrand, in der andern ein gefülltes Trinkgefäß hielt. Mit vollendeter Geschicklichkeit umritt er dreimal den Brautwagen, indem er sein Roß nur durch den Ruf seiner Stimme lenkte, dann überreichte er der Braut das Getränk und hob den Feuerbrand empor mit den Worten: „Wie sonst in deines Vaters Hause, so bewahre nun das Feuer in deinem eigenen Hause!"

Die Braut trank und reichte das Gefäß ihren Gefährtinnen, die beiden Züge vereinigten sich und eilten dem Dorfe zu.

Die Gebäude dieses Dorfes zeigten sich in höchst armseliger Erscheinung. Einige waren nur aus Baumzweigen zusammengeflochten, sie hatten keine Fenster, und einen Eingang, der mit einem Thierfell verhängt war; andere Wohnungen waren aus Holzstämmen aufgeführt, und mitten im Dorfe zeigte sich ein ziemlich großer Bau aus Holz und Feldsteinen. Hier wohnte der Bräutigam, und zu dieser beneideten Behausung führte der Wagen die Braut.

Mit einem raschen Satze sprang der Kellewese herab und eilte ins Haus, um sogleich mit einem großen Stück blauer Leinwand wieder zu erscheinen. Wäre es



ihm nicht geglückt, diese zu ergreifen, so wäre Spott und Schläge aller Anwesenden sein Lohn gewesen.

Nun traten aus dem Hause die eigentlichen und vornehmsten Hochzeitsgäste hervor, die Braut zu begrüßen. Kellewese reichte ihr einen Stuhl, die Braut setzte sich und empfing hier den zweiten Becher. Man wusch ihr die Füße und besprengte mit dem Wasser den Herd und das Vieh. Die Thür des Hauses war bei diesen Feierlichkeiten weit aufgethan, und viele Lietauer, die nicht zu den Hochzeitgästen gehörten, standen vor dem Hause und schauten zu.

Nachdem die Füße der Braut mit den geflochtenen Sandalen wieder bekleidet waren, bedeckte man ihre Augen mit einer Binde, benetzte ihre Lippen mit Honig, und darauf führte Kellewese sie an jede Thür des Hauses; die Braut mußte mit dem Fuß dagegenstoßen und sie auf diese Weise öffnen. Als sie auf den Hausflur, wo der Herd stand, zurückkehrte, wurde sie von den versammelten Hochzeitsgästen mit Getreide mancherlei Art überstreut, und Kellewese rief ihr zu: „Halt fest am Glauben unserer Götter, so werden sie dir alles Gute geben."

Auf einem freien Platze neben dem Hause waren von Baumstämmen und Brettern Tische und Bänke hergerichtet. An diesen nahmen die Hochzeitsgäste Platz, und die Mahlzeit, die nur aus Fleischspeisen und Brod bestand, wurde aufgetragen. Als die besten Stücke galten die Bärenschinken, von denen man auch dem Brautpaar vorsetzte.

Von den Vorräthen der reichbesetzten Tafel reichte man auch den Fremden reichliche Theile in ihr Zeltdach hinein, und Salomon munterte seine Begleiter auf, den Speisen kräftig zuzusprechen, da nun keine Gefahr mehr von den Lietauern zu befürchten sei.

Das Festmahl dauerte bis tief in die Nacht. Die Schmausenden und Zechenden wurden nicht müde, den lustigen Klängen der Fremden zuzuhören, und das junge Volk führte auf den Rasen wilde Tänze auf. Kaum vermochten die unfreiwilligen Musikanten den Anforderungen zu genügen, die ohne Aufhören an sie gestellt wurden, und erst als die Strahlen der Morgenröthe den östlichen Himmel färbten, gönnte man ihnen für wenige Stunden Ruhe in ihrem Wagen.

Doch am nächsten Tage begehrte eine Versammlung, größer als am Tage der Hochzeit, eine Wiederholung der Musik, und auch den dritten und den vierten Tag wurde die Menge nicht müde zu hören, zu tanzen und zu trinken, und mehr als einmal brachen blutige Raufereien dabei aus, welche leicht das Leben der Fremden hätten gefährden können. Unmuthig sah Berthold die Zeit verinnen, und vergebens sann Salomon auf ein Mittel, die Weiterreise möglich zu machen. Doch hatte der gezwungene Aufenthalt unter den Lietauern das Gute, daß sie die Gewohnheiten und die Sprache des fremden Volkes genauer kennen und mit ihnen umzugehen lernten.

Eine Woche war vergangen, da kamen eines Tages mit zahlreichem Gefolge zwei lietauische Bajoren, mächtige Edelleute, in das Dorf geritten. Sie hießen Mantot und Tawikin, wohnten auf befestigten Steinhäusern der Umgegend und kamen, um die Fremden zu hören, von denen der Ruf zu ihnen gedrungen war.



„Gerson," sagte Salomon Gebirol, als er die Bajoren heranreiten sah, „hast du die Pferde gefüttert? Dort kommen unsere Befreier."

„Es ist alles in Ordnung," entgegnete der Diener, und griff nach seiner Querpfeife.

Die Voraussetzung Salomon's bewies sich als vollkommen richtig. Kaum hatten die Bajoren die ersten Stücke gehört, als sie den Fremden befahlen, ihre Pferde an den Wagen zu spannen und ihnen zu folgen.

So schieden die Musikanten von dem Dorfe, und zogen ihre Straße weiter. Niemand aber folgte den Bajoren mit höhergespannter Erwartung, als Berthold, denn einer der Edelleute, Tawikin, trug stolz einen langen rothen Mantel aus lundischem Tuch, und nichts lag näher als die Vermuthung, daß dieser Mantel aus den Vorräthen des Herrn Eberhard Rundorf stamme.

Sobald sie auf der Burg des Bajoren, einem plumpen Steinhause auf einem Hügel, angelangt waren, bemühte Berthold sich, unter dem Schein der Bewunderung der Spur, die sich aufgethan, nachzuforschen, und es wurde ihm nicht schwer zu erfahren, daß vor mehr als einem Jahre ein fremder Handelsmann durchgezogen sei, der lundische Laken mit sich geführt und an die Edelleute um hohe Preise verkauft habe. Ueber die

ferneren Schicksale des Handelsmannes konnte niemand Auskunft geben.

Doch auch schon diese eine Nachricht gereichte dem Goldschmied zur hohen Freude, denn er hatte nun doch die Gewißheit, daß Herr Eberhard Rundorf in das Heidenland glücklich eingedrungen sei und seine beabsichtigten Geschäfte begonnen habe.

Abermals mußte eine volle Woche geopfert werden, um dem Verlangen des gebietenden Herrn Tawikin Genüge zu leisten, und nicht geringere Zeit hielt der andere Bajor, Mantot, sie auf seiner Burg.

Vielleicht hätte die ganze Fahrt hier ein Ende gefunden, wenn nicht Salomon's Klugheit wieder einen Ausweg gefunden hätte.

Nachdem der Bajor seine erste Freude an der Musik befriedigt hatte und nicht mehr so oft die Wiederholung der lustigen Weisen verlangte, gebot Salomon eines Tages seinem Diener, aus dem Wagen das Stück rothen Tuches zu holen, welches er von dem Rathsherrn Peter Detmar in Marienburg erhandelt hatte, und ihm zu dem Bajoren zu folgen.

Diesem legte der Jude den vielbegehrten Schmuck vor die erstaunten Augen und begehrte für diese reiche Gabe keinen andern Lohn, als die Erlaubniß, sogleich seine Fahrt mit seinen Gefährten fortsetzen zu dürfen, und einen zuverlässigen Diener des Bajoren zum Geleit auf die nächsten sechs Tage.

Der entzückte Edelmann, der längst mit Neid das kostbare Gewand seines Nachbars Tawikin angeschaut



hatte, bewilligte die geringe Forderung mit Freuden, und Salomon säumte nicht, von der Erlaubniß zur Weiterreise den schleunigsten Gebrauch zu machen. Schon die nächste Stunde sah die Reisenden wieder unterwegs, und neben dem Wagen ritt Temperbut, der Knecht des Bajoren, dessen Begleitung die Reisenden gegen jeden Anfall von Seiten der Lietauer schützte.

Durch diese kluge Veranstaltung Salomon's konnten sie in den sechs Tagen, in denen Temperbut sie geleitete, eine ansehnliche Strecke in dem Heidenlande zurücklegen, und als der Knecht sie verließ, befanden sie sich bereits so weit von der Grenze des Ordenslandes entfernt, daß die schlimmsten Gefahren nun als überstanden betrachtet werden konnten.

Sie gelangten an den Fluß Niemen, dessen Gewässer im Frühjahr und während der Regengüsse des Herbstes oft wild aufschwollen und jeden Uebergang zur Unmöglichkeit machten; jetzt zogen die Fluthen langsam in ihrem Bett dahin, denn der Sommer hatte den Wasserstand bedeutend verringert, und ohne jede Gefahr setzte ein Schiff den Wagen und die Reisenden ans andere Ufer. Nun hatten sie kein bedeutendes Hinderniß bis zur Burg des Großfürsten mehr zu überwinden, und konnten darauf rechnen, in einigen Wochen in Wilna zu sein.

Je näher sie dem Ziel ihrer Reise kamen, desto häufiger wurden die Spuren, welche die Thätigkeit des Herrn Eberhard Rundorf hinterlassen hatte. Auf ihre Fragen erzählte man den Reisenden, daß ein lundischer

Kaufmann nach Wilna große Mengen des Tuches gebracht habe, das sie früher wohl von den Polen bezogen hätten. Dieser Kaufmann sei über See gekommen aus einem fernen Lande, dessen Bewohner das Tuch bereitet hätten. In Wilna habe der Kaufmann bei einem großen Feste des Fürsten Kinstut alle seine Vorräthe schnell verkauft, und habe eine unermeßliche Summe Geldes dafür gelöst.

Alle diese Nachrichten wurden den Reisenden bereitwillig und stets übereinstimmend mitgetheilt; fragten sie aber nach den ferneren Schicksalen des fremden Händlers, so begegneten sie scheuen Mienen und ausweichenden Antworten.

„Er war ein Thor, der Herr Eberhard Rundorf, daß er von den Bajoren das Geld nahm," sagte Salomon, „das Geld wird sein Unglück gewesen sein, wir werden's schon sehen."

Als sie von der Burg des Landesfürsten noch sechs Tagereisen entfernt waren, gelangten sie eines Morgens in ein ansehnliches Dorf, neben dem sich in einiger Entfernung die stattliche Burg eines besonders mächtigen Bajoren Namens Panote erhob.

In dem Dorfe herrschte lebhafte Bewegung unter allen Bewohnern, man war mit Zurüstungen der verschiedensten Art beschäftigt.

Salomon Gebirol, der mit scharfen Augen alles beobachtete, was ihm begegnete und jedem Ereignisse, wenn irgend möglich, schon im Voraus seine Maßregeln



anzupassen suchte, hielt es für besonders nothwendig, den Grund dieser auffälligen Bewegung zu erforschen. Ein blanker Zinnknopf mit dem Bilde eines Bären, den er einem der lietauischen Männer reichte, machte diesen sogleich willig, die gewünschte Auskunft zu geben.

In der Bajorenburg — so erzählte der Lietauer — lebe der hochbetagte Vater des Burgherrn. Dieser Vater, Wissebute geheißen, sei von einer schweren Krankheit befallen worden. Um ihn zu heilen, habe der Bajor drei Priester von der Klasse derer, die sich Ligaschonen nennen, herbei rufen lassen. Bei Tage und in der Nacht hätten diese Ligaschonen den Greis gepflegt und täglich siebenmal ihre Zauberformeln über ihn ausgesprochen. Als diese wirkungslos geblieben, habe der Bajor Panote den Göttern das feierliche Gelübde gethan, im nächsten Feldzuge gegen die Deutschen drei gefangene Krieger gefesselt den Priestern im heiligen Haine zum Opfer zu liefern. Auch dieses Gelübde habe keine Aenderung in dem Zustande des greisen Wissebute hervorgebracht, und nun habe man zu dem letzten und stärksten Mittel gegriffen. In feierlichem Zuge seien die drei Ligaschonen in den Hain der Götter gewallfahrtet, hätten von dem obersten Priester Asche von dem heiligen Feuer erbeten, und hätten diese dem Kranken in einem Becher Weines zu trinken gegeben. Doch auch dieser heilige Trank habe die Wuth der schleichenden Krankheit nicht gebrochen, und man habe daraus aufs klarste erkannt, daß es der Wille der Götter sei, den Vater des Bajoren zu sich zu rufen. Der Greis Wissebute habe nun beschlossen, dem

Ruf der Götter zu folgen, und sich auf dem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen. Am nächsten Tage würde diese große Feierlichkeit stattfinden, und um den seltenen Tag auf alle Weise würdig begehen zu können, rüste nun das Volk, so weit es dem Bajoren Panote unterthan sei, und auf dem freien Platze neben der Burg seien die Sklaven beschäftigt, den Begräbnißhügel und den Scheiterhaufen zu errichten.

So lautete der Bericht des Lietauers.

Weil Salomon es nicht für passend hielt, der Feierlichkeit beizuwohnen — denn er hatte die Erfahrung gemacht, daß gerade an solchen Tagen die Gemüther der Festgenossen mehr als je reizbar sind — so wurde die Fahrt sogleich fortgesetzt.

Der Weg führte in der unmittelbaren Nähe der Bajorenburg vorüber, und als man dieselbe hinter sich hatte, gelangte man an einen freien, sorgfältig geebneten Platz, auf welchem beträchtliche Massen trockener Holzscheite aufgeschichtet standen. Eine große Schaar von Sklaven war beschäftigt, einen Erdhügel dem Scheiterhaufen gegenüber aufzuthürmen und von großen Steinplatten eine Grabkammer aufzurichten. Einige Aufseher und eine Schaar bewaffneter Lietauer leiteten die Arbeiten.

Um jeder Veranlassung zu einer feindlichen Behandlung von Seiten der Lietauer vorzubeugen, lenkte Gerson auf Salomon's Geheiß den Wagen vom Wege ab und umfuhr die ganze Schaar der Arbeitenden.

Am äußersten Ende des geordneten Platzes lag noch eine Anzahl gefällter Bäume, und neben ihnen stand,



auf seine Axt gestützt, ein großer kraftvoll gebauter Mann. Ein Haufen von abgehauenen Zweigen, den er neben sich im Verlauf seiner Arbeit aufgeschichtet, verbarg seinen Blicken die übrigen Genossen des feierlichen Werkes. Das Antlitz dieses Arbeiters konnten die Reisenden nicht sehen, und obwohl sie in einer Entfernung von wenigen Schritten vorüberfuhren, wandte er sich nicht um, sondern blieb, in seine Gedanken verloren, an dem Baumstamm stehen.

Neben dem Wagen lief Berthold's große Dogge langsam einher. In der Nähe des Arbeiters stutzte das Thier plötzlich, es hob hastig witternd den Kopf und die Haare sträubten sich auf seinem Nacken empor, dann stieß es ein dumpfes Geheul aus und sprang mit gewaltigen Sätzen auf den Arbeiter zu.

Dieser spang zurück und holte mit der Axt zum tödtlichen Schlage aus, doch schon im nächsten Augenblick ließ er die Waffe fallen und griff mit beiden Armen liebkosend nach dem mächtigen Thiere.

„Greif!“ rief er in der höchsten Aufregung, „ja du bist es! Wer führt dich hierher? Wer kommt aus dem Vaterlande zu dieser Stelle? Wer ist es?“ Er stieß den Hund von sich und wandte sich um. Neben ihm stand ein junger Mann in jüdischer Tracht.—

„Herr Eberhard Rundorf,“ sagte Berthold —

„Deutsche Worte tönen in mein Ohr!“ rief der Gefangene aus, „redet, redet! Wer seid ihr? Warum kommt ihr?“

„Ich komme euch zu befreien," versetzte Berthold rasch, „fragt nicht, wer ich bin, nehmt die Versicherung, daß ich, wenn auch die Kleidung mich entstellt, ein Christ und ein Deutscher bin, und daß ich alles, alles thun werde, euch die Rückkehr in die Heimath zu sichern. Die Minuten sind kostbar, vertraut mir, mich sendet Frau Elisabeth —"

„Mein Weib, mein Kind!" entgegnete der Gefangene, „wie verließt ihr sie?"

„Sie waren in blühender Gesundheit, und euer Haus sah ich in voller Thätigkeit," versetzte Berthold, „doch wie kommt ihr hierher, und warum sehe ich das Werkzeug des Arbeiters in eurer Hand?"

„Ich bin ein Sklav geworden," erwiderte Eberhard finster, „in Wilna hatte ich um eine schier unermeßliche Summe Geldes meine Laken verkauft, mit sechs meiner deutschen Gefährten begab ich mich auf die Rückreise; jeder von uns trug zwei schwer gefüllte Ledersäcke auf dem Rosse. Da jagte der Bajor Panote uns nach, uns das Leben und den Schatz zu rauben. Wir flüchteten, und als die wilde Jagd uns auf den Fersen war, vergruben wir das Geld und verbargen die Stelle, dann flüchteten wir weiter. Aber schon nach kurzer Frist wurden wir eingeholt, vier meiner Begleiter wurden getödet, wir drei fielen verwundet in die Hände des Bajoren. Er suchte den Schatz und fand ihn nicht. Da verschonte er uns, um uns das Geheimniß zu entlocken, und versuchte mit täuschender List und mit grausamer Gewalt uns zum Geständniß zu bringen. Doch meine letzten Gefährten



starben an ihren Wunden, und ich allein trotze immer noch der Wuth des Bajoren."

„Seid getrost, ich werde euch retten," entgegnete Berthold, „harret aus, wie ihr bisher gethan; der Tag der Rettung wird nicht mehr fern sein."

„Ob ihr mich retten werdet, das liegt in der Hand der Himmlischen, und ich glaube fast, sie haben mein Verderben unwiderruflich beschlossen. Aber rettet meinen Schatz, und bringt ihn meinem Weibe! Das Geld liegt unter einem großen Stein, rechts von der Straße von hier auf Wilna, wo vier Birken und eine Kiefer stehen."

„Den Schatz werden wir heben," versetzte Berthold, „doch auch euch werden wir befreien."

Finster schüttelte Herr Eberhard das Haupt.

„Morgen," sagte er, „wird der kranke Vater des Bajoren sich selbst verbrennen lassen. Er ist ein vornehmer Herr, man verbrennt mit ihm viele Waffen, Rosse, Mägde und Sklaven, und ich glaube, daß man auch mich verbrennen wird!"

„So laßt uns augenblicklich fliehen!" rief Berthold.

„Fliehen?" entgegnete Eberhard, „wohin? Und wie lange? Flucht wäre der sichere Tod für uns."

Der Goldschmied stand rathlos.

„Ich rede mit meinem Gefährten," sagte er dann, „bleibt bei eurer Arbeit, ich kehre zu euch zurück."

„Nein!" erwiderte der Gefangene in gebieterischem Tone, „zieht von dannen, hebt den Schatz und überlaßt mich meinem Schicksale. Seht, dort naht einer der Aufseher mit Arbeitern und lietauischen Kriegern; sie kommen

hierher, an meiner Arbeit theilzunehmen. Noch haben sie euch nicht gesehen, entfernt euch schleunig. Nehmt den Hund mit euch, und bringt meinem Weib und meinem Kinde meine letzten Grüße!"

Er wandte sich hastig um und hieb machtvoll in das Holz hinein. Berthold rief den widerstrebenden Hund, und kehrte mit ihm zu dem Wagen zurück. Das Fuhrwerk rollte langsam seines Weges dahin, als ob sich nichts ereignet hätte. —

„Ich hab' es mir gedacht, daß der Herr das Kleid des Sklaven tragen würde," sagte Salomon Gebirol, als er den Bericht des Goldschmieds vernommen hatte, „'s war sein Unglück, was er für sein Glück hielt; das blanke Geld war sein Verderben und hätt' er den Schatz nicht vergraben, längst wäre sein Blut geflossen. 's ist schlimm mit ihm, ich möchte nicht in seiner Haut stecken, nicht um alles Geld, das der Ordenstreßler verwahrt in dem gemauerten Gewölbe zu Marienburg. Wir müssen ihn retten, den Handelsherrn, aber wie sollen wir's anfangen? Den Schatz wollen wir fortbringen, daß kein Lietauer es merken soll; ich stecke die Beutel unter die Felle, die ich auf meinen Wagen fortführe. Aber kann ich den Kaufmann unter den Pelzen verbergen, viele Wochen lang? Nein, 's geht nicht, 's ist unmöglich! — Soll er fliehen? Fliehen kann er nicht, er sieht nicht aus wie ein Lietauer, jeder würde ihn kennen auf den Straßen, sie würden ihn todtschlagen wie einen Hund. Frei muß er ziehen! Laß sehen, wer macht ihn frei? Ich kann's nicht, und ihr könnt's nicht; zwei sind, die



können ihn frei machen, 's ist der Bajor, und der Fürst Kinstut. Der Bajor wird's nicht thun, und wenn der Handelsherr ihm auch den ganzen Schatz bietet, den er vergraben hat. Der Bajor wird's versprechen, er wird das Geld nehmen, und wenn er's hat, wird er den Handelsherrn durchbohren mit seinem Spieß, denn er hat ihn gekränkt, lange Zeit hindurch. Nichts bleibt uns übrig, als bei dem Fürsten einen Versuch zu machen. Aber dabei müssen wir vorsichtig sein, wenn's gelingen soll."

„Ihr überlegt sehr sorgsam, Salomon", erwiderte Berthold, „doch ihr vergeßt die Hauptsache. Morgen wird der Alte verbrannt. Wie nun, wenn die Heiden den Handelsherrn mit verbrennen?"

„Dann retten wir den Schatz, und sagen, wir haben gethan was wir konnten," entgegnete Salomon ruhig, „wollt ihr allein zehntausend Lietauer schlagen?"

Der Goldschmied erwiderte nichts; in starrem Schweigen schaute er vor sich hin.

„Auch ich finde in diesem Augenblick keinen Rath," versetzte er, „aber ich bin fest entschlossen, keinen Schritt von hinnen zu gehen, bevor ich nicht mit meinen eigenen Augen gesehen habe, ob Herr Eberhard Rundorf morgen verbrannt wird oder nicht, und wenn ihr nicht mit mir warten wollt, so muß ich von euch hier scheiden."

„Seht mir doch, wie heiß das junge Blut rollt!" erwiderte Salomon ruhig, „wer hat euch gesagt, daß der Salomon Gebirol euch verlassen wird an diesem schlimmen Tage? Und was wolltet ihr wohl anfangen

unter den Lietauern ohne den Salomon Gebirol? Wir werden warten und morgen werden wir schauen. Gerson, fahr den Wagen in den Wald, da wollen wir bleiben. Such eine Stelle mit Moos, mit kurzem Moos, daß die Lietauer die Spur nicht sehen von unsern Rädern.“ —

Als am nächsten Morgen die Sonne sich über die weiten lietauischen Gebiete erhoben hatte, öffneten sich die Thore der Bajorenburg, und eine Anzahl von Männern rannte hastig daraus hervor. Einer suchte den andern an Schnelligkeit zu überbieten, denn sie hielten den Wettlauf um die letzten Theile der Habe, welche der greise Bajor Wissebute hinterließ. Die ersten sieben, welche am Grabhügel anlangten, wurden von dem Sterbenden bedacht.

Den Wettläufern folgte ein Wagen, umringt von wehklagenden Weibern, und geleitet von dem Bajoren Panote und seinen vornehmsten Dienern und Gefährten. Auf dem Wagen ruhte, mit weißen Kleidern angethan und auf Stroh gebettet, der Greis Wissebute, eine welke, zusammengesunkene Gestalt. Hinter dem Wagen wurde alles geführt und getragen, was mit auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden sollte, damit es nach dem Glauben der Lietauer dem Todten in die andere Welt hinüberfolge.

Unter dem Lärm der Begleiter, unter dem Wehgeheul der klagenden Frauen, und unter dem Angstgeschrei der Mägde und Sklaven, welche den Feuertod theilen sollten, kam der Zug an der Grenze des weiten, geebneten Festplatzes an. Hier trennten sich die klagenden



Weiber von der übrigen Begleitung, und rannten schreiend zur Burg zurück; der Zug setzte seinen Weg fort.

Auf der nördlichen Seite des Begräbnißhügels war ein Scheiterhaufen errichtet, und seine Spitze mit Stroh reichlich überdeckt. Vor dem Scheiterhaufen stand ein Stuhl, auf ihn setzte man den Greis und rings im Kreise reihten sich die nächsten Freunde und Verwandten. Sie umgürteten den Sterbenden mit seinem Schwerte, gaben ihm zur Zehrung ein großes Stück Bärenfleisch in die welken Hände, und unter vielen Wehklagen tranken sie ihm zu, und trugen ihm Grüße an verstorbene Angehörige und Freunde auf.

Nun hoben die nächsten Anverwandten den Greis auf und trugen ihn zu seinem Sterbebette, auf das Stroh des Scheiterhaufens, wo sie ihm eine halb sitzende Stellung bereiteten. Seine besten Kleider, sein Bogen und seine Speere wurden neben ihn gelegt; seine Jagdhunde band man an die Holzstöße, seine liebsten Sklaven und Mägde, an Händen und Füßen gefesselt, fanden in seiner unmittelbaren Nähe Platz, und damit kein Bedürfniß im zukünftigen Leben ihm versagt sei, zog man mit vieler Anstrengung drei der besten Rosse mit gefesselten Gliedern empor und befestigte sie mit Ketten an einigen der größten Scheiten.

Die Reise war gerüstet, der ruhmvolle Weg in das ewige Leben gebahnt. Die Verwandten traten zurück; die Ligaschonen nahten mit dem Brande, der an dem heiligen Feuer des Götterhaines entzündet war, die Flammen loderten empor, sie umhüllten mit Gluth und

wälzenden Rauchwolken den ganzen Scheiterhaufen, und das Todesgeheul der unglücklichen Opfer wurde übertönt von den leidenschaftlich gesteigerten Stimmen der Priester, welche die Thaten des Dahinscheidenden priesen und verschwenderisch sein Lob sangen. Gleichzeitig umringten die Genossen des Sterbenden den hochaufflammenden Holzstoß, und mit den langen Knitteln, die sie in den Händen trugen, hieben sie wüthend um sich, um von dem Todtenlager des Sterbenden die bösen Geister fernzuhalten.

Bald verklang das Geschrei in den Flammen, alles Leben war erstickt, und nur das Prasseln der Gluth tönte noch in das lauschende Ohr. Da streckten die Ligaschonen die heiligen Brände hoch empor, und zum Himmel deutend riefen sie: „Wir sehen ihn! Auf seinem Rosse jagt er zum Himmel hinauf; blitzende Waffen schmücken ihn, ein Raubvogel sitzt auf seiner Hand, und großes Geleit holt ihn in die andere Welt!"

Die Umstehenden antworteten mit Jubelgeschrei, und hielten den Scheiterhaufen umringt, um, wenn die Gluth zusammengesunken war, die Asche des Verbrannten zu sammeln, und sie in der aus Steinplatten zusammengesetzten Grabkammer des Todtenhügels zu bergen.

— Mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit hatten Berthold und Salomon die Reihen der zum Flammentode bestimmten Sklaven gemustert. Herr Eberhard Rundorf war nicht unter ihnen.



Da kehrten sie zu ihrem Wagen zurück, und mit neuer Hoffnung setzten sie ihre Fahrt zu der Burg des Großfürsten fort.

---

5.

## Die Feinde des Kreuzes.

Ueber die endlosen Waldgebiete, in deren Mitte die Burg Wilna lag, zogen die Schneestürme des Novembers hinweg; sie verwehten und verschütteten Weg und Steg, sie trieben das zahlreiche Wild des lietauischen Landes in die Wälder hinein, um dort Zuflucht und Nahrung an den Zweigen der Kiefern und dem Moos und den Flechten des Waldbodens zu suchen. Dem flüchtigen Hochwild folgten die Raubthiere, denen ebenfalls der wilde Sturm und die Wachsamkeit der lietauischen bewaffneten Hirten den Weg zu den Heerden versperrte; sie folgten dem Hirsch, dem Elennthier und dem plumpen Auerochsen, und suchten ihre Beute mit List und Gewalt zu gewinnen. Auf den Fährten aller dieser Thiere aber schritt der Jäger mit seiner Meute, mit Bogen und Speer einher, ihm mußten sie alle dienen, das gehörnte Wild mit seinem schmackhaften Fleisch, die reißenden Thiere mit ihrem warmen Pelze, und die Schnelligkeit der einen wie die Kraft und Wuth der andern wurde machtlos vor dem scharfen Geschoß des Menschen.

Westlich von Wilna zogen die Wälder sich meilenweit über eine Herrschaft hin, welche Privatbesitz des Fürsten Kinstut und sein liebstes Jagdrevier war; sie hieß Sloassen. Hier weilte der wilde Krieger in denjenigen Wintermonaten, in denen er nicht an der Spitze seiner flüchtigen Schaaren ritt, dem furchtbaren Schwerte der Ordensbrüder nach Kräften zu begegnen, wenn sie ihre Kriegsreisen tief in das Heidenland unternahmen, oder selbst unter Mord und Brand in das Ordensgebiet einzubrechen und alles schonungslos zu erwürgen, was vor dem Kreuze kniete. Nach Sloassen folgten ihm seine Vertrauten; auf der kleinen, aber stark befestigten Burg, die in einem einsamen Waldgrunde lag, wurden die Züge berathen, die nachher mit Heeresmacht in das Land der Russen, der Polen oder in das Ordensgebiet ausgeführt wurden, denn Kinstut war ein Feind aller, deren Länder seinen Zügen erreichbar waren, besonders aber der Brüder vom deutschen Hause, denn sie allein fürchtete er, ihnen gegenüber war sein Grimm ohnmächtig. Darum ging sein bestes und eifrigstes Sinnen und Trachten dahin, die Herrschaft des Ordens zu brechen und seine wilden Schaaren vor die Mauern des stolzen Haupthauses an der Nogat zu führen. Und nach langen vergeblichen Kämpfen glaubte er sich jetzt der Hoffnung hingeben zu können, daß sein wilder Wunsch ans Ziel gelangen werde.

Auch in den Novembertagen des Jahres 1369 weilte Kinstut in den Wäldern von Sloassen; bei ihm war sein Schwager Wesewilte, den die Lietauer als den besten ihrer Helden priesen. Kein Tag verging, an dem



die rastlosen Jäger nicht in die Wälder gezogen, oder nach der Heimkehr bis tief in die Nacht berathend am lodernden Kaminfeuer gesessen hätten.

Einer dieser Tage neigte sich seinem frühen Ende zu. Die Burg Sloassa sah heute besonders reiche Beute. Immer wieder tauchten aus dem Schneegestöber die schwerbeladenen Schlitten auf und fuhren in das geöffnete Burgthor. Stolze Hirsche waren es, die sie heranführten, mächtige Thiere, wie sie jetzt kaum noch die Sage kennt, das Geweih mit zwanzig und noch mehr Enden geschmückt; zu ihnen gesellt war das starke Elennthier mit seinem schaufligen Geweih und seinem langhaarigen Winterfell, und in schwerem Zuge schleppte ein anderer Schlitten den gewaltigen Urstier heran, dessen gebrochenes Auge noch den Ausdruck der herausfordernden Wuth bewahrt hatte. Lang auf die zweiggedeckten Kufen ausgestreckt, lag da der zottige Bär, dessen Schinken den vielbegehrten Braten lieferten; zu dreien und vieren an die Spitzen der Schlittenrungen geknüpft, baumelten die abgestreiften Wolfsbälge, deren Kadaver man unter den schneebeladenen Kiefern ihren eigenen Genossen zum Fraß hatte liegen lassen, und an den Gürteln führten als werthvolle Beute die Schlittenknechte die kostbaren Pelze des Edelmarders, des Zobels, des grauen Eichhörnchens, auch wohl die minder werthvollen Pelze des Luchses, des Vielfraßes und der grauen Wildkatze. Den scharfbewehrten Eber brachten die eigenen Diener des Großfürsten, denn diese Beute gönnte er nur wenigen bevorzugten Gefährten.

In der Küche der Burg loderten die Feuer, und die Braten drehten sich unabläſſig unter den Händen der Küchenknechte an den Spießen, denn das Mahl mußte gerüſtet ſein, wenn der ſchonungsloſe Gebieter heimkehrte, ſonſt wären die ſäumigen Köche das Ziel ſeines breitgeſchärften Spießes geworden.

Schon deckte völlige Nacht die Wälder, als der Hufſchlag der Roſſe im Burghofe von Sloaſſa ertönte. Hinter den Jägern ſchloß ſich das Thor und die Zugbrücke hob ſich ſperrend. Der Großfürſt trat mit ſeinem Schwager und den vornehmſten ſeines Gefolges in den großen, ſchmuckreichen Saal ein; an den Wänden desſelben glänzten Chriſtenwaffen neben dem Geweih der Waldthiere, und mitten unter aufgenagelten Schädeln von Bären und Wölfen hingen einige weiße Mäntel mit dem ſchwarzen Kreuz des Ordens; die Blutflecke, welche ſie trugen, verkündeten, daß die ehemaligen Träger derſelben das geweihte Gewand dem Feinde nur zugleich mit dem Leben überlaſſen hatten.

Fürſt Kinſtut ſchritt einem niedrigen Throne zu, der ſich an einem Ende der langen Tafel befand; er ſetzte ſich und gab dann ſeinem Gefolge einen Wink; auch dies nahm Platz. Im Scheine der zahlreichen Fackeln rannten die Diener behend hin und wieder, und trugen auf Holztafeln die dampfenden Braten auf. Mit den Dolchen, die ſie im Gürtel trugen, zerlegten die Jäger; andere Werkzeuge zum Eſſen benutzten ſie nicht. In mächtigen Holzkrügen ſchäumte das ſtark mit Honig verſetzte Bier, der Lieblingstrank der Lietauer.



Schneller, als ſeine Gewohnheit es war, beendete Kinſtut das Mahl, denn es warteten ſeiner heute noch wichtige Geſchäfte.

Er zog ſich mit Weſewilte in ein kleineres Gemach zurück, vor deſſen Thür zwei ſeiner getreueſten Diener Wache hielten. Dort empfing er vier ſeltene Gäſte, wilde Geſtalten, den Lietauern in Körperbildung und Bewaffnung ähnlich, nur noch roher in ihrem ganzen Ausſehen, und mit Eberzähnen, Wolfsklauen und mannigfachem bunten Tand als Zierrat behangen. Kinſtut kam ihnen mit großer Herablaſſung entgegen, denn die Gäſte waren Geſandte des mächtigen Tatarenchans Mamai, um deſſen Freundſchaft Kinſtut ſich in der letzten Zeit aufs eifrigſte beworben hatte.

Eine geraume Zeit dauerten die Verhandlungen bei verſchloſſener Thür, bis die Geſandten endlich das Gemach des Großfürſten wieder verließen.

Dann eilte ein Diener zu einem kleinen Stübchen in einem Nebengebäude der Burg, und rief einem Manne, der einſam mit einem Pergamente in der Hand neben dem lodernden Kaminfeuer ſaß, den Befehl zu, ſich ſogleich zum Großfürſten zu begeben.

Salomon Gebirol verließ ſeinen Sitz, ſchob das Pergament, nachdem er noch einen Blick auf die lateiniſchen Worte geworfen, unter ſein Gewand, ſchlug den langen Kaftan über der Bruſt zuſammen, und folgte mit bedächtigen Schritten dem enteilenden Diener.

Als er von dem ſchneebedeckten Burghofe in die Vorhalle des Hauptgebäudes trat, wichen die lärmenden

Küchenknechte, die mit den Resten der Mahlzeit beschäftigt waren, ihm ehrerbietig aus. Salomon schritt ohne einen Blick auf sie zu werfen, durch den beweglichen Knäul hindurch. Auch an der Thür des Großfürsten gestatteten die Wächter ihm sogleich den Durchgang.

Mit einer tiefen Verbeugung trat der Jude vor die beiden Krieger, die neben dem Kamin standen, dann blieb er vor dem Großfürsten stehen, und heftete den ruhigen Blick auf das Antlitz desselben.

„Was befiehlt mein Herr?“ fragte er.

Die Fürsten der Lietauer zeigten eine nicht geringe Aufregung. Kinstut hatte, wie es seine Gewohnheit war, wenn seine Leidenschaft erregt wurde, seinen Jagdspeer ergriffen und im Verlauf der Unterredung stieß er öfter den Schaft desselben dröhnend auf den Fußboden des Gemaches.

Mit blitzenden Augen betrachtete der Großfürst den Juden, als wolle er die geheimsten Gedanken desselben erforschen. Es war ein wunderbarer Gegensatz, die untersetzte, rohe Gestalt des Kriegers in dem von der Jagd zerzausten Ledergewande, die vom Blut der Beute noch befleckten, fleischigen Hände, das gebräunte Antlitz mit den unstät rollenden Augen — und ihm gegenüber in unberührter Ruhe der Jude im langen, feinen Kaftan, mit dem ausdrucksvollen bleichen Antlitz, mit dem tiefen, überlegenen Auge.

„Salomon“, sagte Kinstut, „ich habe dir mein Vertrauen geschenkt, und ich weiß, du wirst es nicht mißbrauchen, denn du kennst meine Macht, und du weißt,



daß fürchterliche, erbarmungslose Strafe, gegen welche der Tod eine Wohlthat sein würde, den Verräther treffen würde.“ Er hielt an in seiner Rede und beobachtete die Wirkung derselben.

Ruhig ergriff Salomon den gefürchteten Speer, den der Großfürst in seiner Hand hielt, und setzte sich die Schneide auf die Brust, während der Schaft in Kinstut's Rechter blieb.

„Was ist das Leben Salomon's, der Macht des Großfürsten gegenüber?“ sagte er, „es ist ein fallend Laub, eine Mücke vor der windschnellen Schwalbe, ein Sperling vor dem König der Vögel, dem Adler. Hat das Auge meines Herrn jemals den Kampf des Sperlings gegen den Adler geschaut?“

Kinstut lachte in kurzen, rauhen Tönen.

„Das rothe Fell eines listigen Fuchses wäre eine bessere Kleidung für dich, als das schwarze Laken,“ entgegnete er, „doch ich will dir trauen, denn mein Vortheil ist auch der deinige, und dein Rath sieht weiter, als der vieler meiner Krieger, welche alle ihre Tugend in ihrem Arm tragen. Höre mich an.“

Er griff nach einem schön gearbeiteten silbernen Pokal, einem Altargeräth, der Kirche zu Wehlau geraubt, that einen mächtigen Zug daraus, und setzte ihn dröhnend nieder.

„In meinen Wäldern,“ sagte er, „schweifen die Wölfe; sie sperren den Rachen auf und lassen die gierige Zunge hervorhängen, und heulen nach Raub. Die Freßwuth treibt sie zu unsern Heerden, sie brechen in die

Hürden, ja sogar in die Ställe ein, und schleppen ihre Beute davon; der Hirt kann es nicht immer hindern, denn unsere Heerden sind zahllos, und nicht an jeder Stelle zugleich wacht der Speer. Aber wenn es dem schleichenden Räuber auch einmal gelingt, ungestraft die Beute davon zu schleppen, sein Lohn bleibt ihm nicht erspart; wenn er zum zweitenmal wiederkommt, trifft ihn der Pfeil, oder der Jäger sucht ihn in seinem Versteck auf, und stößt ihm den Speer in den Rachen. Nun merk auf, Salomon: Der Wolf ist der Orden, der Jäger bin ich! Lange genug habe ich's ertragen, daß unsere Burgen verwüstet, unsere Saaten abgebrannt, unsere Heerden davongetrieben, meine Unterthanen ermordet worden sind. Freilich habe ich's oft blutig vergolten, manchen Weißmantel hat die Hand meiner Krieger getroffen, manchen Altar haben wir umgestürzt, und die Felder ließen wir rauchen von dem Christenblut, dem unsere Speere die klaffenden Thore öffneten. Aber nun bin ich's müde, diese hungrigen Wölfe an meinen Grenzen zu dulden, sie werden alle Tage frecher; sogar bis vor meine Burg Wilna haben sie sich gewagt, und vor wenigen Jahren hat ihr Meister Winrich mein bestes Haus in Sloassen niedergebrannt und mir auf meinem liebsten Eigenthum nichts gelassen, als diese versteckte Burg, die seine Spürhunde nicht fanden. Aber jetzt" — seine Stimme dröhnte in dem Gemache wider — „jetzt ist der Tag der Rache nahe, und vertilgen und vernichten will ich diese Weißmäntel, wie ich dieses ihr schnödes Heiligthum treffe!"



Und mit einem wüthenden Faustschlage traf er den Altarbecher, daß das schöne Geräth in einen unförmlichen Klumpen geballt vom Tisch rollte und der Wein im Zimmer umherspritzte.

Verächtlich stieß Wesewilte das Silber mit seinem Fuße in die entfernteste Ecke des Gemaches.

Mit dem Aermel seines Kaftan wischte Salomon sich die Tropfen des Weins aus dem Gesicht, und trat einen Schritt zurück. Sein Blick schärfte sich noch mehr als sonst, und eine leise Unruhe prägte sich in seinen Zügen aus, denn er wußte jetzt, daß er dem Großfürsten in einem Augenblicke gegenüber stand, in welchem derselbe sogar das Leben seiner nächsten Freunde anzutasten keine Scheu trug.

„Hast du die Fremden gesehen, welche heute zu mir nach Sloassa gekommen sind?" fragte Kinstut den Juden.

„Herr," entgegnete dieser, „ich verweilte einsam in dem Zimmer, das mein Fürst mir angewiesen, und schaute in meine Pergamente. Längst bin ich gewohnt, nur das zu sehen, was mein Herr mir zu sehen befiehlt."

Kinstut nickte beifällig, und seine Mienen wurden wieder ruhiger. „Du thust wohl daran," versetzte er, „ich wollte, alle meine Diener besäßen deine Klugheit. Nun aber zur Sache, und nimm allen deinen Witz zusammen, denn es gilt Großes. Hilfst du mir auch in dieser Angelegenheit, so fordere nachher jeden Lohn, den du willst. Tritt näher, denn ich muß vorsichtig reden, selbst die Wächter draußen dürfen nichts von dem wissen, was der Großfürst in dein Ohr legt."

Salomon trat nahe heran, und beugte sein Haupt.

„Die Fremden sind Tataren," sagte Kinstut mit gedämpfter Stimme, „Gesandte des Chans Mamai. Ich hatte Boten an ihn geschickt, um ihn zu bewegen, daß er mit seinen Reitern mir gegen den Orden Hilfe leiste. Es hielt schwer, ihn zu bewegen, denn übertriebene Gerüchte hatten ihm die Macht des Ordens als unüberwindlich geschildert, und nun glaubte er nicht, daß er so reiche Beute gewinnen würde, wie meine Boten ihm versprachen. Doch ich ließ nicht nach, ich sandte abermals Unterhändler an ihn, und nun kommen seine Boten, um sich unsere Reichthümer und unsere Streitmacht anzuschauen. Um den Chan sicher zu gewinnen, muß ich ihm ein glänzendes Geschenk senden. Ich weiß aber nicht, was ich dazu auswählen soll, denn der Chan Mamai besitzt alles im Ueberfluß, herrliche Rosse, schöne Sklavinnen, Waffen, Pelze, Teppiche, goldgewirkte Laken, kurz, alles was ich ihm etwa senden könnte. Nun strenge deinen Scharfsinn an, Salomon, und sinne ein würdiges Geschenk für ihn aus. Was meinst du?"

Salomon dachte nach.

„Herr!" entgegnete er dann, „dein Reichthum ist groß, deshalb kann es dir auch an Geschenken nicht fehlen, für Geld schaffen die Christen dir alles, was du haben willst."

„Das weiß ich," versetzte Kinstut ungeduldig, „nenne etwas bestimmtes."

„Jenseit des Ordenslandes," fuhr Salomon fort, „wohnen kunstgeübte Völker, sie verfertigen aus Gold



und Silber, aus Kristal, aus Elfenbein, aus Perlmutter und aus köstlichen Steinen die herrlichsten Geräthe, wie sie das Auge des Tatarenchans nie geschaut hat."

Der Großfürst horchte auf.

„Das ist ein guter Gedanke," sagte er, „auch ich habe von diesen Kunstwerken gehört, und einige derselben habe ich selber geschaut, als der Meister Winrich mich im Haupthause seines Ordens gefangen hielt. Der Thor! der mich in Mauern einschließen zu können glaubte. Ich entfloh ihm schon nach wenigen Wochen. Wäre er mein Gefangener, ha! ich wollte ihn besser zu hüten wissen. Doch wie bekomme ich die seltenen Geräthe, von denen du redest?"

„Ein zuverlässiger Bote, genügend mit Geld versehen, müßte sie holen," versetzte der Jude.

„Gut," erwiderte der Großfürst, „und dieser Bote bist du, Salomon. Wie viel Geld brauchst du? Und wann bist du wieder hier?"

„Herr," versetzte der Jude, „wenn du befiehlst, so wird Salomon jederzeit gehorchen, aber gestatte mir, dir meinen Rath mitzutheilen. Du kannst dann immer noch befehlen, wie du's haben willst."

„Rede," entgegnete Kinstut, „aber spare unnöthige Worte."

Der Jude erwiderte: „Du rechnest darauf, Herr, daß der Salomon dir dienen soll, die reiche Beute an kostbaren Pelzen zu verwerthen, welche deine Jäger dir geliefert haben. Willst du mich als Boten senden, der Geschenke wegen, so werde ich gehen, aber deine Pelze

kann ich dann nicht verkaufen, sie müssen liegen bis nächstes Jahr, und sie werden nicht besser vom Liegen, die kostbaren Zobel, die Edelmarder, die —

„Du hast recht," entgegnete Kinstut, „aber ließe sich denn beides gar nicht vereinigen?"

„Der Bote müßte eilen," versetzte Salomon, „denn 's wäre nicht gut, wenn die Gesandten des Chans so lange warten sollten, sie könnten ungeduldig werden, und ziehen davon. Und wolltest du mich auch allein senden, Herr, ich bin nicht gewohnt auf dem Pferd zu sitzen und das wilde Thier zu lenken mit meiner Hand, auch vermag meine Rechte nicht, das Schwert zu führen oder den Speer, wenn es gelten sollte, das Gut meines Herrn zu vertheidigen."

„Warum redest du mir denn von solchen Geschenken," rief der Großfürst zornig, „wenn du nicht im Stande bist, sie zu beschaffen?"

„Verzeihe, mein gnädiger Herr," erwiderte der Jude, „was ich nicht vermag, das können andere, die kräftiger sind als ich, und gelernt haben, wie Krieger sich zu halten im Streit."

„Weißt du einen andern," versetzte Kinstut, „der mir ein zuverlässiger Bote sein könnte?"

„Ich weiß einen," entgegnete Salomon, „einen guten, einen sichern Mann. Erinnerst du dich, Herr, des lundischen Kaufmanns, der vergangenes Jahr um die Erntezeit mit rothen Laken in deiner Burg zu Wilna war?"

„Ich erinnere mich seiner," erwiderte der Großfürst,



„der Mann gefiel mir, ich lud ihn ein, mit seinen Waaren wieder zu kommen, doch er hat nicht wieder Laken nach Wilna gebracht."

„Er konnte sie nicht bringen, auch wenn er gewollt hätte," versetzte Salomon, „als Gefangener wird er festgehalten im lietauischen Lande."

„Davon ist mir nichts bekannt," entgegnete Kinstut, „wer ist es, der ihn hält, und warum hält er ihn?"

„Es hält ihn der Bajor Panote auf seiner Burg," versetzte der Jude, „wie man sagt, des Geldes wegen."

Die Stirn des Großfürsten runzelte sich.

„Der Bajor Panote ist mein Widersacher schon mehr als einmal gewesen," sagte er zornig, „und nun hält er den Händler fest, der mir ein herrliches Gewand als Tribut überreichte, und dem ich meine Gnade öffentlich bezeigte. Er mag sich hüten meinen Zorn zu reizen! Panote ist ein mächtiger Mann, doch des Großfürsten Arm wird ihn in den Staub werfen."

„Er thut Unrecht an seinem Herrn, der Bajor thut großes Unrecht," entgegnete Salomon, „der lundische Kaufmann wäre ein so guter Bote. Freiwillig ist er ins lietauische Land gekommen, Geschäfte zu machen; er würde mit Freuden alles thun, um sich die Gnade des Großfürsten zu sichern, denn der Großfürst ist der Herr im Lande. Man kann gute Geschäfte machen, wenn man im Schutz des Großfürsten steht."

„Der Mann wäre gewiß sehr brauchbar," sagte Kinstut nachsinnend, „aber kann ich ihm auch eine so große Summe Geldes anvertrauen?"

„Das weiß ich nicht, denn ich kenne den Mann darin nicht," versetzte Salomon, „aber du thust am besten, Herr, wenn du ihm den Auftrag gibst, und das Geld erst auszahlst wenn du die Waare hast."

„Das läßt sich hören," entgegnete Kinstut immer noch unschlüssig, „doch ich müßte zuvor den Bajor Panote gefangen setzen, bevor ich ihm seinen Gefangenen nähme. Kann ich das jetzt thun?" — Mit dieser Frage wandte er sich an seinen Schwager Wesewilte, der bisher dem Gespräch ruhig zugehört hatte.

Wesewilte schüttelte entschieden den Kopf.

„Wenn der große Krieg nicht bevorstände," entgegnete er, „dann wollte ich selbst hinüberreiten und den Bajor Panote zum Gefangenen machen, denn auch ich bin sein Freund nicht. Aber ich dächte, wenn es nicht gerade Noth thut, sollte man um einen lundischen Kaufmann nicht einen Großen des Volkes vernichten; wir können seinen Arm im Kampfe gebrauchen."

„Besinne dich auf ein anderes Geschenk, Salomon," befahl der Großfürst kurz, „den lundischen Kaufmann kann ich nicht senden. Doch erinnere mich wieder an ihn wenn die Zeit günstig ist."

„Dein Befehl soll erfüllt werden, Herr," erwiderte Salomon; „ich hätte nun noch einen anderen Vorschlag."

„So rede!" befahl Kinstut.

„Auf deiner Burg zu Wilna blieb mein Gefährte zurück, der Joel," entgegnete Salomon, „er ist reich an Kunstfertigkeit, ich hoffe, daß er mit seiner Hand schon manches gute Stück verfertigt haben wird. Auch ich



habe zu Wilna noch einiges Geräth stehen, fein gearbeitet, kostbare Waare; vielleicht findest du darunter passendes Geräth, es als Geschenk zu senden an den großen Chan der Tataren, deinen Bundesgenossen. Und ist nicht alles nach deinem Sinn, so kann's der Joel machen, so wie du befiehlst."

„Das gefällt mir besser, als den Boten zu senden," versetzte Kinstut, „in den nächsten Tagen gehen wir nach Wilna zurück, dann wollen wir schauen, was du mit Joel uns vorzulegen hast."

Salomon verbeugte sich, und wandte sich um zu gehen.

„Bleib!" befahl Kinstut, „ich habe noch mehr mit dir zu reden."

Er beugte sich zu Wesewilte hinüber und flüsterte demselben einige Worte ins Ohr. Dieser nickte bejahend Der Großfürst wandte sich wieder an den Juden.

„Du hast Kunde von unserm Kriegsplan erhalten," sagte er, „du magst auch das Ganze wissen. Doch hüte deine Zunge, Salomon!" Er stieß den Speer heftig auf den Boden, und seine kleinen dunklen Augen blitzten grimmig, als stände schon ein Verräther vor ihm, sein schreckliches Urtheil zu empfangen.

„Herr," versetzte Salomon ruhig, „du sagtest vorhin, dein Vortheil sei auch der meinige. Die Christen hassen und verfolgen mein Volk, du schützest mich und bist gnädig gegen mich gesinnt."

„Und ich werde es bleiben, solange du mir Treue bewahrest," entgegnete Kinstut. „In Wilna werden wir

in den nächsten Wochen viele Gäste sehen. Einer der ersten ist mein Bruder Olgjerd; er herrscht, wie du wissen mußt, über denjenigen Theil Lietauens, den wir Podlachien nennen, während Samaiten und Großlietauen meinem Worte gehorchen. Wir sind entschlossen, alle unsere Kräfte aufzubieten, den Orden in seinem eigenen Gebiete anzugreifen und zu vernichten; des Chans der Tataren und seiner Schaaren hoffen wir sicher zu sein, und unser Plan müßte unfehlbar gelingen, wenn wir die Polen in unser Bündniß ziehen könnten. Freilich wird König Kasimir uns sein Schwert nicht leihen, aber viele polnische Große und ein ansehnlicher Theil des Volkes theilen unsern Haß gegen den Orden. Sie haben uns öfter schon, wenn wir die Ordenslande zu überfallen vorhatten, den Durchzug durch ihr Land gestattet, und uns sichere Schlupfwinkel gegen unsere Verfolger offen gehalten. Ich glaube, man könnte den Herzog Semovit von Masovien durch Geld gewinnen, gegen den Orden die Waffen zu ergreifen. Welches ist deine Meinung, Salomon?"

„Herr!" versetzte der Jude mit scharfer Stimme, „ich kenne keine größeren Verräther, und keine einfältigeren Thoren, als die Polen, wem sie auch gehorchen mögen. Sie sind Christen, und besinnen sich nicht, ihre eigenen Glaubensgenossen, die Ritter des Ordens und deren Unterthanen an die Lietauer zu verrathen. Glaubst du, o Herr, daß dieses Volk dir seine Zusage halten würde, wenn es dir auch mit den höchsten Versicherungen treuen Beistand gelobt hätte? Das erste Unglück,



das dich beträfe, würde für die Polen ein Zeichen sein, über dich herzufallen, um sich dadurch gegen die Rache des Ordens zu sichern. Wenn ich dir rathen soll, so halte dich fern von diesem Volke!"

„Du hast gut geredet, Salomon," bemerkte Wesewilte, „auch ich bin ein Gegner der prahlerischen und anmaßenden Polen, und glaube, daß sie uns niemals Heil bringen werden."

„So wollen wir den Kampf ohne sie beginnen," versetzte Kinstut. „Halt dich bereit, Salomon, jede Stunde kann dir den Befehl zum Aufbruch nach Wilna bringen. Oder besser wäre es noch, ich sendete dich mit einigen Kriegern voraus. Ja, so sei's! Sobald der Tag sich lichtet, machst du dich mit deinem Gefähr auf den Weg, und wenn ich in einigen Tagen nachkomme, so will ich alles in Bereitschaft finden. Sorge auch für die Verpackung der Pelze, die inzwischen wieder eingegangen sein werden."

„Es soll alles geschehen, was in unsern Kräften steht, unsern Herrn zu befriedigen," entgegnete Salomon, und verließ das Gemach.

Nur wenige von Kinstut's Kriegern konnten sich rühmen, das Vertrauen des Großfürsten in so hohem Grade zu besitzen, als Salomon Gebirol, dessen Klugheit es nie unternahm, dem Gebieter zu widersprechen, und doch durch feine Berechnung der schwachen Seiten, an denen Kinstut's Charakter nicht arm war, fast immer zu ihrem Ziel gelangte.

Eine Folge dieses Vertrauens war das Verlangen

des Großfürsten, den Juden stets bei sich zu haben. Für Salomon erwuchsen daraus manche Beschwerden, denn für starke Leistungen war sein Körper nicht geschaffen, und in den Jagdhäusern der einsamen Wälder fühlte sein Geist sich nicht behaglich.

Die Weisung des Großfürsten zur Abreise von Sloassa war ihm daher höchst willkommen, und schon die erste Stunde des nächsten Tages sah ihn unterwegs. Sein Wagen, von dem er sich nie trennte, war auf einen Schlitten gesetzt; drei kräftige lietauische Pferde führten ihn und seinen Diener Gerson unter Begleitung einer Kriegerschaar pfeilschnell durch die dichten Wälder. Um die Mittagszeit lag Wilna vor ihren Augen.

Der Herrschersitz des Großfürsten Kinstut erschien, aus der Entfernung gesehen, wie eine Stadt, denn eine mit zahlreichen plumpen Thürmen und Zinnen versehene Mauer umschloß einen ansehnlichen Hügel, dessen Spitze mit einer großen und stattlichen Burg gekrönt war; sie war der eigentliche Herrschersitz des Großfürsten, der Mittelpunkt des ganzen lietauischen Landes. Innerhalb der größeren Mauern lag am Fuße des umschlossenen Hügels noch eine zweite Burg, ganz aus Holz erbaut; man nannte sie das Kramhaus, denn der Großfürst hatte, als er sie erbauen ließ, hier Lager und Verkaufsstätten für die fremden Händler schaffen wollen. Die unaufhörlichen Kriege mit fast sämmtlichen Nachbarn hatten jedoch den ohnehin dürftigen Handel des lietauischen Landes gänzlich vernichtet, und nur selten war ein fremder Händler, der sich in das Land gewagt, so



glücklich, im Kramhause zu Wilna seine Waaren auslegen zu können.

Außer der Fürstenburg und dem Kramhause enthielt die Ringmauer noch eine Anzahl von Häusern für Kinstut's Krieger, so wie eine Zahl von befestigten Wohnungen für diejenigen Bajoren, welche in der Gunst des Großfürsten besonders hoch standen.

Salomon Gebirol fuhr geradewegs zur Fürstenburg hinauf, und begab sich sogleich in diejenigen Zimmer, in welchen Berthold Markwart seine Werkstatt als Goldschmied aufgeschlagen hatte.

Mit lebhafter Freude begrüßte Berthold seine Reisegenossen und zeigte dem Salomon, als Früchte seines Fleißes, einige silberne Trinkgefäße, welche die Form eines sitzenden Bären, der den Rachen aufsperrte, eines Tannenzapfens und einer großen Rübe darstellten; Rüben waren ein Lieblingsgericht der Lietauer, das einzige, was sie außer Brod an Pflanzennahrung kannten.

Mit reichlichen Lobsprüchen betrachtete Salomon die Gefäße, und konnte nicht genug seine Verwunderung darüber aussprechen, daß es dem Goldschmied gelungen sei, mit den wenigen Werkzeugen, welche er bei sich führte, und an dem fremden Orte, wo er von niemand die geringste Hülfsleistung erwarten konnte, solche Kunstwerke darzustellen.

Auch seinen eigenen Schatz, den Berthold ihm wohl verwahrt hatte, musterte Salomon noch einmal aufs genaueste, und an einzelne Gegenstände legte der Gold-

schmied noch seine kunstgeübte Hand, um Bilder einzustechen, welche den Augen der Lietauer angenehm waren.

Während die Fremden in einsamer Stille beschäftigt waren, das bedeutungsvolle Geschenk herzurichten, dessen eigentlichen Zweck Salomon dem jungen Goldschmied wohlweislich verschwiegen hatte, herrschte draußen in der Burg, im Kramhause und auf allen Plätzen innerhalb der Ringmauer ein reges Leben, und der Bajor Dirsune, der Befehlshaber der fürstlichen Burg, hatte von früh bis spät zu schaffen, die vielen Gäste in gebührender Weise unterzubrimgen, welche von allen Theilen des Landes hier zusammenströmten.

Es nahten dem Herrschersitze des Großfürsten die Bajoren, die ihm unterthan waren; es erschien Kinstut's Bruder, der Fürst Olgjerd von Podlachien mit seinem Sohne Jagal, dem der Ruf unübertrefflicher List und Verschlagenheit schon jetzt in seinen jungen Jahren eigen war; es kam Patirke, der Fürst von Smolensk, Kinstut's Verwandter und Bundesgenosse, und als die stolze Versammlung vollzählig war, da verließ auch der Großfürst die Jagdgebiete von Sloassen, und zog mit den Tataren in seine Burg ein. Die ganze Fülle seiner Macht trat hier den Gesandten des Chans Mamai überraschend vor die Augen, und als am Abend der Ankunft des Großfürsten und seiner vielgeehrten Gäste bei einem großartigen Festmahle alle Räume der weiten Burg, des Kramhauses und aller Bajorenhäuser in Wilna von Glanz und Jubel und von wildem kriegerischem Muthe gefüllt erschienen, da entledigten sich die Tataren aller bisherigen Zurückhaltung und versicherten dem Großfürsten, daß ihr Herr, der Chan, mit Freuden seine Reiterschaaren an Kinstut's Seite gegen die Feinde seines mächtigen Bundesgenossen führen würde.



Der Beherrscher des lietauischen Volkes nahm diese Zusicherungen mit großem Wohlgefallen entgegen, und erwiderte sie durch Aeußerungen stolzer Siegesgewißheit.

Die Gesandten wollten ihre Heimreise antreten, doch der Großfürst ersuchte sie, erst noch einige Tage an seinem Hoflager zu verweilen und an den Festlichkeiten theilzunehmen, die er für seine Gäste habe vorbereiten lassen. Die böhmischen Groschen Salomon's waren gerade zur gelegenen Zeit eingetroffen, und glänzendere Tage als diese hatte das lietauische Hoflager noch nie zuvor gesehen.

An Salomon erging der Befehl des Großfürsten, für den nächsten Morgen das dem Chan bestimmte Geschenk zur Besichtigung bereit zu halten.

Innerlich erfreut durch die günstige Wendung, welche die Verhandlungen mit den Gesandten des Tatarenchans genommen, betrat der Großfürst am folgenden Tage das Zimmer der Gäste, in welchem Salomon ihn erwartete. Im Nebengemach hatte Berthold die Geräthe kunstvoll aufgestellt; die Thür war noch geschlossen, denn Salomon hatte heute die geheime Absicht, vom Großfürsten viele Zugeständnisse zu erringen, und danach hatte er alle Einzelheiten seines wohldurchdachten Planes angelegt.

Sobald Kinstut in Begleitung Wesewilte's eintrat, bemerkte Salomon's scharfer Blick auf dem Antlitz des Großfürsten sofort den ihm wohlbekannten Ausdruck, der die gnädige Stimmung des Gebieters verkündigte.

„Nun Salomon," sagte Kinstut, indem er sich umschaute, „wo hast du deine gepriesenen Kostbarkeiten? Ich sehe nichts!"

„Möge mein großer Gebieter sich noch wenige Augenblicke gedulden," versetzte Salomon, „alles war bereit, so wie mein Fürst es befohlen hatte, doch dem Joel fiel noch eine Verbesserung in der Aufstellung ein; er hat die Stunden der Nacht daran gearbeitet, er wird sogleich alles in Ordnung haben, und dann wirst du urtheilen können, Herr, ob unser Werk deiner und deines mächtigen Verbündeten würdig sei."

„Ich pflege nie zu warten," erwiderte Kinstut, „doch ich habe euch stets in meinem Dienst treu erfunden, und ihr seid mir von großem Nutzen gewesen. Bis Joel seine Zurüstungen beendet haben wird, sage mir, Salomon, wieviel Pelze du gesammelt hast, und wann du zu reisen gedenkst."

„Deine Jäger, Herr, haben eine sichere Hand," versetzte der Jude, „es ist schon Vorrath, manchen Ledersack zu füllen. Willst du nun, daß ich die Pelze wieder auf die Flöße lade, und schütte Asche darüber, so wollen wir noch warten, bis das Eis geschmolzen ist und die wilden Gewässer sich beruhigt haben, daß wir unsere Waare sicher verschiffen können, denn 's ist kostbare Waare. Oder will mein Herr die böhmischen Groschen



— ich kann's auch in ungarischen Goldgulden bringen — lieber früher in seinen Händen sehen, so packe ich die Felle auf drei, vier Schlitten, mein Herr gibt mir seine Krieger als Begleitung, daß sie uns ein sicherer Schutz sind, wenn ein Mächtiger Gelüste zeigt nach deinem Gut, und ich fahre durch die galindische Wildniß und gehe dann allein weiter ins Ordensland. Dann komme ich rasch nach Danzig, und kann zur Frühlingszeit wieder bei dir sein mit dem Gelde."

„Das wäre für dich weit leichter," entgegnete Kinstut, „und die Pelze ständen höher im Werth, denn sie wären noch ganz frisch und würden auf dem Transport nicht leiden können. Aber wäre der Weg durch die Ordenslande auch sicher?"

„Sicherer als durch Polen und Masovien," erwiderte Salomon, „denn die Ritter nehmen mir meine Waare nicht, aber wenn die Polen merken, daß die Asche nach dem Edelmarder und dem Zobel riecht, dann würde mein Herr wohl vergeblich auf die böhmischen Groschen warten müssen. Den Polen ist nicht zu trauen, sie haben ihre Spione zu Thorn und zu Danzig, und die in Polen an den Straßen lauern, die wohnen oft nicht weit von den Schlössern der Herren. Man überlistet sie wohl einmal, wenn man's klug anzufassen weiß, aber das zweitemal ist's gefährlich, es zu wagen."

„Dann müßtest du deine Reise durch das Ordensland in der nächsten Zeit antreten," entgegnete Kinstut, „sonst würde es zu spät sein. Rüste dich also, daß du aufbrechen kannst, wenn du den Befehl erhältst."

Ein Klopfen an der Thür gab das Zeichen, daß Berthold seine Arbeit vollendet hätte. Salomon öffnete und bat den Großfürsten, einzutreten.

Die Krieger zögerten nicht, und als sie vor den Geräthen standen, brachen sie in Ausrufe ungetheilter Bewunderung aus.

Von Holzstäben hatte der junge Goldschmied ein Gestell stufenförmig aufgebaut, und hatte es mit blauer Leinwand überdeckt, da ihm kein anderer Stoff zur Hand war. Auf dem blauen Grunde boten die funkelnden Geräthe, Reihe über Reihe geordnet, sich aufs prächtigste dem Auge dar und gewährten in der That einen überraschenden Anblick.

Von allen Seiten betrachteten die Lietauer die kunstvollen Geräthe, sie faßten die einzelnen Gegenstände und hoben sie auf, und entdeckten immer neue Schönheiten, die sie einander zeigten und sich gegenseitig lachend erklärten. Noch nie hatte Salomon den Großfürsten in einer so gnädigen Stimmung gesehen. Er verwandte keinen Blick von dem Antlitze des Gebieters, und erwartete in Ruhe den geeigneten Zeitpunkt, um denselben dann in kluger Berechnung zu benutzen.

Endlich trat Kinstut einige Schritte zurück, stützte die Linke auf das krumme Schwert an seiner Hüfte, und betrachtete mit begehrlichen Blicken den aufgestellten Schatz.

„Das ist ein reiches Geschenk," sagte er, „es würde mir die Freundschaft des Chans gewinnen, selbst wenn seine Gesandten noch nicht den Bund mit mir abgeschlossen hätten. Ich würde nicht zögern, es ihm zu überreichen, doch habe ich ein Bedenken dabei, Salomon!"



„Was ist es," entgegnete dieser, „was die Klugheit meines Herrn erwägen will?"

„Von allem Tafelgeräth, das die Tataren bei mir sahen," versetzte der Großfürst, „ist dieses bei weitem das prächtigste. Wird es wohlgethan sein, dem Chan einen Schatz zu übersenden, desgleichen seine Gesandten bei mir im eigenen Gebrauch nicht gesehen?"

„Herr," antwortete der Jude, „haben die Fremden sich in deiner Schatzkammer umgeschaut? Werden sie nicht denken: wer so reiche Gaben spenden kann, der wird selber noch größere Schätze besitzen?"

Kinstut schwieg. Um den Entschluß seines Willens stritt mit dem Wunsche, dem Chan seinen Reichthum zu beweisen, das lebhafte Verlangen, mit diesen kostbaren und prunkenden Geräthen seine eigene Tafel fürstlich zu schmücken.

Ein Gedanke, der ihm eine glückliche Lösung des Zwiespalts zu verheißen schien, schoß durch seinen Sinn. Rasch wandte er sich nach dem Goldschmied um, der zurückgetreten war.

„Joel," sagte er, „würdest du es unternehmen, Geräthe herzustellen, durch welche diese Arbeiten noch übertroffen würden?"

Vergebens bemühte Salomon sich in diesem Augenblicke, seinem Gefährten einen warnenden Wink hinüberzusenden. Das arglose Gemüth Berthold's war nur auf die gestellte Anforderung gerichtet, und im Bewußt-

sein seiner Kraft und seiner künstlerischen Geschicklichkeit erwiderte er ohne Bedenken: „Ja, Herr! Ich würde vollenden können, was du forderst, doch es würde viel Zeit erfordern.“

„Es ist gut!“ versetzte der Großfürst; der Entschluß schien ihm nun leicht zu werden — „morgen werdet ihr in der Frühe in meinem großen Saale das Geschenk genau so aufstellen, wie ich es jetzt vor mir sehe, und dann werdet ihr es sorgfältig verpacken, sobald ich's euch heißen werde.“

Er wandte sich an den Juden, der mit bedenklicher und beklommener Miene auf den Goldschmied schaute.

„Ich bin mit dir zufrieden, Salomon,“ sagte er herablassend, „wähle dir eine Belohnung!“

Der Angeredete hatte seine Fassung rasch wiedergewonnen.

„Deine Gnade ist groß, mein Gebieter,“ versetzte er, „bevor ich rede, gestatte mir, meine Worte frei auszusprechen, und gib mir die Versicherung, daß du mir deine Gnade nicht entziehen willst.“

„Rede ohne Scheu,“ entgegnete Kinstut, „ich werde dir heute nicht zürnen.“

„Ich bin in dein Land gekommen, Herr“, begann Salomon, „dir zu dienen und selbst einen kleinen Vortheil zu gewinnen, denn wie du sagst, dein Vortheil ist auch der meinige. Wenn ich aber deine Geschäfte besorgen soll und deine Waaren auf den Markt führen, wo klingendes Geld dafür geboten wird, so muß ich



sicher sein, daß die Mächtigen nicht nach mir ausschauen auf den Straßen, auf denen ich gezogen komme.“

„Hat dich denn jemand bedroht?“ erwiderte Kinstut, „nenne ihn mir, er soll es nicht zum zweitenmal wagen.“

„Noch hat keiner die scharfe Waffe gegen mich aufgehoben, wie die Polen es thun gegen mein Volk,“ versetzte Salomon, „aber was dem einen begegnet, das muß der andere erwarten. Da ist der Bajor Panote, er hält den lundischen Kaufmann gefangen; er darf's thun, warum sollen die andern Bajoren nicht den Salomon ergreifen auf der Straße? Der eine ist ein Handelsmann, der andere ist ein Handelsmann. Ich bitte dich, Herr, willst du mir gnädig sein, gib den lundischen Kaufmann frei, daß er seinen Geschäften nachziehen kann, damit die Bajoren wissen, daß der fremde Handelsmann unter dem Schutz des Großfürsten steht!“

„Deine Rede ist klug“, entgegnete Kinstut, „und ich thäte gut, ihr zu folgen, doch ich sagte dir schon, daß ich des Bajoren Panote bald bedürfen werde, er ist ein tapferer Krieger, und hat Freunde unter meinen Großen. Ich muß ihn jetzt verschonen, damit ich seine Dienste nicht verliere; sie sind mir von größerem Werthe, als der lundische Kaufmann.“

„Verzeih Herr“, versetzte Salomon, „wenn du auf mein Wort achten wolltest, so würdest du den Kaufmann befreien können, ohne den Bajoren zu beleidigen. Der Bajor ist jetzt in Wilna, ich hab' ihn gesehen, er weiß nicht, was auf seiner Burg geschieht. Sende einen

deiner Hauptleute nach des Bajoren Burg, laß ihn sprechen: „Der Großfürst bedarf des lundischen Kaufmanns, gebt ihn frei, daß wir ihn nach Wilna bringen," so werden die Leute des Bajoren den Gefangenen freigeben, und der Bajor wird sich zufrieden geben, wenn er in Wilna die Gnade seines Herrn sieht, der sie ihm alle Tage beweisen kann."

Der Großfürst runzelte die Stirn.

„Du forderst viel von mir, Salomon," entgegnete er in kurzem Ton, „erkläre mir doch, in welchen Beziehungen stehst du zu diesem Gefangenen? Es müssen besondere Verhältnisse sein, die dich so weit treiben, der Ungnade deines Herrn zu trotzen. Gib mir Aufschluß, ich will alles wissen. Rede!"

Bei diesen Worten erbleichte Berthold und er fühlte sein Herz beben; alles bisher mit so vieler Anstrengung errungene schien ihm jetzt unter der unvorsichtigen Hand Salomon's scheitern, und Verderben über sie alle hereinbrechen zu müssen

Salomon richtete seine gebeugte Gestalt empor.

„Gnädigster Herr," antwortete er, „deine Hand und dein Wort haben den Salomon oft erfreut, darum kann ich's nicht leiden, wenn dir Unrecht geschieht und wenn's auch von einem Bajoren ist. Er wird mir zürnen, der mächtige Bajor Panote und 's ist schlimm für mich, wenn der Großfürst mich nicht schützt, doch ich rede für meinen Herrn."

„Ich verstehe dich nicht, Salomon," versetzte der Großfürst verwundert, „was soll das alles?"



„Der lundische Kaufmann", erwiderte der Jude, „soll ein reicher Mann sein, und ein vornehmer Mann in dem Lande, wo er wohnt. Ich hab' ihn gesehen, als ich nach Wilna gefahren kam, meinem Herrn die böhmischen Groschen zu bringen, er hielt die Axt in seiner Hand und mußte arbeiten, wie die Knechte es thun. Er thut's nicht gern, denn er kann's besser haben; er hat gelobt — die Leute sagen's — dem Großfürsten, wenn dieser ihn befreie aus den Händen des Bajoren, wolle er ein Kleinod überreichen, so kostbar, wie noch nie eins gesehen worden im lietauischen Lande.

Kinstut horchte auf. „Sollte das wahr sein?" fragte er seinen Schwager.

„Auch ich," entgegnete Wesewilte, „hörte einmal von großen Schätzen reden, deren Panote den lundischen Kaufmann berauben wollte."

„Man müßte die Wahrheit zu erforschen suchen," sagte Kinstut begierig, „aber wie soll das geschehen, ohne den Bajoren zu beleidigen?"

„Sende einen Boten hin," erwiderte Wesewilte, „und wenn das Gerücht Wahrheit verkündet, so zeige dem Bajoren Panote, daß du Herr des Landes bist."

„So soll es sein," versetzte Kinstut stolz, „und dieser Bote bist du, Salomon. Mit dem Hauptmann Girdow wirst du noch in dieser Stunde aufbrechen. Hat der lundische Kaufmann das Kleinod, so bringst du ihn mit und er mag frei aus dem Lande ziehen; hat er es nicht, so bleibt er des Bajoren Gefangener, und du erwähnst seinen Namen nicht mehr."

„Ich werde deine Befehle vollziehen," entgegnete Salomon ruhig, „Joel wird für die Geschenke des Chans Sorge tragen."

Kinstut und Wesewilte verließen das Gemach.

„Gelobt sei der Herr!" sagte Salomon mit vorsichtiger Stimme, „es war eine schwere Stunde, in welcher alles auf dem Spiele stand. Gelobt sei der Herr! Ich hoffe, jetzt wird alles gut werden. Vertraut mir nun euer Kleinod an, es wird mächtige Wirkung thun."

Berthold überreichte dem Juden das Kästchen, dann schieden sie. Mit hoch gespannter Hoffnung sah Berthold das wunderliche Fahrzeug inmitten der Kriegerschaar das Thor verlassen.

Am nächsten Tage führte der Großfürst die Gesandten des Chans Mamai vor das in dem großen Saale aufgestellte funkelnde Geräth, und sagte ihnen, daß er die Absicht habe, durch besondere Gesandte diese Schätze dem Tatarenfürsten als Geschenk zu übersenden, und er weidete sich an dem Erstaunen und der Bewunderung der Fremden.

Zehn Tage lang blieb das prunkende Geräth allen Kriegern und Großen des Großfürsten, sowie allen Gästen zur Schau ausgestellt; doch gebrauchte Kinstut die Vorsicht, sechs seiner besten Krieger als wohlbewehrte Wachen dabei zu stellen.

Am Abend des achten Tages, als schon tiefes Dunkel die Fluren deckte, kam nach rascher Fahrt auf dem spiegelglatten Schnee der Wagen zurück, der den Juden Salomon Gebirol, und an seiner Seite den Handelsherrn



Eberhard Rundorf brachte. Salomon führte den lundischen Kaufmann in aller Stille in sein Gemach, und ließ darauf den Großfürsten benachrichtigen.

Durch Berthold's thätige Fürsorge standen vier Schlitten mit kostbarem Pelzwerk, wohl in Häute von Rindern und Ziegen verpackt, reisefertig im Burghofe. Wenn der Großfürst nun den lundischen Kaufmann freigab, so wollte man in der Frühe des nächsten Morgens aufbrechen, unterwegs den Schatz des Herrn Eberhard Rundorf bergen und dann in der größten Eile den Grenzen des Ordenslandes entgegenfahren.

Mit der größten Spannung erwarteten alle nun die Ankunft des Großfürsten.

Endlich trat Kinstut ein.

Sogleich ging der lundische Kaufmann, wie Salomon ihm gerathen, dem Herrscher entgegen, beugte ein Knie vor ihm, erhob sich dann wieder und sprach:

„Mächtiger Gebieter! Ich bitte dich, du wollest huldreich diese Gabe des Tributs annehmen, und mir dafür gestatten, daß ich mit meinen Waaren wiederum in dein Land komme, und dir gleiche Gaben als schuldigen Tribut überreiche!"

Mit diesen Worten nahm er den Deckel von dem Kästchen und bot dem Großfürsten die kostbare Gabe. Salomon hatte eine Fackel ergriffen, und sich so hingestellt, daß der volle Lichtschein auf das Kleinod fiel.

Wunderbar blitzten und funkelten die edlen Steine im Flammenschein, und das lebhafteste Entzücken sprach sich auf Kinstut's Antlitz aus.

Diesen Augenblick benutzte der Jude.

„Herr!" sagte er mit seiner ruhigen Stimme, „ich bitte dich, dem lundischen Kaufmann zu befehlen, daß er, wenn ich morgen in der Frühe mit den vier Schlitten, worauf das Pelzwerk verladen ist, meine Reise antrete, sich stets zu mir halte und unterwegs mich und meine Waaren schützen helfe, denn er ist, wie du siehst, ein starker Mann."

„Was Salomon soeben sagte, das wirst du halten", — mit diesen Worten wandte der Großfürst sich an den lundischen Kaufmann — „und übrigens gestatte ich dir, jährlich einmal in meine Hauptstadt Wilna zu kommen und deine Waaren im Kramhause feil zu halten, doch bevor du sie öffentlich auslegst, wirst du mich zuvor benachrichtigen, damit ich auswählen kann, was ich für mich und meinen Hofhalt zu kaufen beabsichtige."

„Ich werde alles pünktlich befolgen, was du gebietest, Herr!" versetzte der lundische Kaufmann.

„Bevor die Sonne sich erhoben hat," fuhr der Großfürst fort, „wirst du mit Salomon und dem Diener Gerson Wilna verlassen. Funfzig Reiter gebe ich euch unter dem Befehl eines Hauptmanns zum Geleit bis an die Grenze des Ordenslandes. Du, Joel, bleibst in Wilna, ich habe Arbeit für deine geschickte Hand."

„Herr!" flehte Berthold erbleichend —

„Genug der Worte und des Verlangens!" unterbrach ihn der Großfürst mit rauhem Ton, und seine Augen blitzten, „sobald ich dich, Joel, morgen früh vor meinen Augen stehen sehe, öffnen sich für die andern



drei die Thore von Wilna. Findet euch aber die aufgehende Sonne noch innerhalb der Mauern der Burg, so werdet ihr alle sie nie mehr verlassen!"

Mit diesen Worten verließ er das Gemach.

Als die Sonne des nächsten Tages ihre ersten Strahlen über die endlosen Schneegefilde warf, jagten die Schlitten, welche den Herrn Eberhard Rundorf, den Juden Salomon Gebirol und den Diener Gerson trugen, eilig dem Westen zu; die lanzentragenden Reiter unter dem Befehl des Hauptmanns Surmin gallopirten neben den Schlitten. Wilna lag schon weit hinter ihnen.

In dem einsamen Gemach der Burg des Großfürsten aber saß der junge Goldschmied, das Haupt gesenkt, in den gefalteten Händen das Bild der Geliebten. In sein Ohr drangen die schweren Schritte der Wachen, welche des Großfürsten Geheiß vor seiner Thür aufgestellt hatte.

Noch am Tage zuvor hatte die freudigste Hoffnung sein Herz erfüllt, und er hatte das Ziel seiner Wünsche, nach dem er unter so vielen unsäglichen Anstrengungen und Gefahren gerungen, nahe vor sich gesehen. Ein einziger Augenblick, ein Machtspruch eines tirannischen Despoten hatte ihn zurückgestoßen in ein Gefängniß, dessen Thüren unentrinnbar verschlossen schienen.

Es war eine Wohlthat für Berthold, daß an diesem Tage niemand seiner begehrte. Der Großfürst gab seinen Gästen das glänzende Abschiedsfest, auf dem noch einmal der Kriegsbund gegen den Orden von allen Seiten beschworen, die Rüstungen aufs genaueste bezeichnet und der Zeitpunkt für die Versammlung der Heere unter den

Mauern von Wilna festgesetzt wurde. Die Tataren traten die Heimreise an, begleitet von einer Gesandtschaft des Großfürsten an den Chan Mamai, um das Geschenk zu überreichen. Kinstut hatte jedoch nicht unterlassen können, sich einen der großen Trinkbecher zu seinem eigenen Gebrauche anzueignen.

Während der Tage der gesteigerten kriegerischen Unruhe gelang es dem Goldschmied in seiner Einsamkeit, seinen Mannesmuth wieder zu gewinnen und dem unverhofften Mißgeschick gegenüber Stellung zu nehmen. Ein Trost und ein Wegweiser zur Rettung wurden ihm nun die letzten Worte, welche Salomon Gebirol ihm ans Herz legte.

„Es ist ein schlimmer Bär" — so sagte Salomon — „der euch mit seinen Tatzen festhält; widerstrebt ihr ihm und macht ihr den geringsten Versuch zur Flucht, so wird er euch unfehlbar vernichten, ihr seid ganz in seiner Gewalt und könnt ihm jetzt auf keine Weise entgehen. Zeigt euch willfährig, sucht seine Wünsche zu errathen und kommt ihm in der Erfüllung derselben zuvor, so werden eure Bande immer lockerer werden; bietet sich euch die sichere Gelegenheit zur Flucht, so ergreift sie schnell, aber laßt sie unbenutzt vorübergehen, wenn sie nicht sicher ist, und hütet euch wohl, sie selbst herbeiführen zu wollen. Behaltet guten Muth, 's wird nicht lange dauern, da werdet ihr an eurem eigenen Herde sitzen und eurem jungen Weib in die lachenden Augen schauen! Gedenkt des Salomon, er wollte bis ans Ende der Welt gern seinen wandernden Fuß setzen, könnte er seine Rahel



wiedergewinnen, oder nur ein einziges von seinen gemordeten Kindern."

Die Worte des Juden klangen ihm stets im Geiste wider, und in jeder wichtigen Stunde sah er die ausdrucksvolle Gestalt vor sich stehen. Er war lange genug der Gefährte des klugen Mannes gewesen, um nicht von ihm gelernt zu haben, wie man den wilden Bären anzufassen hätte.

Die Wächter verwehrten dem Goldschmied keinen Weg, doch begleiteten sie ihn, wohin er seine Schritte auch lenken mochte.

Sobald nun der Schwarm der Gäste sich verzogen hatte, begab Berthold sich zu dem Großfürsten, erklärte mit heiterer Miene sich zu allem Dienst erbötig und bat um Arbeit. Dem Großfürsten machte er Beschreibungen prunkvoller Geräthe und Kleinodien und wußte denselben so für sich zu gewinnen, daß dieser auf seine Vorschläge sogleich einging und alles herbeischaffen ließ, was dem jungen Künstler erforderlich und dienlich war.

Bald hatte Berthold sich einen brauchbaren Schmelzofen hergerichtet, und begann nun seine Arbeiten. Stundenlang weilte Kinstut bei ihm und schaute ihm zu, und täglich stieg der junge Mann in der Gunst des Fürsten.

So vergingen die Tage rascher, als Berthold es selbst gedacht hatte, und als in den ersten Wochen des neuen Jahres der Hauptmann Surmin heimkehrte und die Botschaft brachte, daß die Reisenden und die Schlitten wohlbehalten die Grenze überschritten hätten, da füllte mit großer Freude des jungen Mannes Brust das be-

seligende Bewußtsein, daß sein Werk es war, den Vater der Geliebten befreit zu haben. Diese Errungenschaft — so schien es ihm — mußte der Grund zu einem dauernden Glücke werden.

Der Hauptmann Surmin überreichte dem Goldschmied ein kleines Hämmerchen im Auftrage Salomon's. Berthold wußte nun, daß auch der Schatz des Handelsherrn geborgen war, denn dieses Zeichen hatten sie verabredet.

Mit neuem Muthe und frischer Kraft griff Berthold nun seine Arbeit an. Doch wildes Treiben sollte sie bald unterbrechen.

Kaum zwanzig Tage waren von dem neuen Jahre 1370 vergangen, da begannen die Schaaren sich zu sammeln, welche das Kreuz von den Altären des Preußenlandes herabstürzen und den Namen des göttlichen Heilandes und seiner gebenedeiten Mutter auf immer vertilgen wollten.

Der erste, der heranzog, war der Fürst von Smolensk, Patirke; mit zehntausend Reitern nahm er Quartier in Wilna und füllte alle Räume innerhalb der Ringmauern, mit Ausnahme der obersten Burg, in welcher Kinstut eine starke Besatzung seiner erprobtesten eigenen Krieger hielt.

Dem Fürsten von Smolensk auf dem Fuße folgten die Tataren. Den Chan Mamai hatte das reiche Geschenk des Großfürsten so lüstern nach den Schätzen der Ordensritter und ihrer reichen Städte gemacht, daß er alle seine Macht aufgeboten hatte, um den Sieg mit



Sicherheit für die heidnischen Waffen zu entscheiden. An der Spitze von dreißigtausend Reitern kam er selbst unter die Mauern von Wilna, zeigte dem Großfürsten seine raublustigen Schaaren und fragte: „Wo ist der Feind?“

Da kam Kinstut von seiner Burg herab, stellte sich an die Spitze der wilden Horden und führte sie gen Westen. Anhaltender starker Frost hatte sichere Brücken über alle Ströme, besonders über den gefürchteten Niemen gebaut, der Weg in das Ordensland lag weit offen, und täglich vergrößerte sich das Heer durch neue lietauische Schaaren. In den letzten Tagen des Januar erreichte das Heer Kauen, das heutige Kowno, am Memelstrom, wo inzwischen Fürst Olgjerd von Podlachien seine Schaaren gesammelt hatte.

Noch vor wenigen Jahren war Kauen eine große und sehr starke Festung am Einflusse der Wilia in den Niemen gewesen. Sie bildete die Schutzburg für alle Unternehmungen der Lietauer gegen die Ordenslande, und gewährte den mit rasch geraubter Beute zurückeilenden Schaaren eine sichere Zuflucht gegen die Verfolgungen der Ritter.

Jetzt lag ein wüster Trümmerhaufen an der Stelle, an welcher früher Kauen gestanden hatte. Mit seinen Schaaren war der Hochmeister Winrich von Kniprode herangezogen, hatte das Raubnest nach langer Belagerung mit stürmender Hand genommen, hatte seine Mauern gebrochen und das feste Haus der Feinde dem Erdboden gleichgemacht.

Mit Ingrimm schaute der Großfürst die Trümmer

seiner Feste, deren Wiederaufbau die Ritter des Ordens stets verhindert hatten. Gerade diesen Punkt hatte er zur Vereinigung seiner Heerhaufen erwählt, um durch den Anblick der gebrochenen Mauern die Wuth der Krieger noch mehr zu entflammen.

Als er nun Musterung über seine Schaaren hielt, da fand sich ein Heer von siebenzigtausend Streitern. Eine solche Kriegsmacht hatte noch nie die Grenzen des Ordenslandes überschritten, und nichts schien den Sieg mehr hindern, nichts den Untergang des Christenvolkes und des gefürchteten Ordens mehr aufhalten zu können.

Um seines Erfolges desto sicherer zu sein, beschloß Kinstut, seine Macht zu theilen. Die Tataren und den Fürsten Olgjerd mit zusammen vierzigtausend Kriegern sandte er gen Norden. Sie sollten bis an die Küste der Ostsee vordringen, und von da im langsamen Zuge gegen Königsberg vorgehen; mit Feuer und Schwert sollten sie alles verwüsten, und die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich lenken.

Der Großfürst selber an der Spitze von dreißigtausend der besten Reiter des ganzen Heeres wollte auf dem weiten Umwege durch die galindische Wildniß dem Ordenslande nahen, und während Fürst Olgjerd alle Streitkräfte des Ordens gegen sich in Bewegung setzte, wollte Kinstut von der unbewachten Südseite her ins Land einbrechen und dann dem Ordensheere in den Rücken fallen. Auf diese Weise hoffte man die Streitmacht der Christen gänzlich vernichten, und danach die Burgen des Preußenlandes brechen zu können.



Nachdem diese Verabredungen getroffen und die Heeresmassen danach getheilt waren, setzte man sich in Bewegung; Olgjerd mit den Podlachiern und Tataren einem verwüstenden Heuschreckenschwarme gleich, Kinstut mit den Lietauern und Samaiten wie ein reißender Strom, dem nichts, kein Damm und kein Wehr, Widerstand zu leisten vermag.

In der unmittelbaren Umgebung Kinstut's befand sich auch Berthold Markwart. War es Vorliebe für den gewandten Mann, war es Mißtrauen gegen den Fremden, oder hatte der Großfürst noch andere Absichten mit dem Juden — für welchen er den Goldschmied stets hielt — genug, Joel mußte stets neben dem Großfürsten reiten und seines Begehrs gewärtig sein.

Auf diese Weise schaute Berthold mit eigenen Augen die gewaltigen Kriegsrüstungen, die seinem Heimathlande galten, und sein Herz bebte, wenn er die endlosen Reiterschaaren mit wildem Geschrei, lüstern nach Blut und Beute, dahin stürmen sah. Alle Bewegungen seines Innern aber mußte er sorgfältig verbergen, denn er hätte sein Leben einem gewissen Untergange preisgegeben, wenn Kinstut nur geahnt hätte, daß der angebliche Jude Joel ein verkappter Christ sei, und der Sache seines Vaterlandes hätte sein Tod keinen Nutzen gebracht. Vielleicht konnte er, wenn er sein Leben und die Gunst des Großfürsten sich zu erhalten verstand, seinen Glaubensgenossen noch wichtige Dienste zu erweisen Gelegenheit finden.

Mit unglaublicher Schnelligkeit legten die beweg-

lichen Reiterschaaren die langen Wege zurück. Samaiten wurden in Windeseile durchmessen, dann in der Nähe der Grenzen von Podlachien plötzlich nach Westen geschwenkt. Die starke Johannisburg wurde auf diese Weise umgangen; an dem linken Ufer des Omulew stürmten die Horden nordwärts, und erreichten die Gegend von Ortelsburg.

Die Besatzung dieses nicht sehr festen Ordensschlosses war auf keinen Angriff vorbereitet; kaum fand sie noch Zeit, die Zugbrücke aufzuziehen und auf den Zinnen mit den Waffen zu erscheinen. Kinstut befahl zu stürmen. Was lag ihm daran, wenn hunderte seiner Krieger die Gräben füllten? Sturm auf Sturm tobte gegen die Mauern, bis der letzte Vertheidiger unter den wohlgezielten Pfeilschüssen und Speerwürfen gesunken, dann überstiegen die Lietauer die Mauern, und steckten die Burg in Brand und ließen sie mit allen darin befindlichen Verwundeten in Flammen aufgehen, daß die Feuersäule blutigroth am Himmel emporstieg und den Bewohnern der umliegenden Lande die Nähe des schrecklichen Feindes furchtbar ankündigte. Vergebens suchten die friedlichen Landleute sich und ihre beste Habe in eine der weiter entfernten Ordensburgen zu retten. Mancher wußte kaum, daß der Feind im Lande war, da stürmten die wilden Reiter schon heran und ihre Speere oder die mit Sicherheit geschleuderten Keulen streckten die Flüchtenden auf das Schneefeld hin, wo Raubvögel und gierige Wölfe sich an den Leichen sättigten. Da die Heiden auf diesem Zuge keine Gefangenen mit sich schleppen konnten, so



metzelten sie erbarmungslos alles nieder; nicht Mann noch Weib, nicht der zitternde Greis, nicht das flehende Kind, fand Gnade vor der thierischen Wuth der Unmenschen.

Als die ersten lietauischen Reiter der Ortelsburg nahten, trafen sie einen Ordensbruder, der mit zwei Knechten von einer benachbarten Burg zurückkehrte. Es gelang den Lietauern, sich so nahe heran zu schleichen, daß der Ritter sie erst gewahr wurde, als sie sich schon in der nächsten Nähe befanden. Sofort entsandte der Ritter die beiden Knechte in vollem Rosseslauf zur Burg, um die drohende Nähe der Heiden zu melden; er selbst zog sein Schwert und warf sich den Lietauern entgegen, um den Weg der Knechte zu decken.

Die ersten Reiter, welche sich allzu siegesgewiß heranwagten, fielen unter den wuchtigen Streichen des breiten Schwertes. Vergebens sauste Wurfspieß und Keule durch die Luft, von der festen Rüstung prallte das eine wie das andere machtlos ab, und die Klinge des Ordensritters fand immer neue Opfer.

Da schwenkte einer der leichtfüßigen Reiter sein Roß und nahte dem Deutschen von hinten; eine lange Leine, aus dem Fell des Urstiers geschnitten, schwirrte durch die Luft, eine Schlinge sank über den geschlossenen Helm, und gewaltsam nach hinten gerissen, stürzte der Ritter in schwerem Falle von seinem Rosse. Bevor er sich wieder aufrichten konnte, hatten schon zwanzig Lietauer sich auf ihn geworfen und seine Hände mit Riemen zusammengeschnürt, andere hatten sein Roß aufge-

fangen; nun huben sie den Ritter auf sein Pferd, und unter gellendem Siegesgeheul jagten sie zurück, die Beute dem Großfürsten zu bringen. Sie waren einer großen Belohnung sicher, denn nur sehr selten gelang es ihnen, einen Ordensritter lebendig in ihre Gewalt zu bringen.

Kinstut war hoch erfreut über diesen Gefangenen. Er ließ ihn aufs sorgsamste bewachen, und als die Ortelsburg erobert war, und die Flammen das feste Schloß mit allen seinen Bewohnern verzehrten, da ließ der Großfürst den Gefangenen auf den Hügel führen, auf welchem er mit seinen tapfersten Bajoren und seinem Begleiter Joel hielt, um dem Brande der Burg zuzuschauen.

Er befahl, dem Gefangenen den Helm abzunehmen.

Ein junges schönes Mannesantlitz kam zum Vorschein, unerschrocken schauten die klaren Augen den Feind an, richteten sich dann auf die Flammen des Ordenshauses, und kehrten mit dem Ausdruck des grimmigsten Hasses zu dem Großfürsten zurück.

Dieser betrachtete die hohe Gestalt, das männliche Antlitz des Gefangenen mit unverkennbarem Wohlgefallen.

„Wie heißt du, Christ?“ fragte er.

„Hensel von Neuenstein!“ lautete die feste Antwort von den Lippen des Ritters.

„Schwöre mir Treue, so will ich dich zu einem mächtigen Fürsten über Land und Leute machen!“ sagte der Großfürst.

Ein verächtliches Lächeln spielte um die Lippen des Ritters.



„Ich habe noch immer gehört,“ erwiderte er, „daß die Gaben welche die Heiligen dem treuen Christen zutheilen, tausendfach übertreffen, was die Heiden und der Heiden Fürst bieten können.“

„Eure Geschorenen lügen!“ entgegnete Kinstut heftig, „sie glauben selbst nicht, was sie sagen.“

„Suchst du Lügner,“ versetzte der Ritter, „so wende dich an deine eigenen Genossen.“

Der Großfürst runzelte die Stirn. „Weißt du,“ entgegnete er, „daß ich dich in die Flammen deiner Burg werfen lassen, oder dein Leben unsern Hunden preisgeben kann?“

„Ich hege nicht die Meinung,“ versetzte Hensel von Neuenstein ruhig, „daß mein Leben auf dieser Welt ewig dauern werde. Nimm meinen Leib hin, über meine Seele hast du keine Gewalt!“

„Bedenke,“ antwortete der Großfürst, „daß ich dich den schrecklichsten Qualen preisgeben kann.“

„Was sind alle Qualen, die ein Heide ersinnen kann, gegen die ewige Krone des Himmels?“ entgegnete der Ritter, und ein Lächeln verklärte sein Antlitz.

„Ich habe genug deiner kecken Worte gehört,“ versetzte Kinstut zornig, „willst du mir dienen oder willst du sterben?“

„Auf meinem Gewande und in meinem Herzen steht das heilige Kreuz,“ erwiderte Hensel von Neuenstein, „mein Heiland ist für mich unter Martern gestorben, ich hoffe, er wird mich stärken, ihm die Treue auch bis in den Tod bewahren zu können!“

„So sollst du ein Opfer werden für unsere großen Götter, die uns jetzt den Sieg über euch in die Hände geben," rief der Großfürst. „Auf!" — er wandte sich an seine Bajoren — „sendet ihn unsern Göttern zu, daß wir ihre Macht ehren!"

Die Bajoren sprengten von dem Hügel herab, sie schrieen ihre Befehle in die Massen hinein, und Hunderte von den lietauischen Reitern sprangen von den Rossen und legten Hand an.

Auf einem Platze, der brennenden Burg gegenüber, wurden vier starke Pfähle, zu denen die zahlreichen Bäume der nächsten Umgebung die Stämme lieferten, mit Mühe tief in den gefrorenen Boden getrieben. Das Roß des Ordensritters wurde herangeführt, man fesselte seine Beine an die vier Pfähle. Dann thaten die Bajoren dem Ritter den Mantel um, legten ihm das geraubte Schwert wieder an, lehnten den Speer an seine Schulter und bedeckten sein Haupt mit dem Helme. In vollem Schmuck seiner Waffen hoben sie ihn auf das Roß und banden ihn fest, und um Roß und Reiter thürmten sie einen Scheiterhaufen empor, höher und höher, bis nur das Haupt Hensel's von Neuenstein noch über die Stämme hervorschaute.

Ueber das Schneefeld sprengten Lietauer heran, welche flackernde Brände von der Burg in den Fäusten hielten. Sie legten sie an den Scheiterhaufen, die Flammen zuckten empor, und prasselnde Gluth umhüllte den Ritter und sein Roß.

Aus den Flammen aber hervor klang in mächtigen



Tönen die Stimme Hensel's von Neuenstein. Wie ein Siegeslied tönten die Worte: „Kyrie eleison!" in feierlichem Gesange, bis die wachsende Gluth die Stimme erstickte; der letzte der Ordensbrüder von der Ortelsburg hatte seinen Glauben im Flammentode besiegelt.

Das Geheul der Heiden verstummte bei dem ergreifenden, grausigen Schauspiele.

Berthold Markwart schaute zu den Wolken empor; ihm war es, als müßte er die Gestalt des Ritters an der Pforte des Himmels erblicken. In seinem Herzen tönten in Verzweiflungsqual die Worte des sterbenden Ritters: „Kyrie eleison! Herr, erbarme dich! Erbarme dich!"

Die Flammen hatten ihr Opfer verzehrt, die Gluth war zusammengesunken. Der Großfürst hob seinen Speer, stieß sein Roß mit den Fersen und sprengte den Hügel hinab; und hinter ihm her jagten die heulenden Schaaren, an der vernichteten Burg vorüber, gierig nach neuem Mord und neuer Vernichtung.

Wie im Fluge legten sie den Weg gegen Norden zurück, hinter sich ließen sie blutgetränkte Felder, entstellte Leichen, niedergebrannte Wohnstätten fleißiger Menschen. Die Kirchen wurden geplündert, die Altäre aufs schnödeste entweiht. Nichts vermochte dem schrecklichen Strome des Verderbens zu entgehen, und in wenigen Tagen wurde die Kultur eines ganzen Jahrhunderts vernichtet. So lange der deutsche Orden das Preußenland beherrschte, hatten die Raubzüge der Heiden noch nie ein solches Unheil über Land und Leute gebracht, als im Januar des Jahres 1370.

Aus dem galindischen Gau drang Kinstut in das Barterland ein. Nirgends fand er nennenswerthen Widerstand, denn auf einen Einfall von Süden her war der Orden um so weniger vorbereitet, als Fürst Olgjerd mit seinen zahlreichen Schaaren bereits das Ordensland in Osten betreten hatte.

Jeden Gefangenen fragte der Großfürst nach den Streitkräften des Hochmeisters und der Stellung desselben. Uebereinstimmend sagten alle Landbewohner — denn über die Lippen der wenigen gefangenen Ritter kam nie eine Antwort über Kriegsverhältnisse — daß ein großes Ordensheer bei Königsberg stehe, und daß die waffenfähige Mannschaft des ganzen Preußenlandes dem Hochmeister gefolgt sei.

Da durchzuckte ein verwegener Gedanke den Sinn des Großfürsten.

Lag nicht der Weg bis zu dem stolzen Haupthause des Ordens frei vor ihm und seinen Schaaren? Wer konnte ihn hindern, im Fluge an die Nogat zu eilen und seine Krieger zum Sturm gegen die Mauern der Marienburg zu führen? Und wenn es ihm gelang, das Ordenshaus zu erobern, mußte der Sieg über den Hochmeister da nicht viel leichter werden? Welche unermeßliche Beute war nicht auch in den reichen Städten am Weichselstrom zu hoffen, und im Nothfalle konnte ein Rückzug durch Masovien keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen, denn für einen Antheil an der reichen Beute gewährte Herzog Semovit sicher den Durchzug durch sein Land.



Wäre nur Fürst Olgjerd zur Stelle! Bevor das schwerbewegliche Ordensheer die Marienburg zu entsetzen vermochte, konnten längst die Mauern derselben gefallen und die Beute aus den geplünderten Städten geborgen sein. Noch wäre es Zeit gewesen, den Fürsten Olgjerd rufen zu lassen, denn schon standen die beiden Heere einander ziemlich nahe, Olgjerd östlich von Königsberg, Kinstut südwestlich von der genannten Stadt. Die Tatarenrosse liefen wie der Wind, die Krieger konnten sich schon mit dem Heere des Großfürsten vereinigt haben, bevor der Hochmeister einmal genau wußte, wohin sie gezogen waren.

Doch zwischen den beiden lietauischen Fürsten stand der Hochmeister. Wer sollte die Botschaft zu den Tataren hinübertragen?

Der Großfürst musterte seine Bajoren, er überschaute seine Tapfern — er dachte an Wesewilte, seinen eigenen Schwager, der im kühnsten Rosseslaufe an den überraschten Feinden vorübersprengen sollte — doch der erste Augenblick ruhiger Ueberlegung sagte ihm, daß kein lietauischer Krieger mit wenigen Begleitern den Fürsten Olgjerd erreichen würde; entginge er dem Schwert der Ordenskrieger, so würden die zahlreichen Landleute ihn sicher umstellen und niederschlagen. Es war keine Möglichkeit; dieses Wagniß konnte auch der Tapferste nicht bestehen.

Zornig wandte der Großfürst sich um. Sollte an diesem einen geringfügigen Umstande sein ganzer stolzer Plan scheitern?

Da fiel sein Auge auf den Juden Joel, der auf seinem Rosse neben ihm hielt. Seine Blicke flammten in wilder Freude auf.

„Das ist eine Hilfe, welche die großen Götter meines Volkes mir senden!“ dachte er, und winkte den Juden an seine Seite.

„Joel!“ sagte er ihm, „eine Gelegenheit bietet sich dir, eine ungemessene Belohnung von mir zu verdienen. Willst du mir jetzt deine Treue beweisen?“

„Rede, Herr,“ entgegnete der Jude, „du weißt, wir sind unserer Geschäfte wegen den weiten und gefährlichen Weg zu dir nach Wilna gekommen.“

„So höre, Joel!“ versetzte Kinstut, „ich will dir mein Vertrauen schenken. Ich muß einen Boten an den Fürsten Olgjerd senden, der mit seinem Heere jenseit des Pregels, östlich von Königsberg steht; meiner Krieger kann ich keinen hinübersprengen lassen, er würde nicht weit kommen; die Gefangenen, wollte ich sie senden, würden mich verrathen, wenn ich ihnen auch Haufen Goldes verhieße. Du allein, Joel, vermagst meine Botschaft sicher zu tragen. Der Jude ist kein Krieger, er trägt keine Waffen, ihn greift niemand an, weder der Christ noch der Lietauer. Willst du ein Pergament von mir zum Fürsten Olgjerd tragen? Ich gebe dir Gold, so viel du zu tragen vermagst, und Landgebiet, so viel du in einem Sommertage umreitest. Sprich, willst du mein Bote an den Fürsten Olgjerd sein?“

Die Augen des Juden leuchteten auf.



„Gib mir dein Pergament,“ versetzte er, „und ich will reiten!“

„Ein begehrliches Volk, diese Juden!“ dachte Kinstut bei sich, „um großen Gewinn wagen sie zehnmal ihr Leben!“ — „So rüste dich!“ sagte er laut, „nimm Lebensmittel, nimm Futter für dein Pferd, ich lasse dir das beste Roß meines Heeres heranführen, und schreibe dir mit eigener Hand das Pergament. Rüste dich, Joel! Es gilt eine Belohnung, welche dir nie wieder geboten wird!“

„Sorge nicht, Herr!“ versetzte der Jude, „Joel wird reiten wie der Wind!“ —

Das befehlende Wort des Großfürsten trieb die Krieger zur schleunigsten Hast an. Ein herrliches persisches Roß, die Beute irgend eines Raubzuges, wurde vorgeführt. Auf Joel's Geheiß arbeitete das scharfe Messer der Lietauer, das Aussehen des edlen Thieres so viel als möglich zu verunstalten, die Mähne fiel, der Schweif wurde zerfetzt, das feine Haar des Felles mit Schnee und Schmutz gegen den Strich gerieben; eine zerlumpte Decke vertrat die Stelle des Sattels, die hölzernen Bügel hingen an breiten Streifen von Auerochsenfell. Nur dem kundigsten Auge konnte unter dieser Entstellung noch das herrliche Ebenmaß der edlen Glieder des Rosses sich darstellen.

Joel ergriff den Zügel und wartete des Großfürsten.

Bald trat der Großfürst wieder zu ihm, und überreichte ihm ein kleines Stück Pergament, das mit seltsamen Zeichen bedeckt war.

„Verwahre es wohl, dein Glück hängt daran!" sagte Kinstut, und seine rauhe Stimme bebte vor Aufregung, „dreihundert meiner besten Reiter begleiten dich, so weit der Weg von Feinden frei ist. Dann kehren sie zu mir zurück, und du setzest deine Fahrt allein fort. Sei klug, Joel, und denke des Lohnes, der deiner harrt!"

„Ich zweifle nicht, daß ich mein Ziel erreichen werde," entgegnete Joel, indem er sich auf das Roß schwang, „wo werde ich euch treffen, Herr, wenn ich zu euch zurückkehre?"

„Fürst Olgjerd wird es dir sagen," versetzte Kinstut, „nun fort! Laßt die Rosse stürzen, wie sie wollen, doch bringt die Botschaft ans Ziel!"

„Ans Ziel!" rief Joel und jagte von dannen; die Lietauer sprengten hinter ihm drein. Ihr gellendes Geschrei wurde heute nicht laut, denn die Feinde schwärmten da, wohin sie ritten.

Der Großfürst hielt bewegungslos auf seinem Rosse, und schaute flammenden Blickes dem schwarzen Kaftan nach, der flatternd das jagende Roß umwehte.

---

6.

## Am Sonntage Exsurge.

An der Nordgrenze des Barterlandes floß die Alle; sie trennte Barten von Natangen. An der Alle lagen mehrere starke Ordensburgen, unter ihnen Bartenstein, jetzt ein lebhaftes Städtchen.



Als die Ritter des deutschen Ordens Barten und Natangen eroberten, unterwarfen viele aus den landesgesessenen Edlen altpreußischen Stammes sich freiwillig dem Orden und nahmen die Taufe an. Diese Edlen behielten allen ihren Grundbesitz, und wurden vom Orden mit wichtigen Gerechtsamen beschenkt; auch die Nachkommen dieser edlen Geschlechter genossen noch lange die besondere Gunst des Ordens.

Eins der angesehensten dieser Geschlechter saß auf einer festen Burg Namens Baiseleda, ein wenig nördlich von Bartenstein, in dem Kertener Walde.

Im Jahre 1370 wohnte auf der Burg Baiseleda der Burgherr Stenegaude, ein treuer und entschlossener Anhänger des Ordens, der besonders hoch stand in der Gunst des obersten Ordensvogtes von Natangen, des tapfern Ordensmarschalls Hennig Schindekopf, welcher vielleicht der herrlichste und kühnste Held des ganzen Ordensheeres war.

Den Thoren der Burg Baiseleda nahte in den ersten Tagen des Februars des genannten Jahres eine Schaar von zwanzig Rittern und hundert Ordenskriegern; an ihrer Spitze ritt der Komthur von Brandenburg, Kuno von Hattenstein, ein im Heidenkampfe vielerprobter Held.

Der Abend war schon hereingebrochen, und die Ritter fanden bei dem Burgherrn Stenegaude ohne Schwierigkeit das, was sie suchten, Nachtquartier und reichliche Pflege.

Den Komthur nebst den zwanzig Rittern führte

Stenegaude in die große Halle seines Hauses, und wies ihnen die Sitze an dem mächtig flammenden Kaminfeuer an.

„Ihr werdet euch wundern“ — so redete der Komthur den Burgherrn an — „daß ihr mich mit einer ansehnlichen Kriegerschaar auf dem Wege nach Galindien seht, während der Meister mit dem Marschall und allen übrigen Gebietigern gegen die Lietauer nach Osten hin ins Feld rückt.“

„Euer Anblick vergrößert meine Sorge,“ erwiderte Stenegaude. „Vor wenigen Stunden erhielt ich von Bartenstein die Nachricht, daß man von dem Berchfriet der Burg aus die Nacht zuvor an verschiedenen Stellen des Barterlandes den Himmel von Feuerschein geröthet gesehen habe.“

Das Antlitz des Komthurs nahm einen sehr finstern Ausdruck an.

„So scheint es ja fast mit Gewißheit“, entgegnete er, „daß die Aussage der gefangenen Heiden, so unglaublich sie uns allen schien, leidige Wahrheit enthielt. Von einem Streifzuge, den er gegen die heranrückenden Heiden unternommen, brachte der Komthur von Ragnit, Burchard von Mansfeld, mehrere Hundert gefangene Tartaren und Lietauer mit. Diese sagten aus, daß der Fürst Olgjerd mit zahllosen Schaaren von Heiden von Osten heranziehe, während der Großfürst selber mit einem noch stärkeren Heere durch die galindische Wildniß einzubrechen beabsichtige. Habt ihr drei frische Rosse für mich, so reite ich mit zwei Begleitern nach Bartenstein



hinüber, sobald wir uns an Speise und Trank erquickt haben, denn wir sind seit Tagesanbruch im Sattel.“

„Die Rosse stehen zu eurer Verfügung“, versetzte der Burgherr, „und ich selbst will eurer Führer sein. Ich fürchte, daß dem ganzen Lande eine sehr große Gefahr droht.“

„Die Heiden werden immer trotziger“, erwiderte der Komthur, „es wird Zeit, daß ihr Uebermuth einmal mit gewaltiger Hand gebrochen wird. Der Hochmeister hat eine ansehnliche Macht unter seinen Fahnen beisammen. Wer freilich dachte auch noch an die galindische Wildniß?“

Noch war, obwohl die Ritter sich beeilten, das Mahl nicht vollendet, da meldeten die Wachen zwei Reiter, die am Thor dringend Einlaß begehrten. Es wurde ihnen geöffnet, und als sie in die Halle traten, erkannte Stenegaude einen befreundeten Edlen mit seinem Sohne.

Beide waren auf der schleunigsten Flucht hierher gelangt. Sie erzählten in den Ausdrücken des Entsetzens und des tiefsten Schmerzes, daß zahllose lietauische Schaaren, welche Galindien bereits in eine Wüste verwandelt, über das Barterland hereingebrochen wären, und das Werk der grausigsten Zerstörung dort fortsetzten. Sie selbst wären in ihrem festen Hause von den wilden Heiden überfallen worden; durch die Schnelligkeit ihrer Pferde seien Vater und Sohn gerettet, aber die übrigen Glieder der Familie und fast sämmtliches Gesinde, alles Vieh, alle Vorräthe seien von den Flammen des brennenden Hauses verzehrt worden.

Diese Nachrichten bewogen den Komthur seinen Plan zu ändern. Bis Mitternacht ließ er seine Krieger ruhen, dann brach er mit der ganzen Schaar nach Bartenstein auf.

Die Bewohner der Burg konnten keine genaueren Nachrichten geben; Feuerschein im Süden war auch in dieser Nacht wahrgenommen worden.

Von kundigen Führern geleitet, setzte der Komthur von Brandenburg sogleich seinen Weg nach Süden fort, denn er wollte nicht eher zum Marschall zurückkehren, als bis er über die feindlichen Schaaren genaue Nachrichten erlangt und besonders ihre Anzahl mit Sicherheit erforscht hätte.

Als die Sonne am wolkenfreien Himmel aufging und ihre Strahlen über den Schnee warf, wurde der Zug mit mehr Vorsicht fortgesetzt. Der Komthur und einer der Ritter ritten Schimmel, und da ihre Helme von Stahl waren, die langen weißen Mäntel aber den ganzen Körper bedeckten, so konnten sie darauf rechnen, vom Feinde nicht leicht erkannt zu werden. Sie ritten der Hauptschaar daher immer um mehrere hundert Schritte voran, und musterten, wenn sie eine Höhe erreichten, aufmerksam die vorliegende Gegend.

Da der Schnee schon seit Monaten in beträchtlicher Höhe lag, so war es unmöglich, anders als auf den gebahnten Straßen sich mit Schnelligkeit fortzubewegen, es hätten sonst große Heeresmassen mit Tausenden von Rossen neue Straßen bahnen müssen.

Von der Spitze eines Hügels mitten in einem ausgedehnten Kiefernwalde, an denen dieser Theil von Barten so reich war, schaute der Komthur auf eine lange Strecke des Weges hinab, der in gerader Linie sich vor ihm dahinzog. Doch sogleich hielt er sein Roß an, und gab mit hoch gehobener Hand der nachfolgenden Schaar das Zeichen, anzuhalten.



„Schaut hinab!“ sagte Kuno von Hattenstein zu seinem Begleiter, „da haben wir die Heiden vor uns. Wie hoch schätzt ihr diese Schaar, die in vollem Rosseslaufe uns entgegen kommt?“

„Ihre Zahl übersteigt das zweite Hundert,“ entgegnete der Ritter, „ich dächte wir hätten hier die schönste Gelegenheit, ihnen einen Hinterhalt zu legen, aus dem nur wenige entkommen möchten.

„Dieselbe Absicht hatte auch ich,“ versetzte der Komthur, „doch wir müssen eilen, denn sie reiten, was die Perde laufen wollen. Laßt uns gut Acht geben, daß uns keiner entwischt; mir scheint diese Schaar, die in so kleiner Zahl so eilig dahersprengt, etwas besonderes im Schilde zu führen. Die Hälfte unserer Krieger bleibt hier bei mir und verbirgt sich so gut wie möglich in diesem Walde; mit der andern Hälfte reitet ihr hinter die Krümmung des Weges zurück, und wenn wir sie zwischen uns haben, hauen wir auf sie ein. Beeilt euch, sie kommen schon sehr nahe, sie müssen vortreffliche Rosse führen.“

Kaum hatten die Ordenskrieger sich getheilt und jede Schaar ihren bestimmten Platz eingenommen, als die Lietauer in geschlossenem Zuge heran und an dem Komthur vorbei brausten. Voll Verwunderung betrachtete

derselbe den Juden mit dem lang wehenden Kaftan, der inmitten der Heidenkrieger ritt und von ihnen sorgsam von allen Seiten umringt gehalten wurde.

An der Krümmung des Weges prallte die Heidenschaar plötzlich zurück, „Kyrie eleison!" schallte es ihnen mit wohlbekanntem Schreckenston entgegen, und die Ordenskrieger warfen sich auf den Feind.

Doch die Lietauer wichen nicht. Kaum hatten sie die geringe Anzahl ihrer Feinde erkannt, so schwirrten Speer und Keule durch die Luft, und mehr als einer der Ordenskrieger wurde bügellos. Mit wildem Ungestüm prallten die Schaaren zusammen und das Handgemenge tobte auf dem schmalen Wege.

„Kyrie eleison!" schallte es plötzlich auch im Rücken der Heiden, und der Komthur führte die Seinen zum Angriff.

Augenblicklich geriethen die Heiden in die wildeste Unordnung. Nur auf Flucht bedacht, warfen sie ihre Rosse herum und suchten die zweite feindliche Schaar zu überstürmen. Doch Kuno von Hattenstein zeigte, daß nicht umsonst der Volksmund ihn einen der tapfersten Heidenvertilger nannte. An der Spitze seiner Krieger führte er seine breite Klinge mit furchtbarer Wirkung, und die Heiden sahen sich zwischen zwei Mauern eingeklemmt, die nicht zu überwältigen waren. Näher und näher schlossen die Mauern sich zusammen, und vor den schwergepanzerten Brüdern des deutschen Hauses sanken die flüchtigen Söhne der samaitischen Steppen in ihr Blut.

Nur wenigen gelang es, ihre Rosse durch die dichtstehenden Waldbäume hindurchzudrängen und an einer andern Stelle die Straße wieder zu gewinnen; kaum zehn von der ganzen Heidenschaar sah man den Weg, den sie gekommen, unversehrt zurückflüchten.



Unverwandt hatte der Komthur in dem Kampfe sein Auge auf den Juden gerichtet. Er sah ihn sich an den Waldrand drängen, um den Geschossen auszuweichen; er selbst führte keine Waffen.

Schnell sanken die eingeschlossenen Heiden unter den Klingen der Ordenskrieger; bald drang der Komthur bis zu dem Juden durch. Dieser machte keinen Versuch zur Flucht, sondern suchte sich den Deutschen so viel als möglich zu nähern, und als die Lietauer um ihn her gefallen waren, da rief er mit heller Stimme dem Komthur den Christenruf: „Kyrie eleison!" entgegen.

„Ungläubiger Hund!" zürnte der Komthur, „wagst du es, uns jetzt zu verhöhnen? Mit deinem Leben sollst du es büßen!" Und er hob die blitzende Klinge zum tödtlichen Streiche.

„Haltet ein!" rief der Jude in deutscher Sprache, „haltet ein, ich bin ein Christ wie ihr! Seht das heilige Zeichen!" Von seinem Halse riß er ein goldenes Kreuz und hielt es hoch empor.

Kuno von Hattenstein senkte sein Schwert.

„Wenn du ein Christ bist," versetzte er finster, „so kannst du nur ein Verräther sein, sonst fänden wir dich nicht in der Gemeinschaft mit den verruchten Heiden."

„Auch ein Verräther bin ich nicht," entgegnete der Fremde, indem er seinen langen schwarzen Kaftan von

sich warf und nun in der Tracht eines deutschen Bürgers aus den preußischen Landen erschien, „Berthold Markwart heiße ich, bin ein Bürger von Elbing, und war unter die Heiden gezogen, um den Handelsherrn Eberhard Rundorf, den ein Bajor gefangen hielt, zu befreien. Herr Eberhard Rundorf erlangte seine Freiheit wieder, mich aber hielten die Heiden bei sich bis zu diesem Augenblicke, und euch danke ich, nächst dem wunderbaren Beistande der gnadenreichen Gottesmutter, meine Rettung." Er küßte das goldene Kreuz und verbarg es wieder unter seinem Gewande.

Mit verächtlichen Blicken folgte der Komthur den Bewegungen Berthold's.

„Ihr entgeht mir nicht so leicht," sagte er in strengem Tone, „ihr seid dennoch ein Verräther, und mögt wohl längst euren Christenglauben abgeschworen und den heidnischen Götzen euch ergeben haben."

Stellt mich auf die Probe!" versetzte Berthold ruhig, „laßt mich dem Priester beichten, laßt mich auf die Hostie schwören, ich bin ein Christ wie ihr, und bin bereit, um die Sache meines Glaubens mein Leben einzusetzen, wie ihr oder irgend einer eurer Genossen vom erlauchten Orden der gebenedeiten Himmelskönigin."

„Wenn ihr es treu mit uns meint," erwiderte Kuno von Hattenstein, „so meldet mir, wie es bei den Lietauern aussieht. Wie stark sind die Schaaren, die im Lande Barten hausen? Und wer führt sie an von den lietauischen Bajoren?"

„Kinstut selber führt sie," versetzte Berthold, „mit



dreißigtausend auserlesenen Reitern steht der Großfürst unweit Rastenburg."

„Heilige Jungfrau!" rief der Komthur bestürzt aus, „redet ihr die Wahrheit?"

„Gestern habe ich selbst den Großfürsten verlassen," erwiderte Berthold, „als Boten wollte er mich, da er mich für einen Juden ansah, zum Fürsten Olgjerd senden. Seht hier das Pergament, von Kinstut's eigener Hand beschrieben, das ich überbringen sollte."

Hastig griff der Komthur nach dem Schriftstück.

„Bei St. Georg!" sagte er in zornigem Tone, „das sind die verfluchten Zeichen, die kein Laie und kein Priester entziffern kann. Redet, was steht auf dem Pergament geschrieben?"

„Ich vermag es eben so wenig zu lesen als ihr," entgegnete Berthold, „auch kenne ich nicht das geringste über Kinstut's Absichten. Ich bin froh, seinen Händen entronnen zu sein."

„Ihr habt keinen Grund, euch zu freuen," versetzte Kuno von Hattenstein barsch, „daß ihr als Christ getauft und erzogen seid, unterliegt bei mir jetzt keinem Zweifel mehr; ob ihr unter den Heiden ein getreuer Christ geblieben seid, weiß ich nicht, ich kann es nicht glauben; daß ihr ein Verräther seid, unterliegt für mich gar keinem Bedenken, denn wenn ihr wirklich ein aufrichtiger Diener eures Heilands wart, so hättet ihr lieber den Tod erduldet, als daß ihr euch zum Boten des Heidenfürsten hergabt."

„Beladet eure Seele nicht mit schwerem Unrecht!"

erwiderte Berthold, „hätte ich mein Christenthum nicht durch das Kleid des Juden gedeckt, so wäre der gefangene Handelsherr nicht befreit, und auch ihr hättet wahrscheinlich jetzt nicht die Nachrichten über die Lietauer, die dem ganzen Orden so wichtig sind. Warum fordert ihr von mir Verantwortung für schweres Geschick, das die Hand der Heiligen mir zur Prüfung auferlegte?“

„Eure Worte sind schlangenglatt, wie die Rede aller Verräther,“ entgegnete der Komthur; „andere Pflichten rufen mich jetzt schleunigst von hinnen, ich kann euch nicht genauer verhören und euch euer verdientes Urtheil sprechen. Ich sende euch und den Zeugen eures Verraths, das Dokument, zum Hochmeister nach Königsberg; dort werdet ihr eurem Lohn nicht entgehen.“

„Ich sehe,“ versetzte Berthold, „daß die Heiligen beschlossen haben, meine Prüfung noch nicht zu endigen. Ein böser Schein zeugt gegen mich, doch ich vertraue auf den Beistand der gnadenreichen Gottesmutter. Sie wird schon Wege finden, meine Unschuld dem Hochmeister und seinen Richtern zu offenbaren.“ —

Zwanzig Ordenskrieger unter dem Geleit zweier Ritter, welche dem Hochmeister die wichtige Botschaft zutrugen, führten den Gefangenen mit sich nach Königsberg, wo er in Gewahrsam gehalten wurde, bis die Beendigung der Kriegsstürme Zeit zur Untersuchung des wichtigen Falles schaffen würde.

Der Komthur Kuno von Hattenstein hatte seinen Zug gegen Rastenburg vorsichtig fortgesetzt, um zu erfahren, wohin die Lietauer sich wenden würden.



Als aber die entronnenen Krieger aus Berthold's Begleitung zu dem Großfürsten flüchtig zurückkehrten und berichteten, daß der Bote in die Hände der Ordensbrüder gefallen sei, da erkannte Kinstut, daß sein Plan auf die Marienburg und die Städte am Weichselstrom nun unausführbar sei. Das Heer des Hochmeisters von Westen her anzugreifen, bot sehr große Schwierigkeit, da dasselbe zum größten Theil hinter den Mauern und Wällen von Königsberg lag; auch konnte auf ein gleichzeitiges Eingreifen des Fürsten Olgjerd und seiner Tataren keineswegs mit Sicherheit gerechnet werden.

Es blieb dem Großfürsten also nichts weiter übrig, als sich mit dem Fürsten Olgjerd zu vereinigen, bevor der Hochmeister ihm den Weg versperrte.

Die wilden Schaaren setzten also ihren stürmenden Zug nach Nordosten fort. Sie überschritten die Alle und den Pregel und legten den ganzen Weg in solcher Schnelligkeit zurück, daß die Vereinigung der beiden Heere im Osten von Königsberg bereits stattgefunden hatte, als der Komthur von Brandenburg die Nachricht von den Bewegungen Kinstut's ins Heerlager des Hochmeisters brachte.

Dem Hochmeister Winrich von Kniprode war es keineswegs unbekannt geblieben, von welcher großen Gefahr das Preußenland bedroht wurde. Der Komthur von Ragnit, Burchard von Mansfeld, hatte im Winter durch seine Kundschafter Nachricht von den gewaltigen Kriegsrüstungen Kinstut's, von seinem Bündnisse mit dem Chan Mamai erhalten, und alles, was er in Er-

fahrung gebracht, sogleich dem Hochmeister gemeldet. Dieser hatte seine Maßregeln getroffen, und eine sehr starke Kriegsmacht nach Königsberg entboten. In den ersten Tagen des Februar begab er selbst sich dahin, um persönlich die Führung des Heeres zu übernehmen.

Sämmtliche hohen Gebietiger des Ordens waren in dieser ernsten Stunde um den Meister. Sechsundzwanzig Komthure waren mit den Ordensbrüdern ihrer Konvente, mit der waffenfähigen Mannschaft ihrer Gebiete und mit zahlreichen Söldnern nach Königsberg gezogen; auch fremde Kriegsgäste, edle Herren aus Deutschland und Schottland hatten sich angeschlossen. Vierzigtausend erprobte, für ihren Glauben begeisterte Streiter folgten dem Hochmeister in den Heidenkampf.

Es war an einem Sonnabend, als die sichere Nachricht von der Nähe der beiden feindlichen, nunmehr vereinigten Heere nach Königsberg gelangte. Sofort ordnete der Hochmeister den Aufbruch für den folgenden Tag an.

In der Frühe des Sonntags Exsurge, des 17. Februars 1370, leuchtete von den nahen Höhen, auf denen das Dorf Quedenau lag, ein großes Feuer nach Königsberg hinüber. Kinstut hatte das Dorf in Brand stecken lassen, um den Hochmeister dadurch aus den Mauern von Königsberg hervor zu locken und ihn zur Schlacht im offenen Felde zu zwingen. Denn der Großfürst baute auf seine gewaltige Uebermacht, und glaubte den Sieg schon in seinen Händen zu halten.

Winrich säumte nicht, der Herausforderung Folge zu leisten.



Nachdem die Ordenspriester dem ganzen Heere die Messe gelesen und es feierlich zum blutigen Kampfe eingesegnet hatten, brach das Heer auf.

Voran zog mit zweihundert edlen Rittern der Ordensmarschall Hennig Schindekopf; dann folgten die prachtvollen Ordensbanner, die Heerfahne mit dem Bildniß der Jungfrau Maria, getragen von dem Ritter Georg von Hertenberg, und das Banner des heiligen Georg. Hinter ihnen ritt der Hochmeister mit seinen Gebietigern, und ihm auf dem Fuße drängte sich Schaar auf Schaar, erzgepanzerte Ritter, Bürger des Landes mit Streitaxt, Schwert und Speer, Bogenschützen in der Blechhaube, die Köcher mit Todesboten gefüllt. Unendliche Freudigkeit füllte das ganze Heer; jeder wollte es dem andern zuvorthun, um der erste am Feinde zu sein.

Als der Hochmeister die Höhen von Quedenau erreicht hatte, sah er die zahllosen Massen des feindlichen Heeres in geringer Entfernung in Schlachtordnung vor sich.

Neben dem Dorfe Rudau hatte Kinstut seine Massen aufgestellt. Die Front seiner Schlachtordnung war nach Süden gerichtet, den Rücken deckte ein nördlich gelegener Wald. Auf dem linken Flügel standen die Tataren und ein Theil der Lietauer unter dem Befehl des Fürsten Olgjerd; den rechten Flügel, der aus Lietauern und Samaiten gebildet war, führte Kinstut in eigener Person an. Sein Schwager, der Fürst Wesewilte, hielt neben ihm mit auserlesenen Reiterschaaren, bereit, wo es Noth that, zu Hilfe zu eilen.

Schnell und entschlossen ordnete der Hochmeister sein

Heer zum Kampfe. Dem Fürsten Olgjerd trat der Ordensmarschall gegenüber, dem Großfürsten stellte der Hochmeister sich mit seinen Schaaren entgegen; bei ihm standen außer den Ordenstruppen auch die Bürger der westlich gelegenen Städte, die von Thorn, von Kulm, von Marienburg, von Danzig, von Elbing 2c.

Das Ordensheer eröffnete den Kampf.

In vier dicht geschlossenen Kolonnen sprengten die Ritterbrüder gegen den Feind an. Ihre schweren Rosse, ihre starken Lanzen, ihre breiten Schwerter schufen unwiderstehlich blutige Bahnen in der unordentlich gedrängten Masse des lietauischen Fußvolks, und hunderte von Heiden fanden beim ersten Ansturm der Ritter den jähen Tod.

Doch mit wüthendem Geheul warfen die Tataren sich nun in den Kampf; sie umdrängten und umflutheten die Ritter von allen Seiten, sie unterbrachen theilweis die Verbindung mit dem nachfolgenden Fußvolk des Ordens, und nach Verlauf von kaum einer Stunde waren beide Heere im verzweifeltsten Handgemenge in einander gewirrt, und Mann focht gegen Mann in der furchtbarsten Erbitterung.

In kühner Todesverachtung warfen die tapfersten Helden des Ordens sich in das dichteste Gewühl der Feinde; vor allen suchte ihr Schwert nach den Heidenfürsten. Tausende sanken mit schweren Wunden auf die Schneefelder hin, neben dem edlen Ritter der schweifende Tatare, neben dem wilden Lietauer der angesessene Bürger einer betriebsamen preußischen Stadt. Keiner wollte dem





„In vier dicht geschlossenen Kolonnen sprengten die Ritterbrüder gegen den Feind.“

andern weichen; die Heiden bauten auf ihre Uebermacht, die Christen auf ihre entschlossene Tapferkeit und den Beistand ihrer Heiligen.

Heiß wogte und schwankte der Kampf hin und her; bald auf der einen, bald auf der andern Seite wurde ein Vortheil erstritten und verloren; der Tod hielt eine furchtbare Ernte. Der Mittag kam, doch immer noch stand die Schlacht, und noch deutete kein Anzeichen darauf hin, nach welcher Seite der Sieg sich wenden würde.

Im Heere des Fürsten Olgjerd befanden sich sein Sohn Jagal und sein Neffe Widowd, Kinstut's Sohn. Beide waren noch jung, sie waren zum ersten Mal in den Kampf gegen die Christen gezogen, und um ihr Leben so sicher als möglich zu stellen, hatte Olgjerd ihnen den Platz neben der großen lietauischen Heerfahne angewiesen, welche von den tapfersten des ganzen Heeres geschützt wurde.

Diese Fahne war von ungewöhnlicher Größe, fünf Ellen lang, drei Ellen breit, von weißem Tuche. Zwei Pferde standen darauf, welche einen Schild zwischen sich hielten; auf demselben stand das Brustbild eines Menschen mit einem Bärenkopfe, der den Rachen aufreißt. Seltsame Schriftzeichen in dem Schilde galten bei den Lietauern für einen heiligen, siegbringenden Spruch; die Christen vermochten ihn nicht zu entziffern und haben auch die Bedeutung desselben nie erfahren.

Als nun der wogende Kampf von Stunde zu Stunde sich hinzog, und die Heiden, ungeachtet Tausende von ihnen hinsanken, nicht entmuthigt wurden, sondern ihre

zahllosen Massen immer von neuem in den Streit trieben, da faßte der Ordensmarschall Hennig Schindekopf den Entschluß, zu versuchen, ob er nicht das Hauptbanner der Heiden in seine Gewalt bringen könnte.

Er sammelte sechzig der tapfersten Ritter um sich, rief den Komthur von Brandenburg Kuno von Hattenstein an seine Seite, und unter der Führung dieser beiden gefeierten Helden brach die Ritterschaar in den Feind ein und nahm ihre Richtung auf die weithin sichtbare große Fahne, die im Winde lustig flatterte.

Der Andrang der todesmuthigen Ritter war unwiderstehlich. Sie mähten alles nieder, was ihnen in den Weg zu treten wagte, und langsam aber sicher näherten sie sich dem Punkte, wo sie das Heiligthum des Feindes unmittelbar angreifen konnten.

Dem Fürsten Olgjerd entging die Gefahr nicht, die dem Banner und zugleich den Fürstensöhnen drohte. Er suchte vor allen die letzteren zu schützen, und befahl ihnen, das Schlachtfeld zu verlassen.

Die lietauischen Krieger sahen die Söhne ihrer Fürsten sich zurückziehen; ihr Muth sank, sie glaubten, daß der Kampf ungünstig für sie stehe. Ihr Eifer ermattete, sie fingen an zu wanken, sie gingen langsam aus ihren Stellungen zurück. Noch schleuniger wurde diese Bewegung von den Tataren ausgeführt; sie kannten ja überhaupt eigentlich kein langes stehendes Gefecht, sondern nur wilden Ansturm und rasches Zurückweichen.

Der Marschall zeigte den Seinigen den wankenden Feind.



„Seht!“ rief er, „die Heiligen verlassen uns nicht! Schon ermatten die Heiden. Auf! noch eine kurze Anstrengung, und der Sieg ist unser!“

Mit neuem Ungestüm wirft sich der Held in das tobende Gewühl; seine Begleiter folgen unverzagt einem solchen Führer, sie gelangen in die unmittelbare Nähe des Banners. Die Aussicht, das größte Heiligthum der Heiden zu gewinnen, spannt ihren Muth und ihre Kräfte zu den gewaltigsten Anstrengungen an; unter ihren Hieben fallen die Vertheidiger des heiligen Banners, Kuno von Hattenstein ist der erste, der die Hand nach der Fahne ausstreckt. Doch ein feindlicher Speer dringt mit wüthendem Stoße durch die Schulterringe des Komthurs und durchbohrt die Brust des Helden. Sterbend stürzt Kuno von Hattenstein unter die Hufe der Rosse.

Aber der Marschall läßt die Beute nicht fahren. Sein Schwert streckt den Fahnenträger nieder, er faßt das fallende Banner mit starker Hand und reißt es zu sich aufs Roß. Das Heiligthum des Feindes, das Kleinod, an dessen Besitz der Sieg geknüpft war, ist erobert.

„Kyrie eleison!“ donnert das Siegesgeschrei der Christen in die Ohren der bestürzten Heiden, und der Marschall wendet sich um auf seinem Rosse und zeigt mit hocherhobenem Arme dem Christenheere die gewonnene Beute.

Aber auch der Hochmeister hatte bemerkt, daß der feindliche linke Flügel wankte. Er übergab dem Großkomthur Wolfram von Baldersheim den Oberbefehl, er selber sprengte zu den berittenen Bürgern aus Kulm

hinüber, welche, fünfhundert an Zahl, noch wenig in den Kampf gekommen und daher noch frisch an Kraft waren. Der Hochmeister ruft sie an, die Stunde sei gekommen, in welcher die Heiligen die Entscheidung des Tages an die Spitze ihrer tapfern Schwerter gebunden.

„Ich selbst werde euer Führer sein!“ ruft er, „folgt mir, deutsche Brüder!“ Jauchzend beantworten die kampferprobten, arbeitharten Bürger den Zuruf des Landesfürsten, und spornen ihre wuchtigen Rosse zum ungestümen Vorstoß.

Gerade in dem Augenblicke, in welchem der Marschall das eroberte Banner emporschwang, brechen die Kulmer in den wankenden feindlichen linken Fügel ein, und vollenden die Entmuthigung, die Niederlage des Fürsten Olgjerd. In wilder Flucht stürzen die Podlachier und die Tataren dahin. Der Marschall spornt alle seine Truppen zur eifrigsten Verfolgung an, der Hochmeister kehrt um und führt die kulmischen Banner gegen den feindlichen rechten Flügel, wo Kinstut immer noch Stand hält und verzweiflungsvoll um den Sieg ringt.

Doch der Tag ist bereits entschieden. Vom Großkomthur aufs heftigste bedrängt, vom Hochmeister in der Flanke gefaßt, wendet auch der Großfürst sich zur Flucht. Der ruhmvollste Sieg ist erkämpft, das furchtbare Heidenheer ist gänzlich zerstreut; mehr als elftausend Lietauer und Tataren bedecken das Schlachtfeld, das geheiligte Heerbanner der Götter, auf dessen wunderbare Kraft



die Großfürsten und ihre Schaaren in stolzer Siegesgewißheit vertrauten, ist eine Beute der Brüder vom deutschen Hause geworden. Glorreich ist die Herrschaft des Ordens aufrecht erhalten, und die Heiden sind bis in den tiefsten Staub gedemüthigt.

Die Früchte eines so heißerkämpften Sieges voll zu ernten, war jetzt die Sorge des Marschalls.

Bedeutende Abtheilungen der beiden feindlichen Heere hatten sich in den umliegenden Wäldern zu neuem Widerstande aufgerafft, um die Flucht der Ihrigen zu decken. Hennig Schindekopf sandte seine Streiter zu allen Punkten hin, wo noch Heidenkrieger die Waffen hoben.

Am lebhaftesten war der Kampf zwischen den Dörfern Laptau und Transzau bis gegen Mülsen hin. Hier hatte Fürst Wesewilte starke Schaaren der Samaiten gesammelt und suchte durch Verhaue die Wege für die Ordenskrieger zu sperren. Der Marschall griff ihn aufs heftigste an, und auf dem Transzauer Felde entbrannte ein neuer blutiger Streit, der noch die schwersten Opfer des Tages fordern sollte.

Als die Ordenskrieger, von dem Marschall ungestüm angefeuert, nahe daran waren, die Heiden zu überwältigen, warf Wesewilte sich dem Marschall selbst entgegen. Ein Wurfspeer, von des Heiden Hand aus der nächsten Nähe geschleudert, traf den Marschall ins Auge und warf ihn vom Rosse. Mit Siegesgeschrei wollte Wesewilte sich über den gestürzten Helden hermachen und ihn mit dem Schwerte vollends tödten. Doch ein Ordens=

krieger trat vor das Roß Wesewilte's und stieß dem Heidenfürsten seinen Speer durch die Panzerringe in den Leib, daß die Spitze aus dem Rücken wieder hervordrang, und Wesewilte augenblicklich todt zu Boden stürzte.

Mit gellendem Schmerzensgeheul sahen die Heiden den besten Mann ihres Heeres fallen. Sie boten alle Kräfte auf, sich wenigstens des Leichnams zu bemächtigen, und als es ihnen gelang, den leblosen Körper auf ein Roß zu heben, gaben sie allen Widerstand auf und jagten in der schleunigsten Flucht von dannen.

Die Ordenskrieger aber blieben zurück, um dem Marschall Hilfe zu bringen.

Sie lösten das Helmband des Gefallenen und entledigten das Haupt der ehernen Hülle. Das Antlitz des Tapfern war von Blut gänzlich überströmt, sein Bewußtsein war geschwunden, sein Athem ging nur schwach. Wenn Rettung noch möglich war, so mußte der Marschall schleunigst unter Dach und Fach und in die sorgsame Pflege eines kundigen Arztes geschafft werden.

Einer der Ritter zog aus seinem Gewande eine hochheilige und kostbare Reliquie hervor, einen Splitter des wahren Kreuzes. Das Kästchen, in dem das Kleinod verwahrt wurde, legte er dem todwunden Marschall auf die Brust, um dadurch das gefährdete Leben zu schützen. Aus ihren Lanzen und aus rasch gebrochenen Baumzweigen flochten die Krieger eine Bahre zusammen, hoben den Verwundeten hinauf, und vier edle Ritter






„.... vier edle Ritter trugen ihn auf ihren Schultern ...“

trugen ihn auf ihren Schultern langsam und vorsichtig dem Dorfe Laptau zu, neben welchem eine Ritterburg stand. Die übrigen Genossen des letzten Kampfes hatten den Streit gegen die Heiden gänzlich vergessen, sie folgten alle dem Zuge und horchten schweigend, ob der Marschall ein Wort reden würde, aus dem sie Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens schöpfen könnten.

Noch war der Zug eine Strecke von Laptau entfernt, da begann der Verwundete leise zu stöhnen. Die Träger gingen noch langsamer, aber die Schmerzenslaute wurden dumpfer und röchelnder.

Die Ritter setzten die Bahre langsam nieder, und betteten die theure Last sanft auf den Schnee. Alle umdrängten den Helden, und als sie ihre Blicke auf sein Antlitz richteten, da sahen sie die Lippen unter den letzten Seufzern beben, und vor ihren Augen verschied der Held auf demselben Felde, das er an demselben Tage durch seine Tapferkeit auf ewige Zeiten verherrlicht hatte.

Da knieten die Brüder vom deutschen Hause nieder und beugten das Haupt, und sprachen mit gefalteten Händen die Todtengebete für den größten Helden ihrer Bruderschaft.

Einen mächtigen Steinblock, der in der Nähe lag, wälzten sie an die Stelle, wo der Marschall Hennig Schindekopf seine Heldenseele ausgehaucht hatte, dann trugen sie die Leiche zur Burgkapelle von Laptau hinüber, setzten sie vor dem Altar nieder, und zwei Priesterbrüder des Ordens hieltend betend die Todtenwacht dabei.

Die Krieger aber bestiegen ihre Rosse wieder, und

jagten mit stürmender Hast hinter den Heiden drein, den Tod des Marschalls zu rächen.

Keine Gnade, keine rettende Statt wurde den flüchtenden Heiden zu Theil. Alles, was den Ordenskriegern vor die Klinge kam, wurde erbarmungslos niedergehauen. Tausende fielen auf der Flucht, Tausende wurden von den Landleuten erschlagen, Tausende ertranken in den Flüssen und in dem kurischen Haff, da das Eis unter den Massen zusammenbrach. In die Wälder und die Sümpfe verkrochen sich die Flüchtigen, und hier kamen die meisten vor Hunger und Kälte um. Furchtbar wurden die Ritter der Ortelsburg, die wehrlosen Landbewohner von Galindien und Barten gerächt.

Eine große Schaar von Samaiten, wohl an sechstausend, wurde von den verfolgenden Ordenskriegern umzingelt. Die Heiden warfen sich auf die Knie, flehten um Gnade und gelobten, sich taufen lassen und Christen werden zu wollen. Man verschonte sie und vertheilte sie als Gefangene auf die Burgen des Preußenlandes.

Nur wenige Krieger waren es, mit denen die lietauischen Fürsten über ihre Grenzen flüchteten. Der Chan Mamai kehrte sogleich mit dem Ueberrest seiner Reiter in die Heimath zurück. Es gelüstete ihn nie wieder, die räuberischen Hände nach dem Gute des deutschen Ordens auszustrecken.

Die Siegesfreude des Hochmeisters aber wurde gedämpft durch die Trauer um die Todten. Ihr Andenken zu ehren, war seine erste Sorge, nachdem er von der blutgetränkten Wahlstatt heimgekehrt war.



An der Stelle, wo der heldenmüthige Marschall, Winrich's langjähriger Kampfgenosse, gestorben war, ließ der Meister eine Denksäule aus Granit aufrichten, die den Namen des gefallenen Streiters trug. Noch heute steht das Maal und erinnert den Wanderer an die gewaltigen Kämpfe, an die todesfreudige Aufopferung der Brüder vom deutschen Hause, der Helden der ewigen Himmelskönigin.

Zu Rudau und zu Laptau ließ der Meister schön geschmückte Kapellen erbauen, und ließ hier Seelenmessen für das Heil der erschlagenen Christen lesen. Inschriften in diesen Kapellen priesen den Namen und die Tapferkeit der Gefallenen, und redeten von den Erfolgen des großen Tages, zur dauernden Erinnerung für die kommenden Geschlechter.

Der fromme Sinn des Meisters vergaß auch keineswegs den Dank, der dem Himmel für den glorreichen Sieg gebührte. Viele Klöster des Landes wurden mit reichen Gaben bedacht, und zu Ehren der gebenedeiten Jungfrau wurde vor der Stadt Heiligenbeil ein schönes Kloster für Augustinermönche aufgeführt; was es an heiligen Geräthen, an Schmuck und an Büchern bedurfte, das spendete der Meister mit offener Hand.

Fast noch von dem Schlachtfelde riefen Boten ihn zum Haupthause des Ordens zurück, wo ein erlauchter Gast seiner wartete. König Waldemar von Dänemark war es, der von den deutschen Hansestädten, deren Handel er angefeindet hatte, aus seinem Lande vertrieben worden war. Er kam nun, die Vermittlung des Hochmeisters zu einem billigen Frieden anzurufen.

So schützte Winrich von Kniprode sein blühendes Ordensland mit unüberwindlicher Hand gegen die furchtbaren Völkerstürme des Ostens, und als einer der ersten Fürsten seiner Zeit trat er in schiedsrichterlichem Spruche zwischen streitende Fürsten und Völker.

Doch auch das kleinste entging seinem großen Geiste nicht. Als er von Königsberg nach Marienburg zurückkehrte, folgte ihm auf sein Geheiß unter sorgsamer Bewachung der junge Goldschmied. Die Richter des Haupthauses sollten ihm seinen Spruch nach Recht und Gesetz fällen.

---

## 7.

## Der Spruch des Meisters.

„Hast du ausgerichtet, Lukas, was ich dir gebot? Sind alle Diener unseres Hauses hierher beschieden?“ — so fragte Frau Elisabeth Rundorf den alten Lukas, den treuen Diener ihres nun als todt betrauerten Gemahls.

„Im Vorzimmer harren alle eures Wortes,“ entgegnete der Alte, dem große Thränen über die gefurchten Züge rollten.

„So öffne die Thüren, und laß sie eintreten!“ gebot die Herrin, und trat neben den großen runden Tisch, auf dem ein kleines Kästchen mit Goldstücken stand. Sie hatte ihre Feiertagsgewänder angelegt, reiche Kleinodien schmückten Hals und Arme, und seltsam widerstrebte der



Glanz des Geschmeides und das Funkeln der Steine dem bleichen, kummerschweren Antlitz der Frau des Hauses.

Die Flügelthüren thaten sich langsam auf, und in den großen Saal traten alle, die in den Diensten des Hauses Rundorf standen, vom ersten bis zum letzten. Manchem von ihnen hatte die Last der Jahre die Locke gebleicht, neben den Vätern standen jugendliche Söhne; jedes Lebensalter war unter der kleinen Schaar vertreten, die ernst und schweigend jetzt vor ihrer Herrin erschien, mit pochenden Herzen, mit Blicken banger Erwartung.

Auf dem Tische neben dem Geldkästchen lag das große Hauptbuch, in schwarzen Sammet gebunden, die Ecken mit Silber beschlagen.

Frau Elisabeth Rundorf sah die bekannten Gesichter der lang erprobten Getreuen vor sich, und es zuckte über ihr eigenes Antlitz wie ein tiefer Schmerz, daß sie sich gewaltsam aufraffen mußte, um ihre Fassung mühsam zu behaupten.

„Die Stunde ist gekommen,“ hub sie an zu reden, „die nicht euer Fleiß und eure Treue, nicht unsere Gebete, nicht die Fürbitte bei den Heiligen abzuwenden vermochte. Ihr Diener des Hauses Rundorf, der Wille der Heiligen hat Schmerz und Unglück über uns ausgeschüttet, ihr Wille hat unser Haus zum Fall gebracht. Ich bin im Begriff, das Hauptbuch und die Schlüssel des Hauses auf dem Rathhause nieder zu legen!“

Aus mehr als einem Munde brach ein Schmerzensschrei hervor, und mehr als einer der Männer preßte die gerungenen Hände auf die bebende Brust.

Frau Elisabeth allein bewahrte ihre Ruhe.

„Noch kann ich meinen ehrlichen Namen mit hinausnehmen,“ sagte sie, „auch die letzte Forderung unserer Gläubiger wird gedeckt werden, wenn unsere liegenden Gründe, unser Waarenlager, unser sonstiges Hab und Gut verkauft sein wird. Mir aber bleibt außer diesen wenigen Münzen nichts als das Bewußtsein, daß von dem Hause Rundorf keinem Menschen ein Unrecht geschieht. Dieses Gold ist noch mein ehrliches Eigenthum; mein größter Schmerz ist es, daß ich eure treuen Dienste nicht vergelten kann, und daß ich auch euch die Thür des Hauses verschließen muß, dem ihr eure besten Kräfte gewidmet habt. Empfangt denn von mir die letzte Gabe, die ich zu bieten vermag. Diesen letzten Ueberrest der einstigen Fülle theile ich mit euch — der barmherzige Gott wird euch und uns nicht verlassen.“

Sie ergriff das Kästchen und faßte das Gold in ihre Hand. „Tretet herzu! Es ist eine kleine Gabe; jedem biete ich gleiches Theil, denn uns alle trifft das Unglück dieses Hauses. Tretet herzu!“

Keine Hand aber streckte sich aus, die schmerzliche Spende in Empfang zu nehmen.

„Nehmt es hin, ihr Freunde meines Hauses,“ bat Frau Elisabeth mit bewegter Stimme, „für mich und meine Tochter wird gesorgt werden. Macht die Last meines Herzens nicht noch schwerer; ich verlor ja schon so viel!“

Da trat der bejahrte erste Buchhalter des Hauses aus der Reihe hervor. „Herrin,“ sagte er, „uns war



nicht unbekannt, was wir aus eurem Munde hören sollten, wenn es zu fassen und zu glauben uns auch kaum möglich war. Nun hören wir es mit Ohren, daß der Fall unseres guten Hauses nicht länger hinausgeschoben werden kann, und wir fügen uns in den Willen des allmächtigen Gottes und seiner Heiligen. Doch was von uns allen noch niemand glauben kann, das ist, daß unser Herr nie wiederkehren sollte. Mag es sich auch noch verziehen, wir hoffen doch, daß Herr Eberhard einst wieder in sein Haus einziehen und seine Handlung neu aufrichten werde. Darum haben wir alle beschlossen, uns nicht zu trennen und in alle vier Winde zu gehen, sondern wir haben uns gelobt, bei einander zu bleiben. Gemeinsam wollen wir erwerben, was jedem einzelnen erforderlich ist, und brüderlich wollen wir zu einander stehen, bis unser Herr wiederkehrt und uns wieder in seinen Dienst rufen wird.“

Eine Thräne glänzte in Frau Elisabeth's Auge. „Habt Dank, ihr Getreuen,“ sagte sie, „eure Anhänglichkeit und eure Zuversicht lindert meinen Schmerz mehr als alles andere. Nehmt denn alle gemeinsam das letzte Gut des Hauses Rundorf, und seht es als das Wartegeld eures Herrn an. Sollte der Tag erscheinen, der kaum gehoffte Tag, an dem mein Herr Eberhard in die Thore seiner Vaterstadt schreitet, dann wird er seine treuen Diener nicht vergessen. Mögen alle Heiligen mit euch sein!“

Der Alte nahm das Kästchen in Empfang. „Vergeßt nicht, Herrin,“ sagte er mit leiser Stimme, „daß zum

Hause des Herrn Eberhard auch Frau Elisabeth Rundorf gehört!" Er küßte der Herrin die Hand, und danach nahten ihr alle bis zum letzten Packknecht und sagten ihr ein treugemeintes Abschiedswort, und einer nach dem andern entfernte sich.

Frau Elisabeth stand allein.

Es war, als lausche sie, ob nicht ein kräftiger Schritt erklingen, und der Verlorene wieder eintreten müsse.

Endlich wandte sie sich um und schaute mit starrem Blick noch einmal auf das Bild des Herrn Paulus Rundorf in seiner reichen Tracht, dann verließ sie rasch den Saal und begab sich in ihr Schlafgemach.

Sie öffnete den großen Kleiderschrank, der mit reichem Schnitzwerk versehen und mit vergoldeten Säulen geschmückt neben dem prunkvoll behangenen Himmelbett stand; sie nahm ein einfaches schwarzes Tuchgewand daraus hervor und breitete es über einen der Polsterstühle, die mit schwerer orientalischer Seide überzogen waren. Dann begann sie sich ihrer reichen Kleidung zu entledigen.

Sie löste aus den Ohren die venezianischen Gehänge mit den leuchtenden Topasen, legte von Hals und Brust die Nadeln und Spangen, von den Armen die goldschweren Bänder nieder in das Schmuckkästchen von Ebenholz, mit Silber und Perlen eingelegt, eine überaus kunstvolle Arbeit; nicht mit Hast arbeiteten die Hände, sondern ruhig legten sie jedes Stück an seinen Platz auf den weichen weißen Sammet, und als das



letzte Kleinod geborgen war, schloß Frau Elisabeth den Kasten und schob ihn zurück an seinen Platz unter dem Silberspiegel.

Auch die reichen Gewänder that sie von sich und verwahrte sie in dem Kleiderschranke; dann legte sie ihr tägliches Hausgewand an; es war schwarz, da sie mitten in der Trauer lebte, in der Trauer um ihren Gemahl, um den Fall ihres Hauses, um den Herzenskummer ihrer Tochter.

Sie hatte ihren Anzug beendet, sie trat noch einmal an das reiche Ehebett heran, und stand mit gefalteten Händen davor still. Ihr Blick fiel auf die Wiege, in der einst ihr Kind, ihre Agnes sich geschaukelt hatte — wie im Krampfe hob sich die Brust der Frau Elisabeth, sie warf sich auf die Knie und preßte das Antlitz in die schwellenden Daunenkissen, und heiße Thränen entquollen ihren Augen. An die glücklichste Zeit ihres Lebens erinnerte sie diese Wiege, an die Stunden, als aus diesen Kissen ihr Kind sie anlachte und ihr die Aermchen entgegenstreckte, während Herr Eberhard neben ihr stand und der helle Freudenschein über sein ernstes Antlitz strahlte.

Damals — wer fragte nach dem Reichthum des Hauses Rundorf? Wer fragte nach der Zahl der Sterne am Himmel, der Tropfen im Meer?

König Waldemar's Schatz hatte sich gefüllt mit dem Raube der Rundorf's, in seinen festen Schlössern am Sunde und am Belt lagen die aufgehäuften Vorräthe von den reichsten Waaren, auf den Ballen stand die

Marke des Herrn Eberhard, auf den Meeren segelten die Galeiden, die Herr Eberhard bauen ließ, doch jetzt trugen sie dänische Söldner. König Waldemar's gewaltthätige Hand hatte Krone und Blüthe des stolzen Baumes geknickt — langsam trieb der Stamm noch Blatt um Blatt, doch sie welkten und fielen, und nun stand er kahl und dürr — wer trieb die stockenden Säfte wieder in den verdorrenden Stamm hinein?

Frau Elisabeth stand auf. Sie löste die Damastvorhänge, sie zog die seidenen Schnuren und verhüllte Wiege und Bett, als wolle sie beides gegen entweihende Blicke schützen; dann verließ sie das Schlafgemach; in diesen Räumen ruhte sie nicht wieder.

Im Vorzimmer harrte Lukas seiner Herrin; das große Hauptbuch lag neben ihm auf dem Tische, in seiner Hand hielt er die Perlen eines Rosenkranzes. Drang das Gebet der Mönche von Kadienen nicht mehr zu den Ohren der Heiligen empor?

„Wir beiden sind die letzten in dem verlassenen Hause," sagte Frau Elisabeth, „wir müssen uns bereiten zu dem schweren Gange, den die Heiligen uns nicht ersparen wollen. Wenn uns auch nichts von allem Besitz geblieben ist, so können wir doch ohne den geringsten Vorwurf die Schwelle unseres Hauses überschreiten. Wir wissen auch, wohin wir unsern Fuß setzen sollen, und dir, du treuer Freund, will ich nun mittheilen, wie mein Entschluß sich gestaltet hat."

Mit gespannter Erwartung richtete Lukas seine Augen auf das Antlitz der Herrin. Diese fuhr fort:



„Drei Wege sind es, die mir offen stehen. Für mich haben alte Freunde meines Gemahls sich bemüht, sie wollen meine Zukunft sichern, wenn ich diese Stadt verlassen will; meiner Tochter haben sie Aufnahme in einem Kloster zugesagt." —

Bei diesen Worten schrak der Alte sichtlich zusammen, und hob, als wolle er ein Unheil abwenden, seine Hand empor.

„Fürchte nichts," erwiderte Frau Elisabeth mit einem traurigen Lächeln, „ich weiß, daß der beste Trost meiner Agnes ihre Hoffnung auf ein Wiedersehen ist; auch würde ich mich nie mit der Sünde beladen, sie gegen ihren Willen in ein Kloster einführen zu wollen. Nein, Agnes bleibt bei mir, und wir beide" — sie richtete sich stolz empor — „wir beide wollen nicht von fremder Hand Almosen nehmen, sondern wir werden Mittel finden uns durch die Arbeit unserer Hände das zu schaffen, was uns Noth thut. Einen Freund kenne ich, von dessen unwandelbarer Treue ich fest überzeugt bin; seine Hilfe will ich für die ersten Tage gern annehmen, bis ich dem furchtbaren Geschick ins Auge zu sehen mich gewöhnt habe, und dieser Freund, Lukas, bist du!" Sie reichte dem Alten die Hand, welche dieser an seine Lippen zog.

„Du sagtest mir," fuhr Frau Elisabeth fort, „daß du deine jährlichen Ersparnisse zu deinem Bruder getragen habest, und daß dieser dadurch in Stand gesetzt sei, eine Werkstatt als Gürtler anzulegen. Dein Bruder ist nun auch alt geworden, er lebt mit seiner Ehefrau in seinem behaglichen Hause, und rüstige Ge=

hülfen führen den größten Theil seiner Arbeiten, bei denen auch künstliche Stickereien Verwendung finden. Du willst zu deinem Bruder gehen, Lukas, der dich so herzlich zu sich gerufen hat, und wir, meine Agnes und ich, wir gehen mit dir; unsere Hände sind geübt, mit der Nadel zu sticken, ich denke, wir werden mit der Heiligen Hilfe im Stande sein, so viel an Stickereien zu liefern, daß dein Bruder nicht an uns zu Schaden kommen wird."

Mit leuchtenden Augen und mit Thränen auf den Wangen schaute Lukas seine Gebieterin an.

„Schlimmere Tage als diese," sagte er, „habe ich nimmer gesehen, und doch, wenn ich daran gedenke, daß meine Herrin und unser Fräulein an den Thüren der reichen Freunde vorübergehen, und dem alten Lukas folgen, so muß ich sagen, daß ich in meinem langen Leben keine größere Freude erfahren habe, als in dieser Stunde!"

„Ich kannte dich, Lukas," entgegnete Frau Elisabeth, „und ich habe dich stets gekannt. Hast du meine Tochter in das Haus deines Bruders geführt, wie ich dir sagte?"

„Unser Fräulein," versetzte Lukas, „ist wohl aufgehoben bei meines Bruders Ehefrau."

„Ich danke dir," erwiderte Frau Elisabeth, „und nun komm, nimm das Hauptbuch, soeben schlägt die elfte Stunde vom Thurme St. Marien, begleite mich auf dem bittern Gange, der für eine vereinsamte Frau zu gehen zehnfach herzschneidend ist. Und doch danke ich



den Heiligen, daß nicht Herr Eberhard es ist, der diesen Weg jetzt gehen muß; er trüge es nicht. Komm, Lukas!"

Der Alte belud sich mit dem Hauptbuche, seine Herrin gab ihm einen Wink, voranzuschreiten, sie folgte ihm. Sie gingen über den weiten, hohen Hausflur, in dem ihre Schritte öde widerhallten; sie traten hinaus auf die Straße, und Frau Elisabeth drehte zweimal den großen Schlüssel mit Anstrengung im Schlosse um, zog ihn ab und ließ ihn in das Täschchen an ihrer Seite gleiten. Es war nicht groß genug, ihn zu fassen, er schaute daraus hervor, wie auch Frau Elisabeth ihn drehte. Als die alten Herren des Hauses Rundorf die stolzen Mauern aufführten und die Eingänge mit den massiven Schlössern verwahrten, dachten sie nicht daran, daß die Gattin ihres Enkels diesen Schlüssel aufs Rathhaus tragen sollte.

Drei breite Stufen führten von der Hausthür zur Straße hinab, die Langgasse war um diese Zeit stets sehr belebt. Viele Augen richteten sich auf die hohe Frauengestalt und den alten Diener mit seiner Last, doch kein Laut des Spottes, keine Miene der Schadenfreude gab sich kund; es schien, als habe ihr Unglück diese Frau der Menge noch ehrwürdiger gemacht.

Auf dem Rathhause waren unter dem Vorsitz der beiden Bürgermeister die Rathsherren zu feierlicher Sitzung versammelt. Mit scheuen Mienen flüsterten sie unter einander, und alle verstummten, als der Rathsdiener die Flügelthüren öffnete, und mit bleichem Ant-

litz, doch mit festem Schritt Frau Elisabeth Rundorf eintrat.

Sie verneigte sich vor der Versammlung; auf einen Wink von ihr legte Lukas das Hauptbuch vor dem ersten Bürgermeister nieder, dann verließ er den Sitzungssaal, um draußen seiner Herrin zu warten.

Der Bürgermeister nahm das Wort; er sprach: „Einem Ehrbaren Rathe habt ihr, Frau Elisabeth Rundorf, die Anzeige gemacht, daß in der von euch in Abwesenheit eures Gemahls geführten Handlung die Passiva an die Aktiva hinangestiegen sind. Ihr habt, so sagt ihr, die Ueberzeugung gewonnen, daß ein länger fortgesetzter Betrieb nur neue Verluste, die ihr zu decken nicht im Stande sein würdet, herbeiführen müsse, und ihr erbietet euch, alle eure liegenden Gründe und alle eure bewegliche Habe, welche Namen sie führen möge, mit alleiniger Ausnahme der täglichen Kleider für euch und eure Tochter, den Gläubigern eures Hauses abzutreten, damit ihnen ihr Recht werde. Ist dies eure wohlerwogene Meinung und euer fester Wille?"

„Ja, das ist es!" entgegnete Frau Elisabeth.

„Seid ihr bereit, den Eid zu leisten, den die Satzungen unserer guten Stadt Elbing für solche Fälle vorschreiben?" fuhr der Bürgermeister fort.

„Ich bin es!" lautete die Antwort.

Auf einen Wink des Bürgermeisters erhob sich einer der Rathsherren, öffnete eine Seitenthür, und in den Saal trat der Pfarrherr der Marienkirche in seiner Amtstracht. Er trug ein Kästchen mit hochheiligen Reliquien in seiner Hand, bei dessen Anblick der gesammte Rath sich von den Sitzen erhob und alle Anwesenden sich bekreuzten.



Der Pfarrherr setzte das Kästchen auf den Amtstisch des Bürgermeisters, Frau Elisabeth legte die linke Hand darauf, die rechte aufs Herz, und in dieser Stellung sprach sie dem Priester die Worte des Eides nach:

„Hier schwöre ich, Elisabeth Rundorf, beauftragt und bevollmächtigt durch meinen Eheherrn, den Handelsherrn Eberhard Rundorf, dessen gegenwärtigen Aufenthaltsort ich nicht kenne, von dem ich auch nicht weiß, ob er lebt oder gestorben ist: daß ich aus dem Hause meines Eheherrn fortgegangen bin, ohne irgend etwas mit mir zu nehmen von meinem und meines Eheherrn gesammten Eigenthum, als die täglichen Kleider für mich und meine Tochter Agnes. Ich schwöre es bei meiner Seelen Seligkeit, bei allen Heiligen des Himmels. Amen!"

Der Schwur war vollendet, Frau Elisabeth trat erschöpft einen Schritt zurück.

„Legt den Schlüssel eures Hauses auf den Tisch des Rathes nieder," sagte der Bürgermeister.

Es geschah.

„So spricht der Ehrsame Rath durch mich euch frei von jeglicher Verpflichtung gegen eure Gläubiger, von dieser Stunde an; alles, was bisher euer Eigenthum war, gehört euren Gläubigern, von dieser Stunde

an, und der Ehrsame Rath nimmt alles in seine Verwaltung. Geht hin in Frieden!"

Frau Elisabeth Rundorf verließ den Saal.

Die Blicke gesenkt, schritt sie durch die Vorhalle des Rathhauses dahin; sie sah den jungen stattlichen Mann nicht, der ihrer harrte, sie wollte vorüber schreiten, da hörte sie ihren Namen nennen. Sie schaute auf, Wolfram Markwart stand vor ihr.

„Ihr kehrt vom Tische des Rathes zurück," sagte er, „euer Wohnhaus in der Langgasse ist für euch verschlossen. Das Haus der Markwarts in der Spierdingstraße ist freilich nur bescheiden, gegen das eurige gerechnet, doch ihr würdet nichts darin an Behaglichkeit vermissen. Darum bitte ich euch von Herzen: folgt mir mit eurer Tochter in mein Haus, und verweilt darin, als wäre es euer Eigenthum!"

„Die Heiligen senden oft bittres Leid," entgegnete Frau Elisabeth, „doch sie vergessen auch nicht die Sonnenblicke der Freude. Habt Dank, Wolfram, für eure Güte, sie thut meinem Herzen so wohl. Zürnt mir aber nicht, wenn ich jetzt nicht im Stande bin, euch zu folgen, für mich und meine Tochter ist bereits gesorgt. Habt Dank! Die Heiligen werden euch für eure Treue den Lohn spenden, den meine Hand nicht zu gewähren vermag."

Betroffen schaute Wolfram sie an.

„Meinem scheidenden Bruder," entgegnete er, „habe ich gelobt, zu jeder Stunde und mit allen meinen Kräften auf euren Schutz bedacht zu sein. Fast ein Jahr ist vergangen, seid Berthold auszog, und ich weiß nicht,



ob er wiederkehren wird, oder ob er vielleicht im Heidenlande als Sklav nach der Hilfe der Seinigen vergeblich seufzt. Gönnt mir den Trost, die, welche er liebt, und um deretwillen er auszog, unter meinem Dache und unter meinem Schutze zu wissen. Ihr sollt bei mir leben, wie ihr selbst es bestimmt, und wenn ihr es für wünschenswerth haltet, so werde ich euch fremd bleiben, und die Leute mögen denken, daß ihr bei dem Goldschmied zur Miethe in das Haus gezogen seid. Weist mich nicht zurück, um dessetwillen, den eure Tochter liebt!"

„Wolfram," erwiderte Frau Elisabeth, „nehmt von mir die Versicherung, daß ich selbst zu euch gekommen wäre, und eure Hilfe begehrt hätte, wenn ich allein Herrin meiner Entschlüsse wäre. Doch auch ihr wißt, welche Gesinnungen mein Eheherr gegen euer Haus hegt, und euch sind die Worte nicht unbekannt, welche Herr Eberhard drohend zu mir am letzten Tage sprach. Sein Weib und seine Tochter dürfen die Schwelle eures Hauses nicht überschreiten, wenn Herr Eberhard nicht selber sie hinüberführt. Ihr werdet mein Thun zu würdigen wissen, Wolfram, denn ich kenne euren festen und verständigen Sinn. Bewahrt uns eure Freundschaft, und laßt uns beide auf den Tag hoffen, der alles Verworrene mit Gottes Hilfe lösen wird!" Sie reichte ihm freundlich die Hand.

„Ich vermag euren Worten nicht zu widersprechen, und euer Thun nicht zu tadeln," entgegnete Wolfram, „mögen die Heiligen euch behüten, und vergeßt nicht,

daß meine Hilfe für euch bereit ist, so bald ihr sie begehrt!"

Er drückte die dargebotene Rechte, und ging traurig von dannen.

Frau Elisabeth Rundorf schlug mit Lukas den Weg zu ihrem Zufluchtsorte ein.

Das Haus des Gürtlermeisters Johannes Berndt lag in der Nähe der Brücke, welche von der Stadt über den Fluß zur Speicherinsel führte. Katharina, seine Hausfrau, hatte alles gethan, was in ihren Kräften stand, um den gern gesehenen neuen Hausgenossen die Wohnung so behaglich als möglich einzurichten. Sie hatte ihnen ihre Putzstube bestimmt, die zu ebener Erde nach der Straße hinaus lag. Die weißbuchenen Dielen des Flurs waren sorgsam gescheuert und mit feinem weißen Sand bestreut, die glänzend lackirten Möbeln waren mit Terpentin gerieben; der Geruch war freilich noch nicht gänzlich verschwunden, aber die Platte des großen Tisches und des schrägen Pultes, an dem Meister Johannes Berndt seine Bücher, seine Briefe und seine Rechnungen mit festen, langsam gemalten Buchstaben zu besorgen pflegte, waren so blank geworden, daß die Meisterin lächelnd ihr gutmüthiges, wohlgenährtes Gesicht darin spiegeln und beschauen konnte. Auf den Polsterstühlen und dem Lehnsessel lagen sehr saubere gelbe Decken von Brabanter Leinen, und an den Fenstern standen in buntglasirten Thontöpfen eine ganze Reihe von Goldlakstauden, mit frischem Laub und schwellenden braunen Knospen.



Hinter den Blumen am Fenster saß schon seit einigen Stunden Agnes Rundorf; auch sie trug das schmucklose Trauergewand, wie ihre Mutter, und ihr thränenfeuchtes Auge schaute auf die trüben Fluthen des Flusses hin, der hoch geschwollen in seinem Bette die trägen Wellen vorüberwälzte. Agnes dachte an die Maitage, an denen Berthold's Kahn zu der blühenden Laube schwamm. Wo weilte jetzt der Geliebte? Kam er wieder, die Jungfrau in seine Arme zu schließen? Sollte ihr Auge sich wieder laben an der hohen Gestalt, an dem edlen Antlitz, an den kosenden Worten seines Mundes?

Ach die Stunden zogen so schwer, so dunkel dahin, ein Stern verlosch nach dem andern, und die Hoffnung hatte immer heißer gegen die Schatten zu kämpfen. Wird das Licht jemals wiederkehren? Der volle Sonnenschein je wieder das Herz erfüllen?

Stimmen ließen draußen sich hören; Lukas und der Meister Johannes Berndt nebst seiner Hausfrau bewillkommneten mit einer Fülle herzlicher und treugemeinter Worte Frau Elisabeth Rundorf, die ein weniges in mattem Tone darauf erwiderte, und dann sich der Thür des Zimmers näherte

Auf der Schwelle schien der Fuß der stolzen Frau zu stocken, und ein Krampf preßte ihr das Herz zusammen. Sie schloß die Thür, und mit einem erzwungenen Lächeln auf den Lippen schritt sie auf ihre Tochter zu und küßte sie. Agnes konnte ihrer Gefühle nicht Herr bleiben, sie umschlang die Mutter, bettete ihr Haupt an ihre Brust, und Thränen entstürzten ihren Augen.

Frau Elisabeth suchte die Weinende zu trösten; vergeblich sann sie auf wirksame Worte des Trostes, sie trug ja selbst eine unendliche Last auf der Seele.

Die emsige Hand der Frau Meisterin ließ es an keiner nur irgend ersinnlichen Pflege fehlen. Die besten Speisen, die sie zu bereiten verstand, den ältesten Festwein ihres Kellers trug die gute Seele heran, und so oft sie zu den Gästen in die Putzstube trat, hatte sie unerschöpfliche Worte des Bedauerns und des Jammers bereit, und rang wohl auch selber unter Thränen die Hände. Hätten die Frauen ihr Leid vergessen können, Frau Katharina würde sie immer wieder daran erinnert haben.

Der trübe Märzabend kam zu früher Stunde. Draußen ließ die Dämmerung alle Gegenstände in ein formloses, gedankenleeres Grau zusammenschwimmen; in dem selten gelüfteten Zimmer wurde die Luft immer drückender, und immer schwerer und bittrer und trostloser die Sorge.

Agnes war in das Zimmer der Hausfrau hinübergegangen, und plauderte mit dieser und dem alten Lukas. Frau Elisabeth Rundorf war ganz allein.

So lange sie den Fuß über die Schwelle dieses Hauses gesetzt hatte, war mit jeder Stunde die Last ihrer Seele drückender geworden. In den letzten Tagen, in denen sie in ihrer eigenen Wohnung weilte, hatte sie mit trotzigem Stolz dem unverschuldeten Unglück entgegen gesehen, und sie hatte es sich leicht gedacht, so viele Stufen herunterzusteigen und mit fleißiger Hände Werk den Unterhalt zu gewinnen. Aß sie nicht auf die eine wie auf die andere Art ihr eigenes Brod?



Doch als die Thür des eigenen Hauses sich für sie schloß, als der Schlüssel aus ihrer Hand genommen wurde und alle die zahlreichen, langgewohnten Gegenstände des täglichen Gebrauches, an welche sich die Erinnerungen eines ganzen Lebens knüpften, durch schmerzlichen Zwang ihr entfremdet wurden, als sie im fremden Hause sich aus Barmherzigkeit aufgenommen sah, sie, die stolze Tochter eines Bürgermeisters, da sank ihr Muth tiefer und tiefer hinab, und als das Licht des Tages schwand und die dumpfe Stubenluft sich immer drückender auf ihre Brust legte, da bemächtigte sich eine entnervende Verzweiflung der unglücklichen Frau. Sie hätte es für eine unendliche Wohlthat gehalten, wenn der Löser aller Schmerzen, wenn die ewige Nacht des Todes ihre Qualen zugedeckt und die Schläge des gequälten Herzens gehemmt hätte.

Sie schlug das einzige Tuch um die Schultern, das die Strenge des Gesetzes ihr von der Ueberfülle des Reichthums gelassen; in dem Zimmer — so schien es ihr — hätte der Athem ihr still stehen müssen; sie verließ still das Haus und schritt in der Dämmerung die Straßen hinauf. Wohin? Ja, wohin? Sie wußte es nicht.

Der Fuß schlug die gewohnten Wege ein, sie stand vor ihrem eigenen, verlassenen Hause. Dunkel und ohne irgend ein Lebenszeichen, ohne einen Schimmer des Lichtes freundlicher Kerzen, ohne einen Laut menschlicher Stimmen lag es da, wie ein Todter.

Frau Elisabeth stieg die steinernen Stufen der Haustreppe hinan, sie kauerte sich auf die Schwelle, sie

zog das Tuch um die Schultern und lehnte das Haupt an die Steinpfeiler des breiten Eingangs. Sie wollte nichts sehen, nichts hören, nichts denken und nichts hoffen. O wäre der Tod gekommen und hätte seine kalte Hand ihr aufs Herz gelegt — es wäre Wonne gewesen gegen diese Qual!

Sie saß auf den Steinen, niemand gewahrte sie. Wer, der hier vorüberging, schaute nach der verschlossenen Thür des verödeten Hauses? Und welcher Blick hätte in dem Dunkel die Gestalt der einstigen Herrin dieses Hauses erkannt?

Mit Peitschenknall und Gerassel kam es die Straße vom Flusse herauf, Fackelschein zuckte an den Wänden der Häuser auf, Rosseshufe schlugen das Pflaster mit ehernem Klang. Frau Elisabeth Rundorf vernahm es nicht, wie eine Erstarrung lag es auf ihren Gliedern.

Da sprang es mit langem Satze auf die Steintreppe, und schnob und winselte in Freudentönen, und eine breite Tatze legte sich auf die Schulter der regungslosen Frau — sie richtete sich erschreckt empor und starrte um sich — da riß es sie empor wie mit Blitzesgewalt — „Greif!“ rief sie zitternd, „der Hund — wo, wo?“

Ein Reiter sprang vom Rosse, ein schwerer Wagen hielt auf dem Pflaster, ungeduldig knallte der Fuhrmann mit der Peitsche. Eine hohe, kraftvolle Gestalt kam mit festem, eilendem Schritt auf die Thür zu — „Was mag das zu bedeuten haben?“ fragte eine Männerstimme mit tiefem Klang, „mein Haus —“

Er konnte nicht vollenden. „Eberhard!“ schrie



Frau Elisabeth auf und stürzte an die Brust des überraschten Mannes, „Eberhard! O ihr Heiligen des Himmels, ja du bist es! du bist es!“

Sie hing an seinem Halse, die Knie brachen unter ihr, daß er mit starkem Arm sie aufrecht halten mußte.

„Elisabeth! Mein Weib!“ sagte er, „wie finde ich dich wieder? Sprich, meine Theure, welches Unglück hat dich getroffen? Wo ist mein Kind? Wo ist Agnes?“

„Sie ist wohlauf,“ entgegnete die arme, übergewaltig erschütterte Frau, „ich aber habe heute Morgen den Schlüssel deines Hauses aufs Rathhaus getragen und bin als Bettlerin davon gegangen!“

Herr Eberhard Rundorf schrak zusammen.

„Daß ich dich davor nicht schützen konnte!“ sagte er in bewegtem Tone; „doch jetzt hat dein Leid ein Ende. Sage mir, verbirg mir nichts, wie ist es euch ergangen?“

„Von allem, was du mir gelassen, bringe ich nichts in deine Hand zurück. Ich habe gerungen mit der Kraft der Verzweiflung, doch ich habe alles verloren, nur“ — sie richtete sich auf — „nur die Ehre nicht!“

„So ist nichts für uns verloren!“ versetzte Herr Eberhard „ich führe einen Schatz mit mir, der unser Haus aus dem tiefsten Falle wieder aufrichten wird. Doch nun zum Rathhause! Den Schlüssel meines Hauses will ich in meiner eigenen Hand halten!“

Er rief dem Fuhrmann des Wagens zu, ihm zu folgen und sein Pferd am Zügel zu führen; mit starkem

Arm stützte er sein Weib, und bald nachher standen sie auf dem Flur des Rathhauses.

Der Rathsdiener fuhr entsetzt zurück, als die mächtige Gestalt des Handelsherrn vor ihn hintrat.

„Was schaut ihr, Gottfried?" rief Herr Eberhard mit seiner gebietenden Stimme, „wenn ihr einen Goldgulden verdienen wollt, lauft und entbietet den Bürgermeister und die Rathsherren schleunigst aufs Rathhaus. Sagt ihnen, ich lasse sie rufen."

Der Rathsdiener sandte alle seine Hausgenossen, und er lief selber zum Bürgermeister. Die unglaubliche Mähr, daß der Handelsherr, den jeder längst für verloren gehalten hatte, aus dem Heidenlande wohlbehalten wiedergekehrt sei und den Schlüssel seines Hauses zurückfordre, ließ keinen der Rathsherren säumen, und nach Verlauf einer halben Stunde war eine genügende Anzahl von Mitgliedern des Rathes versammelt, um unter dem Vorsitz des Bürgermeisters die Sitzung eröffnen zu können.

Zwei der Ledersäcke, welche Herr Eberhard Rundorf von seinem Wagen in den Sitzungssaal hinauftragen und auf dem grünen Tische ausschütten ließ, wirkten so überzeugend, daß der wohlweise Rath keinen Anstand nahm, dem Heimgekehrten den Schlüssel seines Hauses und damit die freie Verfügung über die verpfändeten Besitzthümer zurückzugeben.

Sobald aber die Sitzung ihren offiziellen Beschluß erhalten hatte, sprangen alle Rathsherren auf und umdrängten den Heimkehrenden. Auf aller Lippen lag die



Frage nach den ohne Zweifel sehr wunderbaren Erlebnissen des Handelsherrn.

„Ihr Freunde!" entgegnete Herr Eberhard, „was ich in dem Heidenlande erfahren habe, das läßt sich nicht in wenig Worten sagen. Heute werdet ihr's schwerlich noch erfahren, wollt ihr aber meine Gäste sein und mit mir ein Glas zum Willkomm leeren, so seid alle über eine Stunde in mein Haus eingeladen. Jetzt aber gestattet mir, mich zu entfernen, denn mein Herz verlangt danach, nach so viel Leid und Mühsal den Fuß wieder auf die eigene Schwelle zu setzen, und das Feuer auf dem verlassenen Herde wieder anzuzünden."

Mit welchen Gefühlen kehrte Frau Elisabeth nun am Arm ihres Gatten zu dem stattlichen Hause auf der Langgasse zurück! Unterwegs kam ihnen Agnes mit dem alten Lukas entgegen; freudig schloß der Heimgekehrte seine blühende Tochter in seine Arme. Er zuerst stieg die Stufen der Steintreppen hinauf, laut klang das Schloß, als die kraftvolle Hand des Hausherrn den Schlüssel drehte, und in kurzer Zeit strahlten alle Fenster des großen Hauses in hellem Kerzenschimmer auf die Straße hinaus, die sich mit Hunderten von neugierigen Zuschauern bedeckte.

Um den Herrn Eberhard versammelten sich alle die treuen Diener seines Hauses und begrüßten mit lauter Freude den heimgekehrten Herrn, den Retter aus der äußersten Noth. Es kamen auch die früheren Freunde und Genossen, es fehlten vor allen nicht die wohlbeleibten Herren vom Rathe, und alle tranken mit Kennermiene und mit fröhlichem Behagen den edlen Wein, den der

Hausherr ihnen reichlich bot, denn die Bewohner der reichen Stadt Elbing genossen damals des Rufes, daß ein heiteres, genußreiches Leben bei ihnen zu Hause sei, und daß mancher tapfere Rittersmann im Becherkampfe mit den Herren des wohlweisen Rathes zu Elbing eine überaus klägliche Niederlage davongetragen habe.

Als um die zehnte Abendstunde nach der alten festen Sitte sich der Schwarm der Gäste verlor, suchten auch die Hausgenossen ihr Lager. Als aber Frau Elisabeth in ihr Schlafgemach trat und die geschlossenen Bettvorhänge zurückschlug, da sank sie auf ihre Knie und dankte aus überströmendem Herzen dem gütigen Vater im Himmel für das reichgefüllte Maß der Freude, welches er mit milder Hand nach so langen, bittern Trauertagen gereicht hatte.

Am nächsten Morgen, als das Frühstück, welches aus Biersuppe mit Gewürz, geräuchertem Rindfleisch, Eiern und Brod bestand, verzehrt war, rief Herr Eberhard seine Gattin, seine Tochter und den alten Lukas in das Wohngemach, auf dessen Kamin ein lustiges Feuer flackerte.

Hier begann der Hausherr alle seine Erlebnisse mitzutheilen. Er schilderte die Mühseligkeiten und Gefahren seines Zuges im Heidenlande, seinen reichen Gewinn in Wilna, seine harten Leiden in der Gefangenschaft des Bajoren, bei dem er schon alle Hoffnung auf Befreiung so gänzlich aufgegeben hatte, daß er ernstlich darüber nachsann, ob es nicht besser sei, durch einen gewaltsamen Tod zu endigen. Mit bewegtem Gemüth erzählte er von



der freudigen Ueberraschung des Augenblicks, als sein Hund an ihm emporsprang und von den Lippen eines ihm unbekannten jüdischen Mannes deutsche Worte in sein Ohr tönten. Mit fester Ergebung harrte er nun in der Gefangenschaft aus, bis der Jude Salomon Gebirol ihn an den Hof des Großfürsten nach Wilna holte, und dort für ein herrliches Kleinod seine Freilassung erkaufte. Unter dem Geleit der lietauischen Reiter, und nachdem sie die vergrabenen Ledersäcke glücklich geborgen, gelangten sie mit den Wagen, die das Pelzwerk des Großfürsten trugen, glücklich über die Grenze des Ordenslandes. Als sie den heidnischen Boden hinter sich hatten, erzählte Salomon Gebirol dem Handelsherrn, daß jener junge Mann, der ihn zuerst erkannt habe und der von dem Großfürsten Kinstut zurückgehalten worden sei, nicht ein Jude, sondern ein Christ sei, der sein Vaterland verlassen habe, um im Heidenlande den Handelsherrn aufzusuchen und zu befreien, und selbst das kostbarste Besitzthum seines Hauses für den Handelsherrn zu opfern habe sich der junge Mann nicht einen Augenblick besonnen. Den Namen desselben habe Salomon Gebirol nicht zu nennen gewußt.

„Er selber aber“ — so schloß Herr Eberhard Rundorf seine Erzählung — „führte meinen Hund mit sich, und er selber sagte mir, daß meine Gattin ihn sende. Von dir, Elisabeth, erwarte ich nun Aufschluß über diese wunderbar verketteten Ereignisse. Wer war der von dir gesandte Bote?“

„Sein Name ist dir seit langer Zeit bekannt,“ ent-

gegnete Frau Elisabeth; „der auszog, um dich zu retten, und sein eigenes Leben für dich den größten Gefahren preisgab, der dich in das Vaterland zurückführte und die Deinen und dein Haus vom Verderben rettete — Berthold Markwart war es!“

„So hat meine Ahnung mich nicht betrogen,“ versetzte Herr Eberhard mit gerunzelter Stirn, indem er den finstern Blick auf die erglühende und wieder erbleichende Agnes richtete, „jetzt aber begehre ich alles zu wissen, was in dieser Sache dem Vater noch verborgen geblieben ist!“

„Das ist mit wenigen Worten ausgesprochen,“ entgegnete Frau Elisabeth, „Berthold und Agnes lieben sich, und sie haben, ohne deine Erlebnisse und deine Gesinnungen zu kennen, sich ewige Treue zugeschworen. Ich entdeckte diese Liebe, und als Berthold von mir die Gewißheit erhielt, daß ohne deine Einwilligung Agnes niemals die Seine werden könnte, machte er sich auf, um dich zu suchen. Nun weißt du alles, was sich ereignet hat. Wo aber weilt Berthold? Wird dein Befreier wiederkehren?“

Herr Eberhard sah finster vor sich hin.

Da stand der alte Diener auf und trat vor seinen Herrn.

„Und wenn der arme Junge wiederkehrt,“ sagte Lukas, „wird mein Herr dann seine Hände und seiner Tochter Hände in einander legen, und seinen Vatersegen dazu sprechen?“

Noch kam kein Wort über Herrn Eberhard's Lippen,



doch seine Blicke trafen mit Leidenschaft und Zorn die Augen des Dieners.

„Soll der alte Haß niemals sterben?“ fuhr Lukas unerschrocken fort, „das Herz meines Herrn hat er vergiftet, die schönsten Jahre meiner Herrin hat er getrübt, soll er nun auch noch die Herzen der Kinder brechen?“

Herr Eberhard gab keine Antwort; er stand auf und verließ das Zimmer.

Agnes hielt ihre Thränen nicht mehr zurück.

„Mein Vater kennt kein Erbarmen!“ schluchzte sie, „er will unser Glück nicht!“

„Still, Kind!“ entgegnete Frau Elisabeth, „ich sah, wie es ihn faßte, es wird ihn beugen. Laßt es ruhig weiter wirken, wenn der Tag gekommen ist, wird es deinen Vater nicht ruhen lassen, und auch euch werden die Heiligen zum glücklichen Ziele führen.“

„Das hat mir der Prior zu Kadienen stets gesagt,“ bemerkte Lukas, „wir müßten nur die Geduld nicht verlieren. Nun unser Herr wieder hier ist, fürchte ich nichts mehr.“ —

Bei der Mittagstafel zeigte Herr Eberhard seine gewohnte Ruhe. Man vermied es, den Namen Berthold's zu nennen; es gab ja noch so vieles zu erzählen.

Doch bald genug sollte das Schicksal gewaltsam drängen, den verworrenen Knoten zu zerhauen oder mit leiser Hand zu lösen.

Kaum war das Mittagsessen beendet, da sprengte der Rathsherr von Marienburg, Herr Peter Detmar, auf seinem steifen Rosse eilig die Langgasse herauf und

hielt vor dem Rundorf'schen Hause. Seine Würde als Rathsherr gestattete ihm, mit weniger Förmlichkeiten, als andere nöthig hatten, in das Haus des Kaufmanns einzutreten. Seine Miene aber zeigte einen unverkennbaren Zug der Angst, und sein Inneres schien von einer Last bedrängt zu sein, die größer war, als die Sorge um ein zweifelhaftes Geschäft.

Dem Diener, der ihn anmelden sollte, folgte er auf dem Fuße nach, und traf die Familie Rundorf, als sie bei einem Glase Malvasier den damals beliebtesten Nachtisch, Krachmandeln und Feigen, verzehrte.

„Rathsherr Peter Detmar aus Marienburg!" stellte der Gast mit einer würdevollen Verbeugung sich vor; „verzeiht die Störung, aber ich konnte nicht warten, sein Leben hängt an einem seidenen Faden; Berthold Markwart's Leben mein' ich."

Die Frauen fuhren von ihren Sitzen empor, Agnes stieß einen Schrei der Angst aus. Herr Eberhard aber vergaß nicht die Pflichten gegen den Gast. Auf sein Geheiß trug Lukas einen Sessel herzu, stellte ein silbernes Tellerchen mit geflochtenem Drahtrand und einen Becher hin, und nachdem der Gast den Willkommtrunk gekostet, lehnte Herr Eberhard sich in seinen Sessel zurück.

„Wenn's euch beliebt," sagte er, „so theilt mir nun alles, was wichtig ist, mit, und sagt mir wo ich dienen kann."

„Der Hochmeister", so erzählte Herr Peter Detmar — „kam vor einigen Tagen mit großem Gefolge von Königsberg zurück, und führte, wie man erzählte, einen Verräther mit sich, der das Ordensheer an die Heiden hatte verrathen wollen, und im letzten Augenblicke gefangen worden war. Einige sagten, er sei ein Christ, andere gaben ihn für einen Juden aus, und heute in der Frühe hörte ich, daß die Rechtskundigen des Hochmeisters den Verräther vor ihr Gericht geladen und ihn zum Tode durch den Strang verurtheilt hätten; binnen drei Tagen sollte er im Parcham des Haupthauses zum Galgen geführt werden. Nun erfuhr ich auch den Namen des Verurtheilten, es ist mein unglücklicher Vetter, Berthold Markwart. Daß er kein Verräther ist, dafür wollte ich meinen eigenen Kopf zum Pfande setzen; ein unseliger Irrthum muß obwalten. Aber die schleunigste Hilfe thut noth. Ich setzte mich sogleich auf und ritt nach Elbing zu Berthold's Bruder Wolfram, der sandte mich zu euch, eure Hilfe für — für seinen Bruder anzuflehen."



„Lukas," sagte Herr Eberhard Rundorf, „geh und besorge mir augenblicklich einen zuverlässigen Boten mit einem guten Pferde, er soll nach Danzig reiten; binnen einer halben Stunde muß er hier sein, den Auftrag in Empfang zu nehmen." Lukas ging.

„Mein Freund," — so wandte Herr Eberhard sich an den Rathsherrn — „ich bin derselben Meinung in Betreff des Verurtheilten wie ihr, ein Irrthum oder ein unglücklicher Zufall muß ihn in seine schlimme Lage gebracht haben. Ich sende einen Boten nach Danzig, um den Juden Salomon Gebirol nach Marienburg in euer Haus zu entbieten, sein Scharfsinn wird uns eine große Hilfe sein; er hat seine Pelze nach Danzig ge-

bracht, und wird nicht säumen, zu erscheinen. Morgen mit dem ersten Tageslichte reite ich selber hinüber nach Marienburg und spreche bei euch vor. Ihr aber begleitet mich jetzt aufs Rathhaus, ich werde bewirken, daß euch ein Schreiben des Rathes an den Hochmeister ausgestellt wird, er möge auf jeden Fall die Ausführung des Urtheils verschieben, bis die Zeugen von Elbing gehört seien. Mit diesem Schreiben kehrt ihr noch heute nach Marienburg zurück, und gebt es selbst in die Hand des Hochmeisters. Wollt ihr mein Gast in meinem Hause sein und euch von der Anstrengung eurer Reise erholen, bis ich, mit eurer Erlaubniß, euch für euer ermüdetes Pferd ein frisches Roß besorgt habe, so sollt ihr mir willkommen sein.“

Herr Peter Detmar hatte keinen Grund, diese Vorschläge von sich zu weisen, und mit vollem Behagen über die genossene gute Pflege schwang er sich eine Stunde später auf das neue, flinke Roß, und trabte seinen Weg zurück; das Schreiben des Rathes trug er sorgsam verwahrt bei sich.

Als Herr Eberhard Rundorf an demselben Abend sich zur Reise für den folgenden Tag rüstete, trat Agnes zu ihm in sein Zimmer.

„Vater!“ sagte sie mit flehender Stimme, „Vater, nimm mich mit dir!“

Der Handelsherr schaute seine Tochter ein wenig überrascht an, doch der alte Haß war aus seinem Blick gänzlich geschwunden; in den Augen seiner Tochter sah er schwere Thränen stehen, und ihre Wange war bleich.



Da ergriff er ihre Hand und zog sie zu sich; er küßte sie auf die Stirn, und sagte in mildem Tone: „So rüste dich, mein Kind!“ —

Am nächsten Tage stand der Rathsherr Peter Detmar bereits harrend an seiner Hausthür, als von den Lauben her die flinken Rosse nahten, welche den Herrn Eberhard Rundorf und seine Tochter Agnes trugen; auch den Wolfram Markwart sah der Rathsherr neben der Jungfrau reiten, und zwei Diener folgten.

Alles, was sein Haus zu bieten vermochte, bot Herr Peter Detmar auf, sich den Gästen angenehm zu bezeigen, und nach der wohlbesetzten Mittagstafel trat er sogleich mit dem Handelsherrn in eine ernste Erwägung über alle Schritte, die geschehen könnten. Das Schreiben des Magistrats von Elbing hatte er nicht in die eigenen Hände des Hochmeisters geben können, da die Anwesenheit des königlichen Gastes von Dänemark ihn verhinderte, Zutritt zu dem Landesherrn zu erlangen. Doch hatte man ihm versprochen, das wichtige Schreiben gewissenhaft zu besorgen.

Während die Männer redeten und der Ankunft des Salomon Gebirol mit Ungeduld entgegensahen, suchte Herrn Peter Detmar's Hausfrau die Tochter des Gastes und den Vetter zu unterhalten. Doch die gewohnte Stunde des sehr geliebten Mittagsschläfchens übte eine so bestrickende Gewalt auf die gute Frau, daß sie in ihrem Lehnsessel nicht allein die Gäste, sondern sogar die neue Haube vergaß; ohne daran zu denken, daß diese zerknittert werden müßte, lehnte sie ihren Kopf an

das Lederpolster, faltete die Hände und schlief mit einem freundlichen Lächeln ein.

Den Wolfram riefen bald nachher die Männer zu ihrer Berathung in das andere Zimmer; Agnes war nun mit der Schlafenden allein im Zimmer.

In ruhiger Ueberlegung mochten die Männer wohl in dem Gemach sitzen, und geduldig die Stunde erwarten, welche zum Handeln die günstigste war. Sie trugen in ihrer Brust nicht ein Herz, in dem die heiße Liebe ungestüm pochte, und die bittre Angst die quälende, tödtliche Sorge mit jeder Stunde steigerte, wie die Jungfrau, die am Fenster saß und die Augen nicht abwenden konnte von der Spitze des Thurmes der Marienkirche im Ordenshaupthause, der über alle Dächer hoch emporragte.

Wenn das Menschenherz im Kampf gegen das drückende Leid matt zusammensinkt und keine irdische Hilfe mehr erreichbar scheint, dann winken die Himmlischen und rufen den Gequälten mit immer lauterer Stimme zu sich. An wen aber sollte die Jungfrau ihr Gebet lieber richten, als an die himmlische Jungfrau, die gnadenreiche, mächtige Herrin und Königin jener Männer, welche das Schicksal ihres Geliebten in der Hand hielten?

Agnes hüllte ihre schöne Gestalt in den reichen Pelzmantel, zog den Schleier über ihr Angesicht, und verließ das Haus. Die Straße, der sie folgte, führte sie bald in die Nähe des Schlosses. Am Thor desselben sah sie die Wachen stehen, die erzgepanzerten, bärtigen Männer mit den blitzenden Hellebarden in der Faust.



Wer öffnete ihr das Thor? Wer geleitete sie, die Jungfrau, in die Burg, deren Schwelle nur wunderselten und nur in ganz ungewöhnlichen Fällen der Fuß eines Weibes überschritt?

Agnes blieb in einer kurzen Entfernung vor dem Thore stehen, sie schaute sich um, ob nicht eine Hilfe zu erspähen sei. Es war eine stille Stunde; nach der Mittagstafel hielt ein jeder eine kurze Rast, und nur wen dringende Geschäfte trieben, der schritt über die Straßen dahin. Auch am Thore des Schlosses war es einsam, träge lehnten die Wächter an dem eisernen Gitter.

Zagend stand die Jungfrau an ihrem Platze. Sie schaute zu den hohen Mauern hinauf, sie hörte die Wogen der Nogat an der andern Seite des Weges rauschen. Wer sollte ihr die verschlossenen Thüren aufthun? Sie harrte, und preßte die gefalteten Hände auf das klopfende Herz.

Die Zeit verging; der feuchte Westwind kam heran und brauste um die Zinnen der Burg, und kühlte die glühenden Wangen der Harrenden.

Endlich kam ein Ritter in weißem Mantel die Straße hinab und schritt dem Thore zu. Agnes trat ihm muthig in den Weg.

„Edler Herr,“ sagte sie ihm, „die tapfre Hand der Brüder vom deutschen Hause schützt die Hilfeflehenden, so weit ihr starker Arm reicht. Wendet euch nicht von mir, meine Bitte ist für euch so leicht zu erfüllen! Geleitet mich zu der Kirche der heiligen Jungfrau, daß ich an

ihrem Altar bete. Vielleicht hängt mehr als ein Menschenleben davon ab, ob die Mutter Gottes mich hört, oder nicht. Um der ewigen Himmelskönigin, eurer Herrin, willen, versagt mir nicht euren Beistand!"

„Euer Verlangen ist sehr ungewöhnlicher Art," entgegnete der Ritter, „doch ich glaube fast, die heilige Jungfrau würde mir darum zürnen, wenn ich mich von euch wendete. Ich bin bereit, euer Begehr zu erfüllen. Wenn es euch beliebt, so begleitet mich."

„Möge die Hand der Heiligen euch den schönsten Lohn bescheeren!" sagte Agnes erfreut, „ich glaube ihr würdet ein milder Herr dieses Landes sein."

Um die Lippen des Ritters spielte ein feines Lächeln, er schritt neben der Jungfrau her. Alle Thore öffneten sich vor ihm, alle Krieger wichen aus, und ehrerbietig grüßten die Ritterbrüder. Die Kirche war erreicht, an der Thür blieb der Begleiter stehen, Agnes eilte an den Altar der Gottesmutter und flehte mit heißer Bitte um den Beistand der Himmelskönigin.

Als sie sich erhob, füllte ein wunderbares Vertrauen ihre Brust; es war ihr, als stände ihr jetzt eine unüberwindliche Hilfe zur Seite.

Sie trat aus der Kirche, und sah sich gegenüber das prächtige Schloß des Landesfürsten. Da durchzuckte ein Gedanke mächtig ihren Sinn.

„Ihr habt mir eure Gewogenheit bewiesen," sagte sie ihrem Begleiter, „vollendet nun eure Güte, und schafft mir Gelegenheit, mit dem Hochmeister zu reden."

„Ob ich dieses Verlangen erfüllen kann, weiß ich



nicht," entgegnete der Ritter, „doch euer Versuch könnte leicht gelingen, die Stunde ist günstig. Ich führe euch zu des Meisters Wohnung, steigt nur ohne Bedenken die Treppe hinauf und fragt nach dem Herrn Winrich; man wird euch nicht zurückweisen."

Der Ritter schritt mit Agnes über den Burghof, und öffnete die große Thür des Mittelschlosses.

„Wenn jemand euch fragt, wer euch hierher gewiesen," sagte er, „so beruft euch auf den Komthur von Christburg, Konrad Zöllner von Rothenstein."

Er verbeugte sich und schritt davon. Agnes stieg die prachtvolle Treppe hinauf. Ein zagendes Gefühl durchschauerte sie in diesen geweihten Hallen; mehr als einmal hemmte sie den zagenden Fuß und ließ das ungestüm pochende Herz sich erst wieder beruhigen.

Sie gelangte in einen hochgewölbten Korridor, der weit wie eine Kirche war. Verschiedene Thüren zeigten sich, darunter eine breite, prächtig geschmückte Pforte, hinter welcher Stimmen laut wurden. Es mußte gewagt sein! Agnes öffnete und trat ein.

Ein hoher, stolzer Saal that sich auf. Zwei Männer standen vor den Augen der Jungfrau. Einer von ihnen trug den Purpur der Könige und zeigte einen kräftigen Körper von nicht kleinem Wuchse; der andere aber in der Ordenstracht überragte ihn um eines vollen Hauptes Länge, und so ehrfurchtgebietend stand die ganze Erscheinung da, daß Agnes sogleich dachte, dieser und kein anderer müsse der Held sein, der als Sieger von der

blutgetränkten Wahlstatt der Heidenschlacht heimgekehrt war, der Hochmeister, Herr Winrich von Kniprode.

Zu seinen Füßen warf Agnes sich nieder, sie streckte die Hände zu ihm empor. „Gnade!“ flehte sie, „Gnade, o Herr, für den Verurtheilten, den eure Richter des Verraths beschuldigen! Er ist kein Verräther, ich weiß es, und die Heiligen wissen es auch. O seid barmherzig, schonet des Unschuldigen!“

Mit Ueberraschung sah der Hochmeister die Jungfrau an diesem Orte vor sich; der Anblick des angstvollen, von Thränen überströmten Antlitzes bewegte sein großes, von fürstlicher Milde stets erfülltes Herz. Er hob die Knieende auf, er fragte genauer nach ihrem Begehr, und schon nach den ersten verworrenen Antworten wurde er aufmerksam, denn dieser Fall hatte ihn selber in den letzten Tagen vielfach beschäftigt. Er wünschte den ganzen Verlauf, alle vorbereitenden Ereignisse kennen zu lernen, denn sein kluger Sinn forschte nach den Triebfedern der trotz aller Untersuchungen immer noch unklar gebliebenen Handlungsweise des angeblichen Verräthers.

Da begann Agnes in kindlichem Vertrauen dem Fürsten alles zu erzählen. Von der unglücklichen Herzensneigung ihres Vaters sprach sie, von dem traurigen Ausgange derselben und dem bittern Haß ihres Vaters gegen die Söhne seiner einstigen Geliebten. Dann beschrieb sie, wie ihres Vaters reiches Haus durch den König Waldemar von Dänemark zu Grunde gerichtet sei — der Hochmeister runzelte finster die Stirn, und der königliche Gast schaute verlegen zum Fenster hinaus



auf die weite Niederung jenseit des Stromes — sie erzählte von dem kühnen Zuge ihres Vaters in das Heidenland, um sein wankendes Haus zu retten; mit gesenktem Haupte und tieferglühenden Wangen gab sie ihre Liebe kund, und sprach von dem Unternehmen Berthold's, sie zu gewinnen, indem er den Vater befreite. Sie theilte alles mit, was Grund gewesen war, diese verworrenen Fäden zu flechten, und ihren Lauf zu erklären.

Endlich schwieg sie, und schaute erwartungsvoll in das Antlitz des Hochmeisters.

„So haben meine Richter diesen Fall nicht verhandelt,“ entgegnete Herr Winrich, „sie wußten das nicht, was ich jetzt erfahren habe. Durch eure Mittheilungen habe ich die feste Ueberzeugung gewonnen, daß dieser opferwillige, kühne junge Mann kein Verräther sein konnte, denn er hätte durch seinen Verrath jeden Weg zu seinem lange erstrebten Glücke selbst versperrt. Ich vermag nicht den Spruch meiner Richter zu vollstrecken. Ist der Gefangene dennoch ein Verräther, so wälze ich die Schuld auf sein Haupt, die Strafe des ewigen Richters wird ihn nicht verfehlen. Ich aber will nicht Gefahr laufen, einen Unschuldigen zu morden. Euer Geliebter soll nicht sterben, edle Jungfrau. Ich lasse ihn sogleich aus dem Kerker führen und ihm die Fesseln abnehmen. Morgen aber wollen wir seine Sache noch einmal untersuchen, sendet alle Zeugen, von denen ihr geredet, um die zehnte Stunde hierher zu mir, vielleicht ist die völlige Unschuld doch noch zu erweisen. Bis dahin bleibt Berthold Mark-

wart im Haupthause. Wenn ihr nun nichts mehr zu fragen habt, edle Jungfrau, so will ich euch zu eurem Vater zurückgeleiten lassen."

Mit den Empfindungen der seligsten Freude verließ Agnes den hohen Saal. Der Hochmeister blieb mit dem Könige Waldemar zurück, und es waren ernste Worte, welche das Ohr des Königs hören mußte. —

Am nächsten Morgen erschien ein Ritter im Auftrage des Hochmeisters bei dem Rathsherrn Peter Detmar, um die Zeugen zur Verhandlung auf das Haupthaus zu führen. Herr Eberhard Rundorf, seine Tochter Agnes, Wolfram Markwart und Peter Detmar waren die Zeugen, und zu ihnen gesellte sich auch Salomon Gebirol, der am Abend zuvor von Danzig herübergekommen war.

Im kleinen Remter des Mittelschlosses waren die Richter versammelt; neben ihnen saß Berthold Markwart. Als die Freunde aus der Heimath als helfende Zeugen, als die Geliebte eintrat, flog ein heller Freudenschimmer über das bleiche Antlitz Berthold's. Nur ein flüchtiger Gruß konnte getauscht werden, da trat aus seinem Wohngemach der Hochmeister ein, und die Verhandlung begann.

Einer der Richter trug noch einmal den Gang der Ereignisse bis zur Gefangennahme Berthold's vor und begründete seine Anschuldigung des Verraths auf eine scharfsinnige Weise, selbst auf den Fall hin, daß Berthold Markwart nichts von dem Inhalt des Pergaments, das offenbar zur Schädigung des Ordens bestimmt gewesen



sei, gewußt hätte. Die Ausrede des Gefangenen, daß er den Brief nicht übergeben haben würde, könne man nicht gelten lassen, da diese Absicht nicht zu beweisen sei, und es müßte auf die äußeren Umstände mehr Gewicht gelegt werden, als auf das Wort des Gefangenen, der allein auf seine Rettung bedacht sei. Deshalb sei das Urtheil, den Tod eines Verräthers zu dulden, ein gerechtes gewesen, zumal in solchen hochwichtigen und folgenreichen Angelegenheiten niemals eine unzeitige Schlaffheit in Anwendung gebracht werden dürfe.

Gegen diese Rede erhob sich Herr Eberhard Rundorf. In ernsten Worten und oft in tiefer Bewegung führte er aus, wie eine einseitig starre Ansicht den Menschen dazu führen könne, eine Sache von einem gänzlich unrichtigen Gesichtspunkte aus, und deshalb falsch zu beurtheilen. Er begründete diese Meinung, indem er offen von seinem alten und bittern Hasse gegen die beiden Brüder Berthold und Wolfram sprach, und darauf hinwies, wie viele Leiden aus diesem ungerechten Hasse gegen so viele Personen hereingebrochen seien, und wie nur die gnädige Fügung der Heiligen bis jetzt ein schweres Unglück verhütet hätte. Darum warnte er die Richter, nicht auf den äußern Schein alles Gewicht allein zu legen, sondern sie möchten suchen, das Herz des Angeklagten zu erforschen, und darnach zu urtheilen, ob seine feierlichen Betheuerungen zu verwerfen seien.

Sichtlich machten die Worte des Handelsherrn einen tiefen Eindruck auch auf die Richter, in deren Augen allmählich der Gefangene in einem andern Lichte

erschien. Denn das Zeugniß ehrenhafter Männer läßt auch die fest angenommene Schuld eines dritten in ihrem Werthe sinken.

Bisher hatte Salomon Gebirol schweigend dagestanden, und mit seinen scharfen Blicken die Anwesenden genau betrachtet. Jetzt trat er an den Tisch der Richter.

„Gestrenge Herren“, sagte er, „wenn ichs recht verstanden habe in meinem Sinn, so ist's das kleine Pergament, das dem, den ihr anklagt, beinahe den Strick des Henkers verschafft hätte. Ihr redet von Verrath, aber, wenn's erlaubt ist, möchte ich fragen: was steht denn geschrieben auf dem kleinen Pergament?“

„Die Botschaft ist in Geheimschrift abgefaßt,“ erwiderte der Richter, „niemand vermag sie zu entziffern.“

„Wollt ihr mir gestatten,“ versetzte der Jude, „daß ich den Brief in meine Hand nehme?“

Der Richter schaute fragend zum Hochmeister hinüber.

„Seht ihn an,“ entgegnete dieser.

Salomon nahm das Pergament in seine Hand, er betrachtete aufmerksam die wunderlichen Zeichen; „'s ist die Schrift,“ sagte er, indem er das Pergament auf den Tisch zurücklegte, „mit der die lietauischen Fürsten schreiben, wenn sie im Kriege sind; ihre Priester haben noch andere Zeichen. Ich verstehe sie beide zu deuten.“

Ein Ruf des Erstaunens wurde in dem Gemache laut. „So lest vor uns allen, was das verruchte Pergament enthält!“ rief der Handelsherr.

Salomon streckte die Hand wieder nach dem Doku-



ment aus, doch das Gebot des Hochmeisters hielt ihn zurück.

„Niemand von uns ist im Stande, die Wahrheit eurer Aussage zu prüfen,“ sagte Herr Winrich, „deshalb müßt ihr selbst die Probe bieten. Die Ordenskanzlei verwahrt einen Zettel, der mit denselben Zeichen bedeckt ist, wie dieses Pergament; ich kenne den Inhalt desselben; möge der Jude uns erst an dem Zettel beweisen, daß seine Kenntniß die richtige ist.“

„Ich bin's zufrieden,“ sagte Salomon, „bringt den Zettel und gebt ihn mir in meine Hand.“

Bald war der Bote zurück, und ein zerknitterter Zettel wurde dem Juden überreicht. Erwartungsvoll ruhten die Augen der Anwesenden auf seinem ausdrucksvollen Antlitze.

Ohne sich lange zu bedenken, las Salomon: „Wenn Kinstut der Großfürst flieht, so wird er in Liebstadt Rosse und Begleiter finden.“

„Bei St. Georg!“ rief der Hochmeister, „ihr habt nicht zu viel versprochen. Nehmt nun das Pergament.“

Die höchste Spannung malte sich in den Gesichtszügen aller Anwesenden, als Salomon das verhängnißvolle Dokument ergriff. Seine Worte klangen laut und vernehmlich durch den Saal. Er las:

„So gebietet Kinstut der Großfürst dem Fürsten Olgjerd: Eile sofort mit dem ganzen Heere zu mir nach Abend hin bis an die Alle. Tödte den Boten, er ist uns nicht treu und folgt nur dem Zwange.“ —„So

steht's geschrieben," setzte Salomon hinzu „hier auf diesem Pergament. Was sagen die Richter nun?"

„Der Spruch kann nicht mehr zweifelhaft sein," versetzte der erste der Richter, „nicht einen Verräther haben wir vor uns, sondern ein Opfer, das man zur Schlachtbank führen wollte, nachdem es seinen Dienst gethan."

„So löse ich euch, Berthold Markwart, von jeder Anschuldigung," entgegnete der Hochmeister, „nehmt eure Ehre und eure Freiheit zurück!"

Einen Augenblick stand Berthold, als müsse er an der Wahrheit der vernommenen Worte noch zweifeln, dann schritt er, die Blicke fragend auf den Handelsherrn gerichtet, auf die Geliebte zu.

Herr Eberhard Rundorf aber breitete seine Arme nach dem jungen Manne aus. Berthold und Agnes warfen sich zugleich an des Vaters Brust, und in dieser dreifachen Umarmung starb der letzte Funken des einst so bitteren Hasses, und das Band treuer hartgeprüfter und glorreich bewährter Liebe verknüpfte die Familien zum festen Bunde.

Als Herr Eberhard aufschaute, sah er, daß auch König Waldemar von Dänemark in die Versammlung eingetreten war.

Mit Verwunderung sah er den König auf sich zuschreiten.

„Ihr habt von der Hand meiner Seeleute manche Unbill erlitten, Herr Eberhard Rundorf," sagte der König, „ich freue mich, daß jetzt eine Gelegenheit zur Hand ist, wieder gut zu machen, was ungerechter Weise



euch traf. Vernehmt denn, daß ich heute in die Kanzlei des Ordenshauses eine Urkunde niedergelegt habe, kraft welcher ich den deutschen Kaufleuten der Städte Kulm, Thorn, Elbing, Danzig, Braunsberg und Königsberg eine Hufe Landes zu Falsterbude auf Schonen für den Aufbau einer Vitte geschenkt, und diese Vitte im Voraus mit allen Rechten der Lübecker Vitte begabt habe. Fortan kann also der deutsche Kaufmann in voller Freiheit nach seinen heimischen Satzungen in meinen Reichen Handel treiben. Euch aber überreiche ich hiermit eine Anweisung auf zehntausend Goldgulden, welche der Ordenstreßler euch als Entschädigung für eure früheren Verluste in dänischen Gewässern auszahlen wird. Doch damit ihr später auch ohne allen Groll meiner gedenken mögt, so gestattet, daß meine Hand euch einen Sohn eures Namens schenkt." Er wandte sich an Berthold Markwart.

„Kniet nieder!" sagte er, indem er sein blitzendes Königsschwert aus der reich besetzten Scheide zog.

Berthold folgte dem Gebot.

König Waldemar, einer der berühmtesten Helden seiner Zeit, berührte mit der Klinge die Schulter des Knieenden, und sprach feierlich:

„Besser Herr als Knecht! Empfangt von König Waldemar's Hand den Ritterschlag, und führt fortan den Namen: Berthold Markwart von Rundorf!"

„So nehmt von mir das Wappen dazu," sagte der Hochmeister, „führt in eurem Schilde die gesprengte Fessel, und darüber einen Judenbart, denn der ist es, dem ihr euer Glück verdankt!"

„Und nun zurück zur Heimath!" sagte Herr Eberhard hoch erfreut, denn König Waldemar hatte seinen liebsten Wunsch getroffen, „ich denke, Frau Elisabeth wird sich nicht lange bitten lassen, den bräutlichen Kranz in die Locken ihrer Tochter zu flechten!" —

Die übrigen verließen den Saal; der Hochmeister winkte den Juden zu sich.

„Habt ihr Lust," sagte er, „bei mir zu bleiben und eure Dienste mir und dem Orden zu widmen?"

„Herr!" entgegnete Salomon, „ihr seid ein weiser Mann, und ihr seid ein guter Mann. Ich will euch gern dienen."

„So gelobt mir Treue durch euren Handschlag!" sagte der Hochmeister, und bot dem Juden die Rechte.

Freudig schlug Salomon Gebirol ein.



Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.